Sharpes SIEG

BERNARD CORNWELL

BASTEI LÜBBE

Bernard Cornwell

SHARPES SIEG

1803
Richard Sharpe und die Schlacht
von Assaye

Aus dem Englischen von
Joachim Honnef



Bernard Cornwell

SHARPES SIEG

1803
Richard Sharpe und die Schlacht von Assaye

Aus dem Englischen von
Joachim Honnef

luebbe digital

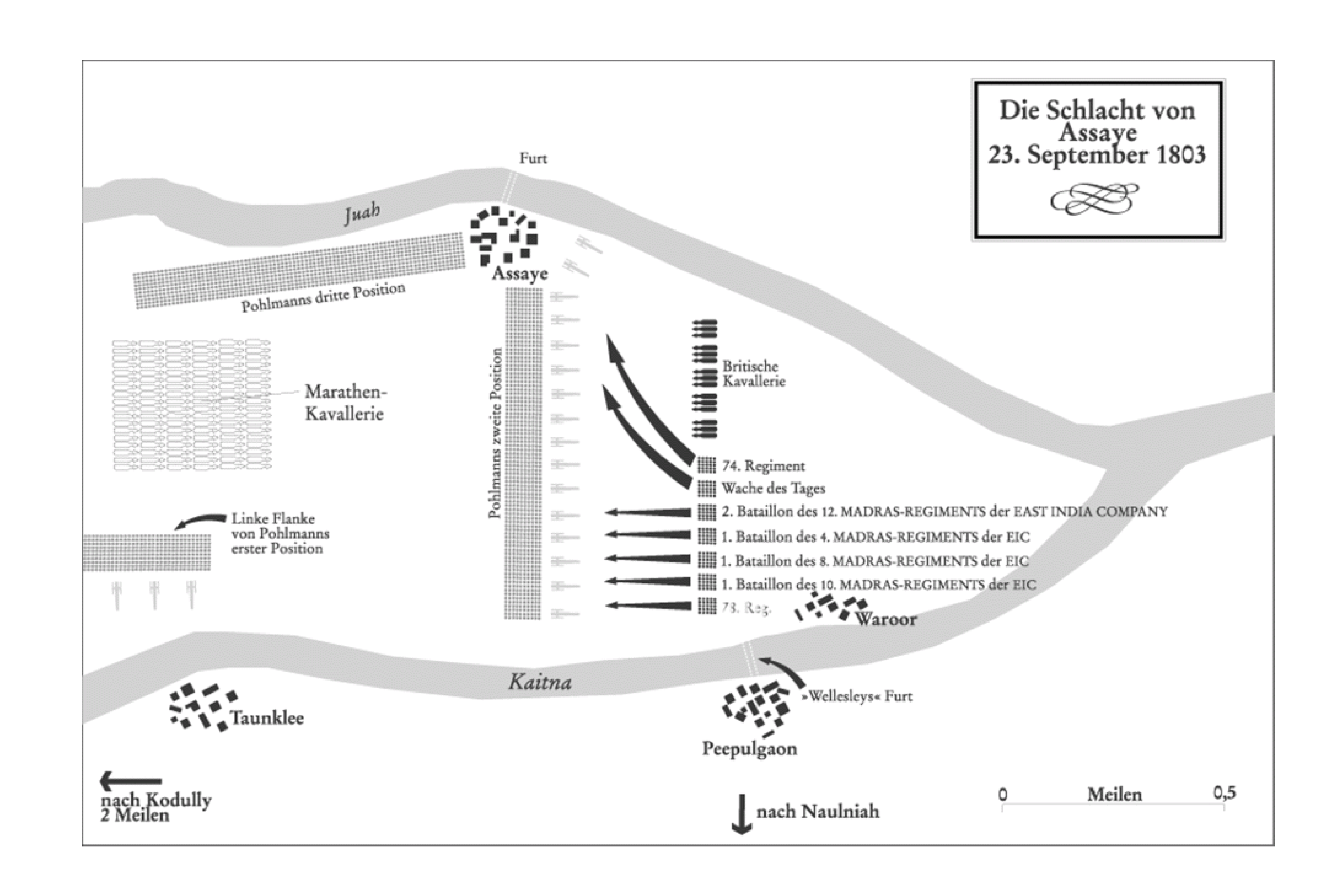
luebbe digital

Vollständige eBook-Ausgabe
der bei Ehrenwirth erschienenen Hardcoverausgabe
luebbe digital und Ehrenwirth in der Verlagsgruppe Lübbe

Titel der englischen Originalausgabe:
»Sharpe's Tiger«
Originalverlag: HarperCollins*Publishers*

Prüfung der militärhistorischen Details:
Historisches Uniformarchiv Alfred Umhey
Textredaktion: Rainer Delfs
Datenkonvertierung eBook:
Urban SatzKonzept, Düsseldorf
ISBN 978-3-8387-0045-8

Sharpes Sieg ist Joel Gardner gewidmt,
der mich nach Abmadnagar und Assaye
begleitet hat



Die Schlacht von Assaye 23. September 1803
Furt
Juah
Assaye
Pohlmanns dritte Position
Marathen-Kavallerie
Pohlmanns zweite Position
Britische Kavallerie
74. Regiment
Wache des Tages
2. Bataillon des 12. MADRAS-REGIMENTS der EAST INDIA COMPANY
1. Bataillon des 4. MADRAS-REGIMENTS der EIC
1. Bataillon des 8. MADRAS-REGIMENTS der EIC
1. Bataillon des 10. MADRAS-REGIMENTS der EIC
73. Reg.
Linke Flanke von Pohlmanns erster Position
Waroor
Kaitna
»Wellesleys« Furt
Taunklee
Peepulgaon
nach Kodully 2 Meilen
nach Naulniah
0
Meilen
0,5

KAPITEL 1

Es war nicht Sergeant Richard Sharpes Schuld. Er hatte nicht das Kommando. Sharpe war der jüngste von einem Dutzend Männern, einschließlich eines Majors, eines Subadars – eines eingeborenen Kompanieführers – und zwei eingeborenen Unteroffizieren, dennoch fühlte er sich verantwortlich. Er fühlte sich verantwortlich, ärgerlich, erhitzt, bitter und voller Furcht. Blut war auf seinem Gesicht verkrustet, über das unzählige Fliegen krochen. Sogar in seinen offenen Mund krochen Fliegen.

Aber er wagte sich nicht zu rühren.

Die feuchtheiße Luft stank nach Blut und verfaulten Eiern, der typische Geruch von Pulverrauch. Als Letztes konnte er sich daran erinnern, dass er seinen Tornister und die Patronentasche in die glühende Asche eines Feuers geworfen hatte, und jetzt explodierte die Munition aus der Patronentasche. Bei jeder Pulverexplosion schossen Funken und Asche in die heiße Luft. Ein paar der Männer lachten bei dem Anblick. Sie blieben stehen und schauten hin, stocherten mit ihren Musketen in den Leichen und gingen dann weiter.

Sharpe lag still. Eine Fliege kroch über seine Augen, und er zwang sich, absolut reglos zu bleiben. Auf seinem Gesicht war Blut, auch in seinem rechten Ohr hatte sich Blut gesammelt, das jetzt trocknete. Er blinzelte, befürchtete, dass die Killer die winzige Bewegung bemerken würden, doch keiner nahm Notiz davon.

Chasalgaon. Dort war er. Chasalgaon, eine armselige Festung an der Grenze von Haidarabad, und weil der Maharadscha von Haidarabad ein britischer Verbündeter war, lag die Festung mit hundert Sepoys der East India Company und fünfzig Söldnerreitern aus Maisur in Garnison. Als Sharpe dort eingetroffen war, waren die Hälfte der Sepoys und alle Reiter außerhalb auf Patrouille gewesen.

Sharpe war von Seringapatam gekommen, mit einem Sonderkommando von sechs Privates und einem Lederbeutel voller Rupien, und war von Major Crosby, dem Kommandanten von Chasalgaon, begrüßt worden.

Der Major erwies sich als plumper, rotgesichtiger, reizbarer Mann, der die Hitze verabscheute und Chasalgaon hasste. Er hatte sich auf seinen Segeltuchstuhl plumpsen lassen und Sharpes Befehle entfaltet. Er las sie, stieß einen Grunzlaut aus und las alles noch einmal.

»Warum, zur Hölle, hat man Sie geschickt?«, fragte er schließlich.

»Weil man keinen anderen hatte, Sir.«

Crosby blickte mit gerunzelter Stirn auf den Befehl. »Warum kein Offizier?«

»Es standen keine Offiziere zur Verfügung, Sir.«

»Verdammt verantwortungsvoller Job für einen Sergeant, finden Sie nicht auch?«

»Ich werde Sie nicht enttäuschen, Sir«, sagte Sharpe mit ausdrucksloser Miene und starrte ein paar Zoll über den Kopf des Majors hinweg auf das blassgelbe Segeltuch des Zelts.

»Das will ich Ihnen verdammt noch mal geraten haben«, sagte Crosby und legte die Befehle auf einen Stapel Papier auf seinem Feldtisch. »Und Sie sehen verdammt jung aus, um Sergeant zu sein.«

»Ich wurde spät geboren, Sir«, erwiderte Sharpe. Er war sechsundzwanzig oder glaubte, es zu sein, und die meisten Sergeants waren viel älter.

Crosby, der argwöhnte, veralbert zu werden, sah zu Sharpe auf, doch das Gesicht des Sergeants verriet nicht, dass er sich über ihn lustig machte. Ein gut aussehender Mann, dachte Crosby mürrisch. Vermutlich hatten sich die *bibbis* von Seringapatam für ihn aus ihren Saris geschält, und Crosby, dessen Frau vor zehn Jahren am Fieber gestorben war und der sich jede Donnerstagnacht mit einer Dorfhure für zwei Rupien tröstete, verspürte eine Spur von Neid.

»Und wie, zum Teufel, wollen Sie die Munition zurück nach Seringapatam bekommen?«, wollte er wissen.

»Mit Ochsenkarren, Sir.« Sharpe hatte seine Art, wenig hilfreiche Offiziere anzusprechen, perfektioniert. Er gab ihnen präzise Antworten, verzichtete auf Unnötiges und klang stets zuversichtlich.

»Womit wollen Sie das schaffen? Mit Versprechungen?«

»Mit Geld, Sir.« Sharpe klopfte auf die Provianttasche, in der der Beutel mit Rupien verstaut war.

»Mein Gott, man vertraut Ihnen Geld an?«

Sharpe entschied sich, diese Frage nicht zu beantworten, sondern nur gelassen auf die Zeltwand zu schauen.

Chasalgaon ist kein glücklicher Ort, sagte er sich. Es war eine kleine Festung, erbaut auf einer Klippe an einem Fluss, dessen Ufer von den Wassern des Monsuns hätten überflutet sein sollen, doch er war dieses Jahr ausgeblieben, und das Land war grausam trocken.

Die Festung hatte keinen Graben ringsum, nur einen Wall aus Kakteen mit einem Dutzend hölzerner Plattformen. Innerhalb des Walls befand sich ein Exerzierplatz, wo ein entrindeter Baumstamm als Flaggenmast diente, und der Paradeplatz war von drei Kasernengebäuden umgeben, deren Dächer mit Palmenblättern bedeckt waren, einem Küchengebäude, Zelten für die Offiziere und einem steinernen Magazin, in dem die Munition der Garnison lagerte. Die Sepoys hatten ihre Angehörigen im Fort, und so war es von Frauen und Kindern überlaufen, doch Sharpe hatte festgestellt, wie verdrossen sie wirkten.

Crosby war anscheinend einer dieser boshaften Offiziere, die nur glücklich waren, wenn es allen ringsum erbärmlich ging.

»Ich nehme an, Sie erwarten, dass ich Ihnen die Ochsenkarren besorge?«, sagte Crosby empört.

»Dafür werde ich selbst sorgen, Sir.«

»Sie sprechen Marathi, wie?«, schnaubte Crosby. »Sie sind ein Sergeant, Bankier und Übersetzer, wie?«

»Ich habe einen Übersetzer mitgebracht, Sir«, sagte Sharpe. Womit er ein bisschen übertrieb, denn Davi Lal war erst dreizehn, ein Straßenbengel aus Seringapatam. Er war ein gerissenes, schelmisches Kind, das von Sharpe beim Stehlen in einem Küchengebäude erwischt worden war. Nachdem er dem Jungen ein paar Ohrfeigen gegeben hatte, um ihm Respekt vor dem Besitz Seiner britannischen Majestät beizubringen, hatte Sharpe ihn zu Lalis Haus gebracht, um ihm ein ordentliches Essen zu geben, und Lali hatte mit dem Jungen gesprochen und erfahren, dass seine Eltern tot waren, dass es keine Verwandten gab, von denen er wusste, und dass er sich mehr oder wenig ehrlich durchs Leben schlug. Er war auch verlaust.

»Du musst ihn loswerden«, hatte sie Sharpe geraten, doch er hatte in Davi Lal etwas gesehen, das ihn an seine Kindheit erinnert hatte, und ihn runter zum Kaveri-Fluss geschleppt, wo er ihn anständig abgeschrubbt hatte. Danach war Davi Lal Sharpes Botenjunge geworden. Er hatte gelernt, Koppel und Stiefel zu putzen und seine eigene Version von Englisch zu sprechen, die, weil sie von den niedrigen Rängen kam, die Engländer und die kultivierten Inder leicht schockieren konnte.

»Sie werden drei Karren benötigen«, sagte Crosby.

»Jawohl, Sir«, erwiderte Sharpe. »Danke, Sir.« Er hatte genau gewusst, wie viele Karren er brauchen würde, doch er wusste ebenso, dass es dumm wäre, dieses Wissen bei einem Offizier wie Crosby preiszugeben.

»Dann suchen Sie Ihre verdammten Karren«, blaffte Crosby, »und lassen Sie mich wissen, wann Sie zum Aufladen bereit sind.«

»Sehr gut, Sir. Danke, Sir.« Sharpe stand still, machte eine Kehrtwendung und marschierte aus dem Zelt, um sich auf die Suche nach Davi Lal und den sechs Privates, einfachen Soldaten der königlichen Armee, zu machen, die im Schatten eines der Kasernengebäude warteten.

»Wir werden zu Mittag essen«, sagte Sharpe, »und am Nachmittag einige Karren beschaffen.«

»Was gibt es zum Essen?«, erkundigte sich Private Atkins.

»Was immer Davi aus dem Küchenbau klauen kann«, sagte Sharpe. »Aber seid schnell damit, klar? Ich will morgen früh aus diesem verdammten Fort verschwinden.«

Ihr Job war es, achtzigtausend Musketenpatronen zu holen, die aus dem Arsenal der East India Company in Madras gestohlen worden waren. Die Patronen waren von der besten Qualität, die man in Indien bekommen konnte, und die Diebe wussten genau, wer ihnen den höchsten Preis für die Munition bezahlen würde.

Die Fürsten der Marathen-Konföderation waren ständig im Krieg gegeneinander oder überfielen die benachbarten Staaten, aber jetzt, im Sommer 1803, drohte eine Invasion von britischen Streitkräften. Die Bedrohung der Invasion hatte zwei der größten Marathen-Herrscher dazu gebracht, eine Allianz zu schließen, die jetzt ihre Truppen zusammenzog, um die Briten zurückzuschlagen, und diese Fürsten hatten den Dieben für die Patronen eine Riesensumme in Gold versprochen. Doch einer der Diebe, der geholfen hatte in das Arsenal in Madras einzubrechen, hatte sich geweigert, seinen Bruder in die Bande aufzunehmen und mit ihm den Profit zu teilen, und so hatte der Bruder die Bande an die Spione der Company verraten.

Zwei Wochen später war die Karawane, die die Patronen durch Indien transportierte, nicht weit von Chasalgaon von Company-Sepoys aus dem Hinterhalt überfallen worden. Die Diebe waren getötet worden oder geflüchtet, und die wiedereroberte Munition war zur sicheren Verwahrung in das kleine Magazin des Forts gebracht worden. Jetzt sollten die achtzigtausend Patronen zum Arsenal in Seringapatam gebracht werden – ein dreitägiger Marsch nach Süden – wo sie an die britischen Truppen ausgegeben werden sollten, die sich auf den Krieg gegen die Marathen vorbereiteten.

Ein einfacher Job, und Sharpe, der die letzten vier Jahre als Sergeant im Arsenal von Seringapatam verbracht hatte, war die Verantwortung übertragen worden.

Makulatur, verdorbene Ware, dachte Sharpe, während seine Männer auf einem Feuer aus Ochsendung in einem Kessel Flusswasser kochten. Das war der Schlüssel für die nächsten paar Tage – die Ware war verdorben. Niemand in Seringapatam würde der Behauptung widersprechen, dass, zum Beispiel, siebentausend Patronen in der hohen Luftfeuchtigkeit unbrauchbar geworden waren. Sharpe nahm an, dass er die siebentausend Patronen an Vakil Hussein verkaufen konnte, solange er natürlich von achtzigtausend ausgehen konnte. Major Crosby hatte nichts von dieser Zahl gesagt, aber als Sharpe das gerade dachte, tauchte der Major mit Zweispitz und Degen aus seinem Zelt auf.

»Achtung, aufstehen!«, raunte Sharpe scharf seinen Jungs zu, als der Major sich näherte.

»Ich dachte, Sie besorgen Ochsenkarren?«, blaffte Crosby Sharpe an.

»Erst kommt das Essen, Sir.«

»Ihr Essen, hoffe ich, nicht unseres, oder? Wir bekommen hier keine Verpflegung, um die Soldaten des Königs zu füttern, Sergeant.« Major Crosby stand im Dienst der East India Company, und obwohl er einen roten Uniformrock wie die Armee des Königs trug, gab es wenig Liebe zwischen den beiden Streitkräften.

»Unser Essen, Sir«, sagte Sharpe und wies auf den Kessel, in dem jetzt Reis und Ziegenfleisch, beides aus Crosbys Lager gestohlen, gekocht wurden. »Das hatten wir mitgebracht, Sir.«

Ein Havildar, ein eingeborener Sergeant, rief vom Tor und versuchte, Crosby auf sich aufmerksam zu machen, doch der Major ignorierte den Ruf.

»Ich vergaß, eine Sache zu erwähnen, Sergeant«, sagte er zu Sharpe.

»Sir?«

Crosby wirkte einen Moment verlegen, dann erinnerte er sich daran, dass er nur mit einem Sergeant sprach. »Einige der Patronen sind unbrauchbar geworden. Verdorben von der Luftfeuchtigkeit.«

»Ich bedaure, das zu hören, Sir«, sagte Sharpe mit unbewegtem Gesicht.

»So musste ich sie zerstören«, sagte Crosby. »Sechs oder siebentausend, wie ich mich erinnere.«

»Das ist normaler Schwund, Sir, der immer wieder vorkommt.«

»Genau.« Crosby schaffte es nicht zu verbergen, dass er erleichtert war, weil Sharpe seine Geschichte so leicht akzeptierte. »So ist es leider.« Dann drehte er sich zum Tor. »Havildar?«

»Company-Soldaten nähern sich, Sahib!«

»Wo ist Captain Leonard?«, fragte Crosby. »Ich denke, der ist der Offizier vom Dienst?«

»Hier, Sir, hier bin ich.« Ein großer, schlaksiger Captain eilte aus einem Zelt und stolperte über ein Halteseil, fing sich und rückte seinen Hut zurecht, während er zum Tor eilte.

Sharpe musste rennen, um Crosby einzuholen, der ebenfalls zum Tor rannte. »Sie geben mir eine Bescheinigung, Sir?«

»Eine Bescheinigung? Wofür sollte ich Ihnen eine Bescheinigung geben?«

»Die Schadensmeldung, Sir«, sagte Sharpe respektvoll. »Ich werde für die Patronen geradestehen müssen.«

»Später«, sagte Crosby, »später.«

»Jawohl, Sir«, erwiderte Sharpe, und er dachte: Leck mich, du verdammter Bastard!

Captain Leonard stieg auf die Plattform neben dem Tor, und Crosby gesellte sich zu ihm. Der Major nahm ein Fernrohr aus der Rocktasche.

Die Plattform bot einen Blick über den kleinen Fluss, der in der Regenzeit angeschwollen sein sollte, doch das Ausbleiben des Monsuns hatte nur ein dünnes Rinnsal zwischen den grauen Felsen gelassen.

Jenseits des fast trockenen Flussbettes, vor dem Horizont hinter einem Hain, konnte Crosby rot berockte Soldaten sehen, die von einem europäischen Offizier auf einem Rappen geführt wurden, und sein erster Gedanke war, dass es Captain Roberts sein musste, der von der Patrouille zurückkehrte, doch Roberts ritt einen Schecken. Außerdem hatte er nur fünfzig Sepoys mitgenommen, und dieser Reiter führte eine fast doppelt so große Kompanie.

»Öffnet das Tor!«, befahl Crosby und fragte sich, wer, zum Teufel, der Mann auf dem Rappen sein mochte. Vermutlich war es Captain Sullivan von der Garnison bei Milladar, einer anderen Grenzfestung wie Chasalgaon. Aber was trieb Sullivan hier? Vielleicht ließ er einige neue Rekruten marschieren, um die jungen Burschen abzuhärten – nicht, dass die mageren kleinen Bastarde Weichlinge waren –, aber es war unhöflich von Sullivan, Crosby sein Kommen nicht anzukündigen.

»Jemadar«, rief Crosby, »lassen Sie die Wache antreten!«

»Sahib, die Wache antreten lassen!«, wiederholte der Jemadar den Befehl. Andere Sepoys öffneten das Tor.

Er wird hier essen wollen, dachte Crosby verdrossen und fragte sich, was zum Mittagessen gekocht wurde. Ziegenfleisch vermutlich, mit Reis. Nun, Sullivan würde einfach mit dem zähen Fleisch vorlieb nehmen müssen. Das ist der Preis dafür, dass er sich nicht angemeldet hat. Und wenn er erwartet, dass ich seine Sepoys ebenso beköstige, hat er sich geschnitten. Chasalgaons Köche hatten keine Besucher erwartet und würden nicht genug Verpflegung für hundert weitere hungrige Sepoys haben.

»Ist das Sullivan?«, fragte er Leonard und reichte dem Captain das Fernrohr.

Leonard spähte lange zu den nahenden Reitern.

»Ich habe Sullivan nie kennen gelernt«, sagte er schließlich, »und deshalb kann ich das nicht sagen.«

Crosby riss ihm fast das Fernrohr aus der Hand.

»Lassen Sie für den Bastard Salut schießen, wenn er eintrifft«, befahl er, »und sagen Sie ihm, dass er mir beim Essen Gesellschaft leisten kann.« Er überlegte kurz. »Sie meinetwegen auch«, fügte er widerwillig hinzu.

Dann kehrte Crosby zu seinem Zelt zurück. Er hielt es für besser, Leonard den Fremden willkommen heißen zu lassen, anstatt sich selbst darum zu kümmern. Verdammter Sullivan, der ihn nicht vorgewarnt hatte! Dennoch konnte die Sache auch eine gute Seite haben, denn Sullivan brachte vielleicht Neuigkeiten. Der große, gut aussehende Sergeant aus Seringapatam hätte Crosby zweifellos die jüngsten Gerüchte aus Maisur erzählen können, doch es müsste ein kalter Tag in der Hölle sein, bevor Crosby einen Sergeant nach Neuigkeiten fragen würde. Aber ohne Zweifel veränderte sich etwas in der Gesamtlage, denn es war neun Wochen her, seit Crosby zum letzten Mal einen Marathen-Plünderer gesehen hatte, und das war äußerst sonderbar.

Die Festung Chasalgaon hatte den Zweck, Stoßtrupps aus dem Fürstentum von Haidarabads reichem Territorium fernzuhalten, und Crosby bildete sich ein, seine Sache gut gemacht zu haben. Trotzdem fand er die Abwesenheit sämtlicher feindlichen Marodeure merkwürdig. Was führten die Bastarde im Schilde?

Crosby setzte sich an seinen Tisch und rief nach seinem Schreiber. Er würde dem verdammten Munitions-Sergeant eine Bescheinigung schreiben lassen, in der er den Verlust von siebentausend Patronen mit einem Leck im Steindach von Chasalgaons Magazin erklären würde. Er würde gewiss nicht zugeben, dass er die Munition an einen Händler verkauft hatte.

Sharpe sagte zu seinen Männern: »Der Dreckskerl hat die verschwundenen Patronen an irgendeinen heidnischen Bastard verscherbelt.«

»Genau das wollten Sie auch tun, Sergeant«, meinte Private Phillips.

»Es hat dich verdammt nicht zu interessieren, was ich tun wollte«, sagte Sharpe. »Ist das Essen noch nicht fertig?«

»In fünf Minuten«, versprach Davi Lal.

»Das könnte ein Kamel ja schneller machen«, grollte Sharpe. Dann nahm er seinen Tornister und die Provianttasche. »Ich geh mal pinkeln.«

»Er geht nie irgendwohin, ohne diesen verdammten Tornister mitzunehmen«, bemerkte Atkins.

»Er will nicht, dass ihm jemand sein Ersatzhemd klaut«, mutmaßte Phillips.

»Da ist mehr als ein Hemd drin. Darin versteckt er etwas.« Atkins drehte sich um. »He, Stachelschwein!« Sie alle nannten Davi Lal »Stachelschwein«, weil seine Haare wie Stachel aufragten; ganz gleich, wie fettig oder wie kurz geschnitten es war, es sträubte sich wie Stacheln. »Was versteckt Sharpie in seinem Tornister?«

Davi Lal lachte, dann wandte er sich wieder dem Kessel zu.

Draußen beim Tor begrüßte Captain Leonard die Besucher. Die Wache präsentierte die Waffen, als der Offizier die Sepoys durch das Tor führte.

Der Besucher erwiderte den Gruß, indem er an die Krempe seines Zweispitzes tippte, der sein Gesicht beschattete. Er war ein ungewöhnlich großer Mann, und seine Steigbügel waren so tief geschnallt, dass er zu groß für sein Pferd wirkte. Es war ein altes Schlachtross mit räudigem Fell, doch das war nichts Ungewöhnliches, denn gute Pferde waren ein Luxus in Indien, und die meisten Kompanieoffiziere ritten betagte Klepper.

»Willkommen in Chasalgaon, Sir«, sagte Leonard. Er war sich nicht sicher, ob er den Fremden mit »Sir« ansprechen sollte, denn der Mann trug kein sichtbares Rangabzeichen auf seiner roten Jacke, doch sein Verhalten war das eines ranghohen Offiziers, und er reagierte auf Leonards Begrüßung mit lordhafter Nonchalance. »Sie sind

eingeladen, mit uns zu speisen, Sir«, fügte Leonard hinzu und folgte eilig dem Reiter, der seine Reitpeitsche von seinem Koppel gezogen hatte und jetzt seine Sepoys auf den Paradeplatz führte.

Er zügelte sein Pferd unter dem Flaggenmast, an dem in der windstillen Luft die britische Fahne hing, dann wartete er, bis sich seine Kompanie rot berockter Sepoys in zwei Einheiten trennte, die in sich in zwei Gliedern links und rechts des Flaggenmastes aufstellten.

Crosby beobachtete es aus seinem Zelt. Es war ein zackiger Auftritt, fand er.

»Halt!«, befahl der fremde Offizier, als seine Kompanie mitten im Fort war. Die Sepoys hielten an. »Linksum! Musketen absetzen! Guten Morgen!« Schließlich blickte er auf Captain Leonard hinab. »Sind Sie Crosby?«

»Nein, Sir. Ich bin Captain Leonard, Sir. Und Sie sind ...?«

Der große Mann ignorierte die Frage. Er blickte sich mit finsterer Miene in der Festung Chasalgaon um, als missbillige er alles, was er sah.

Was, zur Hölle, soll das?, dachte Leonard. Eine Überraschungsinspektion?

»Soll ich Ihr Pferd tränken lassen, Sir?«, fragte Leonard.

»Alles zu seiner Zeit, Captain«, sagte der geheimnisvolle Offizier, drehte sich in seinem Sattel um und bellte den Befehl: »Bajonett aufpflanzen!«

Die Sepoys zogen ihre Siebzehn-Zoll-Klingen und befestigten sie über der Mündung ihrer Musketen.

»Ich möchte einem befreundeten Engländer einen richtigen Salut bieten«, erklärte der große Mann Leonard. »Sie sind Engländer, nicht wahr?«

»Jawohl, Sir.«

»Zu viele verdammte Schotten in der Kompanie«, grollte der große Mann. »Haben Sie das je bemerkt, Leonard? Jede Menge Kroppzeug, aber keine Engländer. Überhaupt keine Engländer.« Er hob die Stimme. »Kompanie! Musketen aufnehmen! Legt an!«

Die Sepoys nahmen die Gewehre an die Schulter, und Leonard sah viel zu spät, dass sie auf die Soldaten der Garnison zielten.

»Nein!«, krächzte er, denn er konnte nicht glauben, was er da sah.

»Feuer!«, rief der Offizier, und im nächsten Augenblick war der Paradeplatz von Musketenschüssen erfüllt, und das Grauen kam über die nichts ahnende Garnison.

»Jagt sie jetzt!«, rief der große Offizier durch den wallenden Rauch. »Jagt sie! Schnell, schnell, schnell!« Er trieb sein Pferd zu Captain Leonard und schlug fast lässig mit seinem Säbel zu, riss die Klinge aus dem Nacken des Captains, wo sie Sehnen, Muskeln und Fleisch zerschmettert hatte.

»Jagt sie! Jagt sie!«, rief der Offizier, als Leonard fiel. Er zog eine Pistole aus seinem Sattelfutteral und preschte auf die Offizierszelte zu. Seine Männer stießen Kriegsschreie aus und eilten durch die kleine Festung, um jeden Sepoy von Chasalgaons Garnison niederzumachen. Es war ihnen befohlen worden, erst die Männer zu töten, dann die Frauen und Kinder.

Crosby hatte in einer Mischung aus Entsetzen und Ungläubigkeit auf die Szene gestarrt, und jetzt begann er mit zitternden Händen eine seiner Pistolen zu laden, doch plötzlich verdunkelte sich der Eingang seines Zelts, und er sah, dass der große Offizier von seinem Pferd gestiegen war.

»Sind Sie Crosby?«, fragte der Offizier.

Crosby konnte kein Wort hervorbringen. Seine Hände zitterten, und Schweiß lief über sein Gesicht.

»Sind Sie Crosby?«, wiederholte der große Mann gereizt.

»Ja«, schaffte Crosby hervorzustoßen. »Und wer, zum Teufel, sind Sie?«

»Dodd«, sagte der große Mann. »Major William Dodd, zu Ihren Diensten.« Und Dodd hob seine Pistole und richtete sie auf Crosbys Gesicht.

»Nein!«, schrie Crosby.

Dodd lächelte. »Ich nehme an, Sie übergeben mir die Festung, Crosby?«

»Der Teufel soll Sie holen!«

»Sie saufen zu viel, Major«, sagte Dodd. »Die ganze Kompanie weiß, dass Sie ein Säufer sind. War keine große Gegenwehr, wie?« Er drückte ab, und Crosbys Kopf ruckte in einem Schwall von Blut zurück, der auf die Zeltwand spritzte. »Schade, dass Sie Engländer sind«, sagte Dodd. »Ich hätte viel lieber einen Schotten erschossen.«

Der sterbende Major stieß einen schrecklichen, gurgelnden Laut aus, dann zuckte sein Körper unkontrolliert und lag schließlich still.

»Lobet den Herrn, reißt die Fahne runter, und sucht die Soldkasse«, murmelte Dodd. Dann trat er über die Leiche des Majors hinweg, um nachzusehen, ob die Kasse unter dem Bett war, wie er annahm. »Subadar!«, wandte er sich an einen einheimischen Kompanieführer.

»Sahib?«

»Zwei Mann her zum Bewachen der Soldkasse!«

»Sahib!«

Major Dodd eilte zurück zum Paradeplatz, wo eine kleine Gruppe britischer Rotröcke Widerstand leistete. Er wollte sicherstellen, dass seine Sepoys sich darum kümmerten, doch ein eingeborener Sergeant hatte Dodds Befehle erwartet und führte bereits eine Gruppe gegen das halbe Dutzend Briten.

»Setzt die Klingen ein«, ermunterte Dodd sie. »Hart zustoßen! Dreht sie rein! So ist’s richtig! Passt auf eure linke Seite auf. Links!« Seine Stimme klang alarmiert, denn ein großer Sergeant war plötzlich hinter dem Küchengebäude aufgetaucht, ein Weißer mit Muskete und Bajonett, doch einer der Sepoys hatte selbst noch eine geladene Muskete und fuhr he rum, zielte und feuerte, und Dodd sah einen neuen Sprühregen von Blut im Sonnenschein.

Der Sergeant war in den Kopf getroffen worden. Er verharrte jäh, seine Miene war überrascht, als ihm die

Muskete aus den Händen fiel und Blut über sein Gesicht strömte. Dann schlug er rücklings hin und blieb reglos liegen.

»Sucht nach dem Rest der Bastarde!«, befahl Dodd. Er wusste, dass noch viele Männer der Garnison in den Kasernengebäuden versteckt sein mussten. Einige der Männer waren über den Kakteenwall entkommen, doch sie würden von den Marathen-Reitern gejagt und niedergemacht werden, die Dodds Verbündete waren und sich jetzt auf beiden Seiten der Festung verteilt hatten. »Sucht gut!« Er selbst sah sich die Pferde der Offiziere der Garnison an und stellte fest, das eines etwas besser als sein eigenes war. Diesem legte er seinen Sattel auf, führte es in den Sonnenschein und band es am Flaggenmast an.

Eine Frau rannte an ihm vorbei, flüchtete schreiend vor den rot berockten Killern, aber ein Sepoy holte sie ein, brachte sie zu Fall, und ein anderer riss ihr den Sari herab. Dodd wollte die Männer schon von der Frau weg befehlen, doch dann sagte er sich, dass sie den Feind gut geschlagen hatten und die Männer ihren Spaß haben konnten.

»Subadar?«, rief er.

»Sahib?«, meldete sich der eingeborene Kompanieführer.

»Eine Gruppe, um sicherzustellen, dass alle tot sind. Eine andere, um die Waffenkammer zu öffnen. Und da sind ein paar Pferde im Stall. Such dir selbst eins aus. Die anderen werden wir zu Pohlmann mitnehmen. Und – gut gemacht, Gopal.«

»Danke, Sahib«, sagte Subadar Gopal.

Dodd wischt das Blut von seinem Säbel und lud dann seine Pistole.

Einer der Verwundeten versuchte, sich am Boden aufzurichten. Dodd ging zu ihm, beobachtete einen Moment seine schwachen Bemühungen und schoss ihm dann eine Kugel in den Kopf. Der Mann zuckte ein paar Mal im Todeskampf und lag dann still. Major Dodd starrte finster auf

das Blut, das auf seine Stiefel gespritzt war, doch dann spuckte er darauf und wischte es ab.

Sharpe beobachtete den großen Killer aus dem Augenwinkel. Er fühlte sich verantwortlich, ärgerlich, erhitzt, bitter und ängstlich. Das Blut war aus seiner Schädelwunde gesickert. Er war benommen und hatte Kopfschmerzen, doch er lebte. In seinem Mund waren Fliegen. Und dann begann seine Munition zu explodieren, und der große Offizier fuhr herum, rechnete mit Gefahr, und ein paar Männer lachten über den Anblick von Asche, die bei jedem kleinen Knall von Pulver in die Luft wirbelte.

Sharpe wagte es nicht, sich zu bewegen. Er lauschte den Schreien von Frauen und dem Weinen von Kindern. Dann hörte er Hufschlag und wartete, bis einige Reiter in Sicht kamen. Es waren Inder, alles wild aussehende Kerle mit Säbeln, Luntenschlossmusketen, Speeren, Lanzen und sogar Pfeil und Bogen. Sie glitten aus ihren Sättel und schlossen sich der Jagd nach Beute an.

Sharpe blieb wie ein Toter liegen. Das sich verkrustende Blut war dick auf seinem Gesicht. Der Treffer der Musketenkugel hatte ihn betäubt, und so erinnerte er sich nicht, dass er auf seine eigene Muskete zu Boden gefallen war, aber er spürte, dass die Verletzung nicht tödlich war. Die Wunde war nicht mal tief. Sein Kopf schmerzte, und die Gesichtshaut war angespannt mit verkrustetem Blut, doch er wusste, dass Kopfwunden stets stark bluten. Er versuchte, flach zu atmen, ließ den Mund offen und würgte nicht, als eine Fliege über seine Zunge kroch, und dann konnte er Tabak, Arrak, Leder und Schweiß riechen.

Ein Mann mit einem Furcht erregend gekrümmten Messer und rostiger Klinge beugte sich über ihn, und Sharpe befürchtete, er wolle ihm die Kehle durchschneiden, doch stattdessen begann er, die Taschen von Sharpes Uniform aufzuschlitzen. Er fand den großen Schlüssel, der Seringapatams Hauptmagazin geöffnet hatte, ein Schlüssel, den Sharpe auf dem Basar hatte kopieren lassen, sodass er

nicht stets das Formular im Wachzimmer der Waffenkammer hatte ausfüllen müssen. Der Mann, der ihn durchsuchte, warf den Schlüssel fort, schlitzte eine andere Tasche auf, fand nichts von Wert und widmete sich dann einer anderen Leiche. Sharpe starrte durch Lidspalten zur Sonne empor.

Irgendwo in der Nähe stöhnte ein Sepoy der Garnison, und fast sofort wurde er mit dem Bajonett getötet. Sharpe hörte das röchelnde Ausatmen, als der Mann starb, und das saugende Geräusch, mit dem der Mörder die Klinge wieder aus dem Körper zog.

Es war alles so schnell geschehen! Und Sharpe fühlte sich verantwortlich, obwohl er wusste, dass es nicht seine Schuld war. Nicht er hatte die Killer in die Festung gelassen, doch er hatte ein paar Sekunden gezögert, seinen Tornister und die Patronentasche ins Feuer zu werfen, und jetzt machte er sich Vorwürfe, weil er diese paar Sekunden genutzt haben könnte, um seine sechs Männer zu retten. Doch die meisten waren bereits tot oder im Sterben gewesen, als Sharpe erkannt hatte, dass es ein Massaker geben würde.

Sharpe hatte seine Blase an der Rückwand des Küchenbaus erleichtert, als eine Musketenkugel durch die Wand aus Rohrmatten geschlagen war. Ein, zwei Sekunden hatte er nur ungläubig dagestanden und konnte kaum die Schüsse und Schreie glauben, die seine Ohren wahrnahmen. Er hatte sich nicht mal die Zeit genommen, seine Hose zuzuknöpfen, sondern war einfach herumgefahren, hatte das niedergebrannte Lagerfeuer gesehen und seinen Tornister hineingeworfen. Als er dann seine Muskete gespannt hatte und dorthin zurückgerannt war, wo seine Männer auf das Mittagessen warteten, war der Kampf fast vorüber gewesen. Die Musketenkugel hatte seinen Kopf zurückgerissen, und plötzlich hatte sein Schädel heftig geschmerzt, und als Nächstes hatte er erst wieder wahrgenommen, dass er mit verkrustetem Blut auf dem Gesicht am Boden gelegen hatte und Fliegen in seinen Mund gekrochen waren.

Aber vielleicht hätte er seine Männer dem Tod entreißen können. Er quälte sich mit dem Gedanken, dass er Davi Lal und ein paar der Privates hätte retten und vielleicht den Kakteenwall überqueren und zwischen die Bäume hätte flüchten können, doch Davi Lal und alle sechs Privates waren tot, und Sharpe konnte die Killer lachen hören, als sie die Munition aus dem kleinen Magazin schleppten.

»Subadar!«, rief der große Offizier. »Reiß die verdammte Fahne vom Mast, und zwar sofort!«

Sharpe konnte nicht verhindern, dass er wieder blinzeln musste. Zum Glück bemerkte es niemand. Dann schloss er die Augen, weil die Sonne ihn blendete, und er hätte vor Zorn, Frustration und Hass fast geheult. Sechs Männer und Davi Lal tot, und er, Sharpe, hatte verdammt nichts tun können, um ihnen zu helfen. Er fragte sich, wer der große Offizier war. Dann hörte er aus einem Ruf die Antwort heraus.

»Major Dodd, Sahib?«

»Subadar?«

»Alles ist verladen, Sahib.«

»Dann lasst uns verschwinden, bevor die Patrouille zurückkehrt. Gut gemacht, Subadar! Sag den Männern, dass sie eine Belohnung bekommen.«

Sharpe lauschte, als die Räuber die Festung verließen. Wer, zum Teufel, waren sie? Major Dodd hatte die Uniform der East India Company getragen, ebenso all seine Männer, aber sie waren bestimmt keine Soldaten der Company. Sie waren Killer, nichts anderes, Bastarde aus der Hölle, und sie hatten in Chasalgaon mörderisch gewütet.

Sharpe bezweifelte, dass sie bei ihrem hinterhältigen Angriff einen einzigen Mann verloren hatten, doch er blieb still liegen, während die Geräusche ihres Abzugs verklangen. Ein Baby schrie, eine Frau schluchzte, und immer noch wartete Sharpe, bis er schließlich überzeugt war, dass Major Dodd und seine Männer fort waren. Erst dann wälzte er sich auf die Seite.

In der Festung stank es nach Blut, um das die Fliegen schwärmten. Sharpe stöhnte und richtete sich auf die Knie. Reis und Ziegenfleisch waren in dem Kessel verbrannt. Er stand auf und trat ihn von dem Dreibein.

»Bastarde«, fluchte er flüsternd. Er sah den überraschten Ausdruck auf Davi Lals Gesicht und hätte am liebsten um den Jungen geweint.

Eine halb nackte Frau, die aus dem Mund blutete, sah Sharpe inmitten der blutigen Leichen stehen, und sie zerrte schreiend ihr Kind in die Kasernenbaracke. Sharpe ignorierte sie. Seine Muskete war weg. Sämtliche Waffen waren verschwunden.

»Bastarde!«, schrie er in die heiße Luft, und dann trat er nach einem Hund, der an Phillips' Leiche schnüffelte.

Der Geruch von Blut, Pulver und verbranntem Reis hing schwer in der Luft und ließ ihn würgen. Er ging in das Küchengebäude und fand einen Krug mit Wasser. Nachdem er seinen Durst gestillt hatte, klatschte er sich Wasser ins Gesicht und wischte das Blut fort. Er feuchtete ein Tuch an und zuckte zusammen, als er die Streifschusswunde auf seinem Schädel säuberte. Plötzlich übermannten ihn das Grauen und der Schmerz, und er fiel auf die Knie und unterdrückte ein Schluchzen.

»Verdammte Verbrecher!« Wieder und wieder fluchte er, hilflos und wütend. Dann erinnerte er sich an seinen Tornister. Und so richtete er sich wieder auf und ging in den Sonnenschein hinaus.

Die Asche des Feuers war noch heiß, und das verkohlte Segeltuch seines Tornisters und das Leder der Patronentasche glühten rot, als er einen Stock fand und in der glühenden Asche stocherte. Er fand das, was er im Feuer zu verbergen versucht hatte: die Rupien für das Mieten der Karren, dann die Rubine und Smaragde, Diamanten und Perlen, die Saphire und das Gold. Er holte einen Reissack aus dem Küchengebäude, schüttete den Reis auf den Boden und füllte den Sack mit seinem Schatz. Es war eine

Riesensumme, und er hatte sie vor vier Jahren am Wassertor in Seringapatam einem König abgenommen. Sharpe hatte Tippu Sultan niedergeschossen und von seinen Leichnam die Kriegsbeute an sich genommen.

Jetzt kniete er, den Sack mit dem Schatz an seinen Körper gepresst, im Gestank von Chasalgaon und fühlte sich schuldig. Er hatte ein Massaker überlebt, es jedoch nicht verhindern können. Zorn mischte sich mit seinem Schuldgefühl, dann wurde ihm klar, dass er seine Pflicht tun musste. Er musste alle anderen finden, die überlebt hatten, und ihnen helfen, und dann musste er seine Rache planen.

Seine Rache an einem Mann namens Dodd.

Major John Stokes war Ingenieur, und wenn je ein Mann glücklich mit seinem Beruf war, dann der Major. Nichts bereitete ihm mehr Spaß, als knifflige Dinge zu machen, ob es nun die Verbesserung einer Lafette, das Anlegen eines Gartens oder, wie im Augenblick, die Reparatur einer Uhr war, die dem Radscha von Maisur gehörte.

Der Radscha war ein junger Mann, fast noch ein Junge, und er verdankte seinen Thron den britischen Truppen, die den Usurpator, Tippu Sultan, besiegt hatten. Als Resultat waren die Beziehungen zwischen dem Palast und Seringapatams kleiner britischer Garnison gut.

Major Stokes hatte in einem der Vorzimmer des Palastes eine Uhr gefunden und ihre erschreckende Ungenauigkeit bemerkt. Aus diesem Grund hatte er sie in die Waffenkammer mitgenommen und baute sie jetzt glücklich auseinander.

»Sie ist nicht gekennzeichnet, und ich nehme an, sie ist das Werk eines örtlichen Uhrmachers«, sagte er zu seinem Besucher. »Aber bestimmt hatte ein Franzose dabei Einfluss. Sehen Sie das Hemmungsrad? Typische französische Arbeit ist das.«

Der Besucher spähte in das Gewirr der Zahnräder. »Wusste gar nicht, dass die Franzmänner das Zeug zum Uhrmacher haben, Sir«, sagte er.

»Oh, das haben sie tatsächlich!«, sagte Stokes tadelnd. »Sie machen sehr feine Uhren! Ausgezeichnete. Denken Sie an Lépine! Denken Sie an Berthoud! Und wie können Sie Montandon außer Acht lassen? Und Breguet!« Der Major schüttelte in stummem Tadel über die Unkenntnis seines Besuchers den Kopf und spähte dann auf den bedauernswerten Zeitmesser des Radschas. »Etwas Rost auf der Hauptfeder, wie ich sehe. So was geht nicht. Liegt am weichen Metall, nehme ich an. Ich habe diese fantastisch dekorative Arbeit bemerkt, aber die Mechanik bei dieser Uhr ist Schund. Sehen Sie sich diese Hauptfeder an. Eine Schande!«

»Schockierend, Sir, schockierend.« Sergeant Obadiah Hakeswill konnte keine Hauptfeder von einem Pendel unterscheiden, und es interessierte ihn auch nicht im Geringsten, doch er brauchte Informationen von Major Stokes, und so war es angezeigt, Interesse zu heucheln.

»Sie schlug neun, wenn sie erst acht hätte schlagen sollen«, sagte der Major und stieß einen Finger in die Innereien der Uhr, »oder vielleicht schlug sie acht, wenn es schon neun war, ich kann mich nicht genau erinnern. Eins bis sieben klappt großartig, doch gegen acht kommen die Macken.« Der Major, verantwortlich für Seringapatams Waffenkammer, war ein korpulenter, fröhlicher Mann mit vorzeitig ergrautem Haar. »Verstehen Sie was von Uhren, Sergeant?«

»Das kann ich nicht behaupten, Sir. Ich bin ein einfacher Soldat, Sir, für den die Sonne die Uhr ist.« Im Gesicht des Sergeants zuckte es. Das krampfhafte Zucken verzerrte sein Gesicht alle paar Sekunden.

»Sie haben nach Sharpe gefragt«, sagte Major Stokes und spähte in die Uhr. »Du meine Güte. Dieser Typ hier hat die Achsenlager aus Holz gemacht. Herr im Himmel. Aus Holz! Kein Wunder, dass die Uhr nicht korrekt läuft! Harrison hat einst eine hölzerne Uhr gemacht, wussten Sie das? Sogar die Zahnräder. Alles aus Holz.«

»Harrison, Sir? Ist er in der Armee, Sir?«

»Er ist ein Uhrmacher, Sergeant, ein Uhrmacher. Und ein sehr guter.«

»Kein Franzmann, Sir?«

»Mit einem Namen wie Harrison? Guter Gott, nein. Er ist Engländer, und er macht gute, genau gehende Uhren.«

»Freut mich, das zu hören, Sir«, sagte Hakeswill, dann erinnerte er den Major an den Grund seines Besuchs in der Waffenkammer. »Sergeant Sharpe, Sir, mein guter Freund, Sir, ist er hier?«

»Er ist hier«, sagte Stokes und blickte von der Uhr auf, »oder war es, genauer gesagt. Ich sah ihn vor einer Stunde. Doch er ging zu seinem Quartier. Er ist fort gewesen, wissen Sie? War in diese furchtbare Sache in Chasalgaon verwickelt.«

»Chasalgaon, Sir?«

»Schreckliche Sache, schrecklich! So habe ich Sharpe gesagt, er soll sich säubern. Der arme Kerl war mit Blut bedeckt. Sah wie ein gestrandeter Pirat aus. Du meine Güte, das ist aber interessant!«

»Blut, Sir?«, fragte Hakeswill.

»Ein sechszähniges Verbindungsrad! Mit einem gegabelten Verschluss. Ach, du meine Güte! Das ist, als ob man den Pudding mit Korinthen verfeinert! Sie sollten Geduld haben und warten, Sergeant. Sharpe wird bald zurückkommen. Er ist ein wunderbarer Mensch. Lässt mich nie im Stich.«

Hakeswill zwang sich zu einem Lächeln, denn er hasste Sharpe abgrundtief. »Er ist einer der Besten, Sir«, sagte er, und in seinem Gesicht zuckte es. »Und er wird Seringapatam bald zu einem Botengang verlassen, nicht wahr, Sir?«

»O nein«, widersprach Major Stokes und nahm ein Vergrößerungsglas, um genauer in die Uhr zu spähen. »Ich brauche ihn hier, Sergeant. Da haben wir’s, sehen Sie, da fehlt ein Stift am Glockenanschlagsrad. Es greift in diese Rädchen hier, und das Getriebe hier erledigt den Rest.« Der

Major blickte auf, doch der sonderbare Sergeant mit dem zuckenden Gesicht war verschwunden. Es machte nichts, denn die Uhr war weitaus interessanter.

Sergeant Hakeswill verließ die Waffenkammer und wandte sich zu den Kasernengebäuden, wo er ein vorübergehendes Quartier hatte. Das 33. Regiment des Königs war jetzt in Hurryhur, etwa hundertfünfzig Meilen nördlich, untergebracht, und seine Aufgabe war es, die Straßen im westlichen Maisur von Banditen frei zu halten. So bewegte es sich in diesem Gebiet auf und ab und befand sich in der Nähe von Seringapatam beim Hauptarsenal, und Colonel Gore hatte eine Abteilung losgeschickt, um Munition zu beschaffen. Captain Morris von der Leichten Kompanie hatte die Aufgabe, mit der Hälfte seiner Männer und Sergeant Obadiah Hakeswill für die Sicherheit der Ladung zu sorgen, die am nächsten Morgen die Stadt verlassen würde. Mit Ochsenkarren würden die Waffen nach Arrakerry transportiert werden, wo das Regiment gegenwärtig biwakierte. Ein leichter Job, der Sergeant Hakeswill eine Gelegenheit bot, die er lange gesucht hatte.

Der Sergeant stoppte bei einer der Trinkstuben und bestellte Arrak. Die kleine Gaststube war leer bis auf den Besitzer und einen Bettler ohne Beine, der dem Sergeant die Arme entgegenreckte und für seine Mühe einen Tritt erhielt.

»Raus hier, du schäbiger Bastard!«, rief Hakeswill. »Du bringst die Fliegen rein. Hau ab. Verpiss dich.«

Als der Laden zu seiner Zufriedenheit geleert war, setzte sich Hakeswill in eine düstere Ecke und dachte über sein Leben nach. »Ich hadere mit mir«, murmelte er vor sich hin, und in seinem Gesicht zuckte es. Der Besitzer der Trinkstube wagte ihn kaum anzusehen, denn er fürchtete den finsteren Mann im roten Rock.

»Deine eigene Schuld, Obadiah!«, sagte Hakeswill. »Das hättest du schon vor Jahren erkennen müssen. Vor Jahren! Er ist reich wie ein Jude, das ist er.« Er blickte zu dem Kneipenwirt. »Belauschst du mich, du heidnischer Nigger?«

Der Wirt flüchtete ins Hinterzimmer und ließ Hakeswill grollend am Tisch zurück.

»Sharpie ist stinkreich. Er glaubt, das verbergen zu können, doch das gelingt ihm nicht, und er hat spitzgekriegt, dass er noch mit mir rechnen muss. Er lebt nicht mal in der Kaserne. Hat einige Räume drüben beim Maisur-Tor bekommen. Und einen verdammten Dienerjungen. Verfügt ständig über Bargeld! Kauft Drinks.« Hakeswill schüttelte den Kopf über die Ungerechtigkeit der Welt.

Das 33. Regiment hatte die letzten vier Jahre mit Patrouillen auf den Straßen von Maisur verbracht, und Sharpe hatte in dieser Zeit den Luxus von Seringapatam genossen. Das war nicht richtig, das war nicht fair. Hakeswill hatte sich Gedanken darüber gemacht und sich gefragt, weshalb Sharpe so reich war. Zuerst hatte er angenommen, dass Sharpe krumme Geschäfte in den Waffenlagern gemacht hatte, doch das konnte nicht seinen augenscheinlichen Wohlstand erklären.

»Es gibt nur ein gewisses Quantum an Milch in einer Kuh«, murmelte Hakeswill, »ganz gleich, wie hart man sie melkt.«

Jetzt wusste er – oder glaubte, es zu wissen –, warum Sharpe reich war, und was er erfahren hatte, erfüllte Obadiah Hakeswill mit schrecklichem Neid. Er kratzte an einem Moskitostich in seinem Nacken. Dort gab es die alte dunkelrote Narbe, wo die Henkerschlinge gebrannt und seine Haut aufgerissen hatte. Obadiah Hakeswill hatte die Hinrichtung durch den Strang überlebt, und seither glaubte er inbrünstig, unsterblich zu sein. Er behauptete, unter Gottes persönlichem Schutz zu stehen.

Aber er war nicht reich, überhaupt nicht. Und Richard Sharpe war reich. Gerüchte besagten, dass Richard Sharpe Lalis Haus besucht hatte, und das war ein Bordell, das nur für Offiziere zugelassen war. Warum hatte man dann Sergeant Sharpe nicht rausgeschmissen? Weil er reich war,

das war der Grund, und Hakeswill hatte schließlich Sharpes Geheimnis entdeckt.

»Es war Tippu!«, sagte er laut, dann donnerte er mit seinem Zinnkrug auf den Tisch, um noch einen Arrak zu verlangen. »Und beeil dich damit, du verdammter Nigger!«

Es musste Tippu gewesen sein. Er hatte Sharpe doch durch die Gegend, wo Tippu getötet worden war, schleichen sehen. Es hieß, dass einer dieser Suffolk-Bastarde vom 12. Regiment des Königs im Chaos am Ende der Belagerung Tippu erwischt hätte, doch Hakeswill hatte schließlich die Wahrheit herausgefunden. Es war Sharpe gewesen, der Tippu besiegt hatte, und er hatte darüber geschwiegen, weil er dem sterbenden Tippu all seine Edelsteine abgenommen hatte, und keiner sollte wissen, schon gar nicht seine vorgesetzten Offiziere, dass er die Juwelen besaß.

»Verdammter Sharpe!«, stieß Hakeswill laut hervor.

Jetzt brauchte er nur einen Vorwand, um Sharpe zum Regiment zurückzubringen. Keinen weiteren sauberen und leichten Dienst mehr für Sharpie! Keine Vögelei mehr in Lalis Haus. Obadiah Hakeswill würde an der Reihe sein, im Luxus zu leben, und das alles durch den Schatz eines toten Königs. »Rubine, Smaragde und Saphire und Diamanten wie Sterne – und Gold, dick wie Butter.« Er lachte glucksend.

Er nahm an, dass er nur eine kleine List anwenden musste. Eine schlaue List, eine kühne Lüge und eine Festnahme. »Und das wird dein Ende sein, Sharpie, endlich dein Aus!«, flüsterte Hakeswill, und er spürte die Schönheit seines Plans erblühen wie eine Lotosblüte in Seringapatams Stadtgraben.

Es würde funktionieren! Sein Besuch bei Major Stokes hatte ergeben, dass Sharpe in der Stadt war. Das bedeutete, dass er seine Lüge verbreiten konnte, und dann würde alles perfekt wie Major Stokes Uhrwerk laufen. Jedes Rädchen würde ineinander greifen und die Uhr perfekt ticken!

In Sergeant Hakeswills Gesicht zuckte es, und er umkrampfte den Zinnkrug, als sei er die Kehle eines Mannes, den er erwürgte.

Er würde reich sein.

Major William Dodd brauchte drei Tage, um die Munition zu Pohlmanns *compoo* zu transportieren, die sich außerhalb der Marathen-Stadt Ahmadnagar befand. Die *compoo* war eine Infanteriebrigade aus acht Bataillonen, von denen jedes die besten Söldner von Nordindien rekrutierte, die allesamt von europäischen Offizieren gedrillt und befehligt wurden.

Dowlut Rao Sindhia, der Maharadscha von Gwalior, dessen Land sich von der Festung Baroda im Norden bis zur Feste von Gawilgarh im Osten und Ahmadnagar im Süden erstreckte, rühmte sich, dass er hunderttausend Mann führte und seine Armee das Land in vernichtendem Griff halten konnte, und diese *compoo* mit ihren siebentausend Männern war der harte Kern seiner Streitkräfte.

Eines der acht Bataillone seiner *compoo* war eine Meile außerhalb des Feldlagers angetreten, um Dodd zu begrüßen. Die Kavalleristen, die die Sepoys nach Chasalgaon begleitet hatten, waren vorausgeritten, um Pohlmann über Dodds Rückkehr zu informieren, und Pohlmann hatte einen triumphalen Empfang vorbereitet. Das Bataillon war in weißem Rock angetreten, und die schwarzen Koppeln und Waffen glänzten, doch Dodd an der Spitze seiner kleinen Kolonne hatte nur Augen für den Elefanten, der neben einer gelb und weiß gestreiften Markise stand.

Der große Dickhäuter glitzerte im Sonnenschein, denn Körper und Kopf waren mit einem weiten Ledercape behängt, auf das silberne Quadrate in komplizierten Mustern aufgenäht waren. Das silberne Cape bedeckte den Körper des Elefanten, setzte sich über den Kopf fort – um die Augen waren zwei Kreise ausgeschnitten – und fiel bis zum Boden hinab. Edelsteine glänzten zwischen den silbernen Quadraten, während in Streifen purpurfarbene Seide von der Krone auf den Kopf des Elefanten herabflatterte. Die letzten paar Zoll der großen, geschwungenen Stoßzähne des Elefanten steckten in nadelscharfen Stahlspitzen.

Der Elefantenführer, der Mahout, schwitzte in einem altmodischen Kettenpanzer, der ebenso blitzblank poliert war wie die silberne Schutzdecke des Elefanten, während der Sitz auf seinem Rücken mit goldenen Platten besetzt war und einen Baldachin aus gelber Seide hatte.

Lange Reihen aus Infanteristen mit purpurfarbenen Röcken standen im Stillstand auf beiden Seiten des Elefanten. Einige der Männer waren mit Musketen bewaffnet, andere hielten Langspieße, deren breite Klingen poliert waren, damit sie silbern blitzten.

Der Elefant kniete sich hin, als Dodd noch zwanzig Schritte entfernt war, und der Mann, der auf dem Sitz auf seinem Rücken gesessen hatte, stieg vorsichtig auf eine silbern besetzte, kurze Treppe hinab, die von seinen Leibwächtern in den purpurfarbenen Röcken dort hingestellt worden war, und schritt dann in den Schatten der gestreiften Markise.

Er war ein großer und kräftiger, jedoch nicht fetter Mann, und auf den ersten Blick konnte man ihn für übergewichtig halten, doch bei genauerem Hinsehen stellte man fest, dass er äußerst muskulös war. Er hatte ein rundliches, vom Sonnenschein gerötetes Gesicht, einen buschigen schwarzen Schnurrbart und Augen, die sich über alles, was sie sahen, zu freuen schienen. Die Uniform war seine eigene Kreation: weiße Seidenreithose über englischen Reitstiefeln, ein grüner Rock, geschmückt mit goldener Tresse und Achselschnüren, und auf den breiten Schultern des Rocks dicke goldene Epauletten mit kurzen Bouillons. Der Rock hatte scharlachrote Aufschläge und Ärmelpatten sowie vergoldete Knöpfe. Der Hut des großen Mannes war ein Zweispitz mit purpurfarbenen Federn, die von einer Spange gehalten wurden, die das weiße Pferd von Hannover zeigten; der goldene Griff seines Säbels hatte die Form eines Elefantenkopfes, und goldene Ringe glänzten an seinen dicken Fingern. Im Schatten der Markise ließ er sich auf einen Diwan nieder, und seine Adjutanten versammelten sich um ihn.

Dies war Colonel Anthony Pohlmann, und er hatte das Kommando über die *compoo* und fünfhundert Kavalleristen und sechsundzwanzig Feldgeschütze. Vor zehn Jahren, als Sindhias Armee nur eine Horde zerlumpter Soldaten auf halb verhungerten Kleppern gewesen war, war Anton Pohlmann Sergeant in einem Hannoverschen Regiment der East India Company gewesen. Jetzt ritt er einen Elefanten und brauchte zwei weitere der Dickhäuter zum Transport seiner Truhen mit Goldstücken, die ihn überallhin begleiteten.

Pohlmann erhob sich, als Dodd von seinem Pferd stieg.

»Gut gemacht, Major!«, rief der Colonel in seinem deutsch akzentuierten Englisch. »Außerordentlich gut!«

Pohlmanns Adjutanten, die Hälfte davon Europäer und die andere Hälfte Inder, applaudierten wie ihr Vorgesetzter dem zurückkehrenden Helden, während die Leibwache Spalier stand und Dodd hindurchgehen und den strahlenden Colonel begrüßen konnte. »Achtzigtausend Patronen unserem Feind entrissen!«, triumphierte Pohlmann.

»Dreiundsiebzigtausend, Sir«, sagte Dodd und klopfte Staub von seiner Hose.

Pohlmann grinste. »Siebentausend Schwund, wie? Das ändert nichts.«

»Kein Schwund durch mich, Sir«, grollte Dodd.

»Das hatte ich nie angenommen«, sagte Pohlmann. »Gab es irgendwelche Probleme?«

»Nein«, antwortete Dodd. »Wir haben keinen einzigen Verlust, nicht mal einen Verletzten, während kein einziger feindlicher Soldat überlebt hat.« Er lächelte, und die Staubschicht auf seinem Wangen bekam Risse. »Kein Einziger.«

»Ein voller Erfolg! Wir müssen den Triumph feiern!« Polmann wies zum Zelt. »Wir haben Wein, verschiedene Sorten. Außerdem Rum, Arrak und sogar Wasser. Kommen Sie, Major.«

Dodd rührte sich nicht. »Meine Männer sind müde, Sir«, gab er zu bedenken.

»Dann sollten Sie sie wegtreten lassen, Major. Sie können in meinem Küchenzelt Erfrischungen zu sich nehmen.«

Dodd ging, um seine Männer zu entlassen. Er war ein schlaksiger Engländer mit länglichem, blassem Gesicht, das verdrossen wirkte. Dodd war einer der äußerst seltenen Offiziere, die von der East India Company desertiert waren, obendrein mit hundertdreißig seiner eigenen Sepoy-Soldaten. Vor drei Wochen war er zu Pohlmann gekommen, und einige von Pohlmanns europäischen Offizieren waren überzeugt gewesen, dass Lieutenant Dodd ein Spion sei, geschickt von den Briten, dessen Armee sich auf einen Angriff des Marathen-Bündnisses vorbereitete, doch Pohlmann war sich dessen nicht so sicher gewesen.

Es stimmte, dass kein anderer britischer Offizier jemals desertiert war wie Dodd, doch wenige hatten Gründe wie Dodd, und Pohlmann hatte ebenfalls Dodds Ehrgeiz, seine Unbeholfenheit, seinen Zorn und sein Können erkannt. Lieutenant Dodds Personalakte zeigte, dass er kein gewöhnlicher Soldat war, seine Sepoys mochten ihn, und er hatte enorme Ambitionen. Pohlmann hatte die Überzeugung gewonnen, dass Dodds Überlaufen sowohl halbherzige als auch echte Gründe hatte. Er hatte Dodd zum Major befördert und ihn dann einem Test unterzogen, indem er ihn nach Chasalgaon geschickt hatte. Wenn Dodd sich als fähig erwies, seine alten Kameraden zu töten, dann war er kein Spion, und Dodd hatte die Prüfung triumphal bestanden, und Sindhias Armee war jetzt mit dreiundsiebzigtausend erbeuteten Patronen bedeutend besser dran.

Dodd kehrte zur Markise zurück und erhielt den Ehrenstuhl auf der rechten Seite von Pohlmanns Diwan. Der Stuhl links davon war von einer Frau besetzt, einer Europäerin, und Dodd konnte kaum den Blick von ihr nehmen, was verständlich war, denn sie war ein außergewöhnlicher Anblick in Indien. Sie war jung, kaum älter als achtzehn oder neunzehn, hatte ein blasses Gesicht und hellblondes Haar. Ihre Lippen waren vielleicht eine Spur zu dünn und ihre Stirn

vielleicht ein wenig zu breit, doch es war etwas sonderbar Attraktives an ihr.

Sie hat ein Gesicht, bei dem die Unzulänglichkeiten zur Schönheit werden, dachte Dodd, und sie wirkt verletzlich. Zuerst nahm Dodd an, die Frau sei Pohlmanns Mätresse, doch dann sah er, dass ihr weißes Leinenkleid am Saum ausgefranst und die Spitze an ihrem bescheidenen Kragen geflickt war, und er sagte sich, dass Pohlmann seiner Mätresse niemals erlauben würde, so schäbig gekleidet zu sein.

»Lassen Sie mich Ihnen Madame Joubert vorstellen«, sagte Pohlmann, der bemerkt hatte, wie fasziniert Dodd die Frau angestarrt hatte. »Dies ist Major William Dodd.«

»Madame Joubert?« Dodd dehnte das »Madame«, erhob sich halb und deutete eine Verneigung an.

»Major«, sagte sie mit leiser Stimme und lächelte nervös. Dann senkte sie den Blick auf den Tisch, der mit Mandelgerichten gedeckt war.

Pohlmann schnippte mit den Fingern nach einem Diener und lächelte dann Major Dodd an. »Simone ist verheiratet mit Captain Joubert, und das dort ist Captain Joubert.« Er wies in den Sonnenschein, wo ein kleiner Captain vor dem Bataillon stand, das in der glühenden Sonne stillstand.

»Joubert befehligt das Bataillon, Sir?«, fragte Dodd.

»Niemand befehligt das Bataillon«, antwortete Pohlmann. »Aber bis vor drei Wochen wurde es von Colonel Mathers geführt. Da hatte es fünf europäische Offiziere. Jetzt hat es Captain Joubert und Lieutenant Sillière.« Er wies auf einen zweiten Europäer, einen jungen Mann, der groß und dünn war, und Dodd, ein aufmerksamer Beobachter, bemerkte, dass Simone Joubert bei der Erwähnung des Namens Sillière errötete. Dodd war amüsiert. Joubert musste mindestens zwanzig Jahre älter als seine Frau sein, während Sillière nur ein, zwei Jahre älter als sie war. »Und wir müssen Europäer haben«, fuhr Pohlmann fort und streckte sich auf dem Diwan aus, der unter seinem Gewicht knarrte. »Die Inder sind feine

Soldaten, doch wir brauchen Europäer, die europäische Taktiken verstehen.«

»Wie viele europäische Offiziere haben Sie verloren, Sir?«, fragte Dodd.

»Von dieser *compoo?* Achtzehn«, sagte Pohlmann. »Zu viele.«

Es waren britische Offiziere, die gegangen waren, und alle hatten Verträge mit Sindhia gehabt, die sie vom Kampf gegen Landsleute befreit hatten, und um die Dinge noch zu verschlimmern, hatte die East India Company jedem britischen Offizier, der von den Marathen desertierte, eine Prämie angeboten. Als Resultat hatte Pohlmann einige seiner besten Männer verloren. Gewiss, er hatte einige gute Offiziere behalten, die meisten davon Franzosen, eine Hand voll Holländer, Schweizer und Deutsche, doch Pohlmann konnte sich den Verlust von achtzehn europäischen Offizieren nicht erlauben. Wenigstens war keiner seiner Artilleristen desertiert, und Pohlmann setzte großes Vertrauen darein, dass seine Geschütze jede Schlacht gewinnen konnten. Diese Kanonen wurden von Portugiesen bedient oder von HalbblutIndern aus den portugiesischen Kolonien in Indien, und diese Profis hatten sich als loyal erwiesen und waren äußerst tüchtig.

Pohlmann trank ein Glas Rum und schenkte es von Neuem voll. Er konnte ungewöhnlich viel Alkohol vertragen. Dodd war nicht so trinkfest, und der Engländer wusste, dass er leicht betrunken wurde, und nippte nur an seinem Wein mit Wasser.

»Ich habe Ihnen eine Belohnung versprochen, Major, wenn Sie die Patronen erbeuten«, sagte Pohlmann freundlich.

»Zu wissen, dass ich meine Pflicht erfüllt habe, ist Belohnung genug«, erwiderte Dodd. Er fühlte sich schäbig und schlecht gekleidet unter Pohlmanns schmuck uniformierten Adjutanten, und er hielt es für das Beste, den Haudegen-Soldaten zu spielen, eine Rolle, die einem ehemaligen Sergeant gefallen würde. Es hieß, dass

Pohlmann seine alte Uniform der East India Company als Erinnerung daran, wie weit er aufgestiegen war, behalten hatte.

»Man schließt sich nicht Sindhias Armee an, nur um die Freude zu haben, seine Pflicht zu erfüllen«, sagte Pohlmann, »sondern wegen der Belohnungen, die solcher Dienst bietet. Wir sind hier, um reich zu werden, nicht wahr?« Er hakte den Säbel mit dem Elefantengriff von seinem Koppel. Die Scheide bestand aus weichem roten Leder und war besetzt mit kleinen Smaragden. »Hier.« Pohlmann hielt den Säbel Dodd hin.

»Ich kann Ihren Säbel nicht annehmen!«, protestierte Dodd.

»Ich habe viele, Major, und schönere. Ich bestehe darauf.«

Dodd nahm den Säbel. Er zog die Klinge aus der Scheide und sah, dass sie gut gearbeitet war, viel besser als der einfache Degen, den er in diesen letzten zwanzig Jahren als Lieutenant getragen hatte. Viele indische Säbel bestanden aus weichem Stahl und brachen leicht im Kampf, doch Dodd nahm an, dass diese Klinge in Frankreich oder Britannien geschmiedet worden war und dann den schönen Elefantengriff in Indien erhalten hatte. Dieses Heft war aus Gold, der Elefantenkopf diente als Knauf, und das Griffstück bestand aus schwarzem Leder mit Golddrähten.

»Danke, Sir«, sagte Dodd bewegt.

»Es ist die erste von vielen Belohnungen«, sagte Pohlmann, »und wir werden mit Belohnungen überschüttet werden, wenn wir die Briten schlagen. Was der Fall sein wird, jedoch nicht hier.« Er trank Rum. »Die Briten werden jetzt jeden Tag angreifen«, fuhr er fort, »und sie werden zweifellos hoffen, dass ich bleibe und mich hier zum Kampf stelle, doch ich habe nicht vor, ihre Erwartung zu erfüllen. Besser, wenn die Bastarde hinter uns hermarschieren müssen. Während sie uns verfolgen, wird der Monsun endlich einsetzen, und die Flüsse werden sie aufhalten. Krankheiten werden sie schwächen. Und wenn sie schwach und müde sind, werden

wir stark sein. Alle von Sindhias *compoos* werden sich zusammenschließen, und der Radscha von Berar hat uns seine Armee versprochen, und wenn wir erst alle vereinigt sind, werden wir die Briten vernichten. Aber das heißt, dass ich Ahmadnagar aufgeben muss.«

»Das ist keine bedeutende Stadt«, bemerkte Dodd. Er bemerkte, dass Simone Joubert am Wein nippte. Sie hielt den Blick gesenkt, schaute nur gelegentlich auf und sah zu ihrem Mann oder zu Lieutenant Sillière. Sie schenkte Dodd keine Beachtung, aber das würde sie noch, versprach er sich, das würde sie noch. Ihre Nase ist zu schmal, dachte er, doch trotzdem ist sie ein blasses und zartes Wunder in diesem heißen Land mit den dunkelhäutigen Menschen. Ihr blondes Haar, das in Löckchen herunterhing, in einer Frisur, die zehn Jahre zuvor in Europa Mode gewesen war, wurde von kleinen Perlmuttspangen an Ort und Stelle gehalten.

»Ahmadnagar ist nicht wichtig«, stimmte Pohlmann zu, »aber Sindhia verliert keine seiner Städte gern, und er hat Ahmadnagar voll mit Versorgungsmaterial gestopft und darauf bestanden, dass ich ein Regiment in der Stadt stationiere.« Er nickte zu den Soldaten in den weißen Röcken. »Dieses Regiment, Major. Es ist vermutlich mein bestes, aber ich bin gezwungen, es in Ahmadnagar einzuquartieren.«

Dodd verstand Pohlmanns missliche Lage. »Sie können es nicht aus der Stadt nehmen, ohne Sindhia aufzuregen«, sagte er, »aber Sie wollen es nicht verlieren, wenn die Stadt fällt.«

»Ich kann es nicht verlieren!«, sagte Pohlmann empört. »Ein so gutes Regiment! Mathers hat es hervorragend ausgebildet. Jetzt ist er zu unseren Feinden übergelaufen, aber ich kann sein Regiment ebenso wenig verlieren, also wer auch immer das Kommando von Mathers übernimmt, muss wissen, wie er seine Männer aus Schwierigkeiten heraushält.«

Dodd spürte Erregung in sich aufsteigen. Ihm gefiel der Gedanke, dass er bei der Company weder wegen des Geldes noch wegen seiner juristischen Probleme desertiert war, sondern wegen der längst fälligen Chance, sein eigenes Regiment zu führen. Er konnte das gut, das wusste er, und er wusste ebenfalls, dass Polmann darauf hinauswollte.

Pohlmann lächelte. »Angenommen, ich gebe Ihnen Mathers' Regiment, Major. Können Sie es für mich aus dem Feuer reißen?«

»Jawohl, Sir«, erwiderte Dodd.

Simone Joubert blickte zum ersten Mal, seit sie mit Dodd bekannt gemacht worden war, zu ihm auf, aber ohne Freundlichkeit.

»Alles davon?«, fragte Pohlmann. »Mit seinen Kanonen?«

»Alles davon«, sagte Dodd fest, »und mit jedem verdammten Geschütz.«

»Dann ist es von jetzt an Dodds Regiment«, sagte Pohlmann, »und wenn Sie es gut führen, werde ich Sie zum Colonel befördern und Ihnen das Kommando über ein zweites Regiment geben.«

Dodd feierte das, indem er sein Glas Wein leer trank. Er war so bewegt, dass er kaum zu sprechen wagte, doch seine Miene sagte alles. Endlich sein eigenes Regiment! So lange hatte er auf diesen Moment gewartet, und jetzt würde er der Company zeigen, wie gut ihre verschmähten Offiziere kämpfen konnten.

Pohlmann schnippte mit den Fingern, damit man ihm mehr Rum brachte.

»Wie viele Männer wird Wellesley bringen?«, fragte er Dodd.

»Nicht mehr als fünfzehntausend Infanteristen«, antwortete der neue Kommandeur von Dodds Regiment zuversichtlich. »Vielleicht weniger, und die werden sich in zwei Armeen aufteilen. Boy Wellesley hat das Kommando über eine, Colonel Stevenson über die andere.«

»Stevenson ist alt?«

»Alt und vorsichtig.«
»Wie steht es mit Kavallerie?«, fragte Pohlmann.
»Fünf- oder sechstausend. Hauptsächlich Inder.«
»Geschütze?«
»Höchstens sechsundzwanzig. Nichts größer als ein Zwölfpfünder.«
»Und Sindhia kann achtzig Geschütze einsetzen«, sagte Pohlmann, »einige davon Achtundzwanzigpfünder. Und wenn erst die Streitkräfte des Radschas von Berar zu uns stoßen, werden wir vierzigtausend Infanteristen und wenigstens weitere fünfzig Geschütze haben.« Der Hannoveraner lächelte. »Aber Schlachten sind nicht nur Zahlen. Sie werden auch von Generälen gewonnen. Erzählen Sie mir von Major General Sir Arthur Wellesley.«
»Boy Wellesley?« Dodd schnaubte verächtlich. Der britische General war jünger als Dodd, doch das war nicht der Grund für den spöttisch gemeinten Spitznamen »Boy«. Vielmehr war es Neid, denn Wellesley hatte Beziehungen und Wohlstand, während es Dodd an beidem mangelte. »Er ist jung«, sagte Dodd, »nur vierunddreißig.«
»Jugend ist kein Hemmschuh für eine Soldatenkarriere«, sagte Pohlmann tadelnd, obwohl er Dodds Groll verstand. Seit Jahren hatte Dodd jüngere Männer in der Armee des Königs aufsteigen sehen, während er in der engstirnigen Company versauert war. Man konnte keine Beförderung in der Kompanie kaufen, es gab auch keine durch Verdienste, sondern es ging nur nach dem Dienstalter, und so waren Vierundvierzigjährige wie Dodd immer noch Lieutenant, während in der Armee des Königs fast noch Jungs Captains und Majors waren.
»Ist Wellesley gut?«, fragte Pohlmann.
»Er hat noch nie eine Schlacht geschlagen«, sagte Dodd bitter, »Malavelly kann man ja nicht zählen.«
»Nur eine Salve?«, fragte Pohlmann, der sich vage an Geschichten über das Scharmützel erinnerte.

»Eine Salve und ein Bajonettangriff«, sagte Dodd, »keine richtige Schlacht.«

»Er hat Dhoondiah besiegt.«

»Ein Kavallerieangriff gegen einen Banditen«, sagte Dodd spöttisch. »Ich möchte darauf hinweisen, Sir, dass Boy Wellesley nie Artillerie und Infanterie auf einem richtigen Schlachtfeld gegenübergestanden ist. Er wurde nur zum Major General gemacht, weil sein Bruder Generalgouverneur ist. Wenn sein Name stattdessen Dodd gewesen wäre, könnte er sich glücklich preisen, allenfalls Kompaniechef zu sein.«

»Ist er adlig?«, fragte Pohlmann.

»Selbstverständlich. Sein Vater war Earl.«

Pohlmann schob sich eine Hand voll Mandeln in den Mund und kaute einen Augenblick. »Er ist also der jüngere Sohn eines Adligen, der in die Armee geschickt wurde, weil er zu sonst nichts taugte, und seine Familie hat ihn die Dienstränge hinaufgekauft?«

»Genau, Sir, haargenau.«

»Aber ich hörte, er soll tüchtig sein.«

»Tüchtig?« Dodd dachte darüber nach. »Er ist tüchtig, Sir, weil ihm sein Bruder das Bargeld gibt. Er kann sich einen großen Ochsenzug leisten, der seine Lebensmittel transportiert, und so sind seine Männer immer gut versorgt. Aber er hat nie eine Kanonenmündung gesehen oder ihr gegenübergestanden.«

»Er hat seine Sache als Gouverneur von Maisur gut gemacht«, bemerkte Pohlmann milde.

»Er ist also ein tüchtiger Gouverneur? Macht ihn das zu einem General?«

»Er soll ein Zuchtmeister sein«, meinte Pohlmann.

»Ja, er hat einen schönen Exerzierplatz«, stimmte Dodd sarkastisch zu.

»Aber er ist kein Dummkopf?«

»Nein«, gab Dodd zu, »kein Dummkopf, aber auch kein General. Er ist zu schnell und zu jung befördert worden, Sir.

Er hat Banditen besiegt, aber er ist selbst außerhalb von Seringapatam geschlagen worden.«

»Ah ja. Der Nachtangriff.« Pohlmann hatte von dem Scharmützel gehört, wie Arthur Wellesley außerhalb von Seringapatam in einem Waldstück Soldaten Tippus angegriffen und Prügel bezogen hatte. »Dennoch ist es nie gut, einen Feind zu unterschätzen«, sagte Pohlmann.

»Überschätzen Sie ihn so viel, wie Sie wollen, Sir«, sagte Dodd heftig, »aber es bleibt die Tatsache, dass Boy Wellesley nie in einer richtigen Schlacht gekämpft hat, nicht mit mehr als tausend Mann unter seinem Kommando. Und er hat nie einer richtigen Armee gegenübergestanden, keiner ausgebildeten Feldarmee mit Artilleristen und disziplinierter Infanterie, und ich bezweifle, dass er siegen wird. Er wird zu seinem Bruder fliehen und mehr Männer verlangen. Er ist ein vorsichtiger Mann.«

Pohlmann lächelte. »So lassen Sie uns diesen vorsichtigen Mann tief in unser Gebiet locken, wo er sich nicht zurückziehen kann, wie? Und ihn besiegen.« Er zog eine Uhr aus der Tasche und ließ den Deckel aufschnappen. »Ich muss bald reiten«, sagte er, »aber zuerst noch etwas Geschäftliches.« Er nahm ein versiegeltes Kuvert aus der Tasche seines Uniformrocks und überreichte es Dodd. »Das ist Ihre Befugnis, Mathers’ Regiment zu befehligen, Major«, sagte er. »Denken Sie daran, ich will, dass Sie es sicher aus Ahmadnagar hinausführen. Sie können eine Zeit lang bei der Verteidigung helfen, aber lassen Sie sich nicht dort einschließen. Der junge Wellesley kann nicht die ganze Stadt belagern, dafür hat er nicht genug Soldaten, so sollten Sie leicht genug entkommen. Sorgen Sie dafür, dass er sich eine blutige Nase holt, aber bringen Sie Ihr Regiment heil in Sicherheit. Haben wir uns verstanden?«

Dodd verstand gut genug. Pohlmann stellte ihn vor eine schwierige und schändliche Aufgabe. Er sollte sich aus einem Kampf zurückziehen, obwohl das gar nicht nötig war. Bei solch einem Manöver gab es wenig Ruhm zu ernten,

doch es war ein schwieriges Stück Soldatentum, bei dem er Können zeigen musste. Dodd wusste, dass er ein zweites Mal getestet wurde. Die erste Prüfung war Chasalgaon gewesen, die zweite würde Ahmadnagar sein.

»Ich kann das schaffen«, sagte er ein wenig mürrisch.

»Gut! Ich habe die Dinge für Sie einfacher gemacht, indem ich die Familien Ihres Regiments nordwärts geschickt habe. Sie können die Soldaten marschieren lassen, ohne dass sie sich um Frauen und Kinder sorgen müssen, nachdem die Stadt gefallen ist. Und was ist mit Ihnen, Madame?« Er drehte sich um und legte eine fleischige Hand auf Simone Jouberts Knie. »Werden Sie mit mir kommen?« Er sprach zu ihr wie mit einem Kind. »Oder bei Major Dodd bleiben?«

Die Frage schien Simone zu überraschen. Sie errötete und sah zu Lieutenant Sillière. »Ich werde hier bleiben, Colonel«, antwortete sie auf Englisch.

»Bringen Sie sie sicher nach Hause, Major«, sagte Pohlmann zu Dodd.

»Das werde ich, Sir.«

Pohlmann erhob sich. Seine purpurfarben berockten Leibwächter, die vor dem Zelt gestanden hatten, beeilten sich, ihre Plätze an den Flanken des Elefanten einzunehmen, während der Elefantenführer, der im Schatten des Dickhäuters verweilt hatte, jetzt das schläfrige Tier am Schwanz packte und an seinem Hintern hinaufkletterte wie ein Matrose an einem Tau. Er schob sich um den vergoldeten Sitz herum, setzte sich auf den Nacken des Elefanten und lenkte ihn auf Pohlmanns Zelt zu.

»Sind Sie sicher«, wandte sich Pohlmann Simone Joubert zu, »dass Sie nicht lieber mit mir reisen wollen? Der Sitz ist sehr bequem, solange Sie nicht an der Seekrankheit leiden.«

»Ich werde mit meinem Mann zusammenbleiben«, sagte Simone. Sie stand auf und erwies sich als viel größer, als Dodd angenommen hatte. Groß und irgendwie plump, dachte er. Aber sie besaß immer noch eine sonderbare Anziehungskraft.

»Eine gute Frau sollte bei ihrem Mann bleiben«, sagte Pohlmann, »jedenfalls bei ihrem Ehemann.« Er wandte sich zu Dodd. »Ich werde Sie in ein paar Tagen mit Ihrem neuen Regiment sehen. Enttäuschen Sie mich nicht.«

»Das werde ich nicht, Sir, das werde ich nicht«, versprach Dodd. Er hielt seinen neuen Säbel und beobachtete, wie sein Befehlshaber die silbernen Stufen hinauf- und dann zum Sitz auf dem Rücken des Elefanten emporstieg.

Er musste ein Regiment retten und sich einen guten Namen machen.

Bei Gott, beides werde ich gut schaffen, dachte Dodd.

KAPITEL 2

Sharpe saß in dem offenen Schuppen, in dem die Lafetten der Waffenkammer lagerten. Es hatte zu regnen begonnen, nicht der prasselnde Platzregen des Monsuns, sondern ein stetiger grauer Nieselregen, der die rötliche Erde im Hof in glitschigen Morast verwandelte.

Major Stokes, der den Nachmittag mit frischem roten Rock, weißer Seidenhalsbinde und auf Hochglanz polierten Stiefeln begonnen hatte, ging vorsichtig um eine kürzlich fertig gestellte Lafette herum.

»Es war wirklich nicht Ihre Schuld, Sharpe«, sagte er.

»Aber ich habe dieses Gefühl, Sir.«

»Das gibt sich, das gibt sich«, sagte Stokes. »Denken Sie gut darüber nach, Sharpe, dann werden Sie das bestimmt erkennen. Sie trifft in keiner Weise Schuld.«

»Ich habe alle sechs Männer verloren, Sir. Und den jungen Davi.«

»Das arme Stachelschwein.« Stokes duckte sich, um am Lafettenschwanz entlangzuspähen. »Meinen Sie, das Holz ist gerade, Sharpe? Oder ein bisschen gewellt?«

»Mir kommt es gerade vor, Sir.«

»Ist nicht richtig gemasert, diese Eiche, nicht richtig ausgereift«, sagte der Major und begann, sein Koppel abzulegen. Jeden Morgen und Nachmittag schickte ihn seine Ordonnanz in sorgfältig gewaschener und gebügelter Kleidung zur Waffenkammer, und binnen einer Stunde war Stokes nur in Hose und in Hemdsärmeln und hatte Hobel oder Sägen oder Ahlen in der Hand.

»Ich will einen schnurgeraden Lafettenschwanz sehen«, sagte er. »Da hängt ein Hobel Nummer vier an der Wand, Sharpe, seien Sie so gut.«

»Soll ich ihn schärfen, Sir?«

»Das habe ich gestern Abend getan, Sharpe. Der ist richtig scharf.« Stokes zog seinen roten Uniformrock aus und

krempelte die Ärmel hoch. »Das Holz reift hier nicht richtig, das ist die Krux.« Er bückte sich zu der neuen Lafette herunter und hobelte über den Schwanz, dass weiße Späne segelten. »Ich repariere eine Uhr«, erzählte er Sharpe beim Hobeln, »ein hübsch gemachter Schatz, mit Macken in der Verzahnung. Sollten Sie sich ansehen. Sie ist in meinem Büro.«

»Das werde ich, Sir.«

»Und ich habe etwas neues Holz für die Achsen gefunden, Sharpe. Ach, ist das aufregend!«

»Sie werden immer noch brechen, Sir«, sagte Sharpe trübsinnig. Dann bückte er sich nach einer der vielen Katzen, die in der Waffenkammer hausten, nahm sie auf den Schoß und streichelte sie, bis sie zufrieden schnurrte.

»Seien sie nicht so miesepetrig, Sharpe! Wir werden das Problem mit der Achse schon lösen. Es ist nur eine Frage des guten Holzes. Nichts sonst. Hier. Das sieht schon besser aus.« Der Major trat von seinem Werk zurück und unterzog es einem kritischen Blick.

Es waren viele indische Handwerker in der Waffenkammer beschäftigt, doch Major Stokes machte die Dinge gern selbst, und außerdem waren die meisten der Inder bei der Vorbereitung des Dusshera-Festes und stellten drei riesige Figuren her, die zum Hindutempel getragen und dort verbrannt wurden. Diese Inder waren in einem anderen an den Seiten offenen Schuppen beschäftigt, wo sie Leim auf einem offenen Feuer kochten. Einige der Männer klebten Tücher auf einen Weidenkorb, der bei einem der Riesen den Kopf bilden würde. Stokes war fasziniert von ihren Aktivitäten, und Sharpe wusste, dass der Major sich bald zu ihnen gesellen würde.

»Habe ich Ihnen gesagt, dass ein Sergeant heute Morgen hier war und nach Ihnen gefragt hat?«, fragte Stokes.

»Nein, Sir.«

»Kam kurz vor dem Mittagessen«, sagte Stokes. »Ein sonderbarer Typ.« Der Major hockte sich zu dem

Lafettenschwanz und hobelte weiter. »Er zuckte so komisch im Gesicht.«

»Obadiah Hakeswill«, meinte Sharpe.

»Ja, ich glaube, so stellte er sich vor«, sagte Stokes. »Schien mir nicht sehr wichtig zu sein. Er sagte, er sei nur auf Besuch in der Stadt und schaue bei alten Gefährten vorbei. Wissen Sie, was ich dachte?«

»Nein, aber ich hoffe, Sie erzählen es mir, Sir«, sagte Sharpe und fragte sich, warum, zum Teufel, Obadiah Hakeswill nach ihm gesucht hatte. Er führte nichts Gutes im Schilde, das war sicher.

»Diese Teakbalken im alten Thronsaal Tippus«, sagte Stokes, »werden gut ausgereift sein. Wir könnten ein halbes Dutzend davon herausbrechen und allerhand Achsen und Wellen daraus machen.«

»Die vergoldeten Balken, Sir?« Sharpe sah den Major fragend an.

»Die Goldschicht haben wir schnell runter, Sharpe. Die hobeln wir im Nu ab!«

»Das könnte dem Radscha missfallen, Sir«, gab Sharpe zu bedenken.

Stokes machte ein langes Gesicht. »Da ist was dran, da ist was dran. Man hat es für gewöhnlich nicht so gern, wenn einem die Deckenbalken runtergerissen werden und Lafetten oder Uhrwellen daraus gemacht werden. Trotzdem ist der Radscha für gewöhnlich sehr gefällig, wenn man erst an seinen verdammten Höflingen vorbeikommen kann. Die Uhr gehört ihm. Schlägt acht, wenn sie neun schlagen sollte, oder vielleicht ist es auch andersrum. Glauben Sie, dass dieser Richtkeil passt?«

Sharpe blickte auf den Keil, mit dem das Kanonenrohr gesenkt und gehoben wurde. »Sieht gut aus, Sir.«

»Ich könnte ihn noch ein Spur abhobeln. Ich frage mich, ob unsere Stellböcke richtig abgeschliffen sind. Das sollten wir vielleicht überprüfen. Ist dieser Regen nicht herrlich? Die Blumen waren am Verwelken! Alles wäre kaputtgegangen.

Aber nach diesem feinen Regen kann ich dieses Jahr eine Blumenpracht zeigen. Sie müssen kommen und sich das ansehen.«

»Sie wollen immer noch, dass ich hier bleibe, Sir?«, fragte Sharpe.

»Hierbleiben?« Stokes, der den Richtkeil in einen Schraubstock spannte, blickte auf und sah Sharpe an. »Natürlich will ich, dass Sie hier bleiben, Sergeant. Sie sind der beste Mann, den ich habe!«

»Ich habe sechs Männer verloren, Sir.«

»Und es war nicht Ihre Schuld, überhaupt nicht Ihre. Ich werde Ihnen sechs andere besorgen.«

Sharpe wünschte, es wäre so leicht, aber er konnte die Schuldgefühle nach dem Massaker von Chasalgaon nicht aus seinen Gedanken vertreiben. Nach dem Blutbad war er wie in Trance durch die Festung geirrt. Die meisten der Frauen und Kinder hatten noch gelebt, doch sie waren, noch unter Schock, furchtsam vor ihm zurückgewichen. Captain Roberts, der stellvertretende Kommandeur der Festung, war am Nachmittag von der Patrouille zurückgekehrt. Er hatte sich übergeben müssen, als er das Grauen innerhalb der Kakteenwälle gesehen hatte.

Sharpe hatte Roberts Bericht erstattet, und der Captain hatte einen Kurier nach Hurryhur, dem Hauptquartier der Armee, geschickt und Sharpe wegtreten lassen.

»Es wird eine Untersuchung dieser Sache geben, nehme ich an«, hatte Roberts gesagt. »So wird Ihre Aussage zweifellos erforderlich sein, aber Sie können ebenso gut in Seringapatam warten.« Und so war Sharpe ohne andere Befehle zurückgekehrt. Er hatte den Beutel mit Rupien Major Stokes zurückgegeben, und jetzt hatte er insgeheim mit einer Bestrafung vom Major gerechnet, doch Stokes interessierte sich mehr für den Richtkeil.

»Ich habe schon Schrauben brechen sehen, weil der Winkel des Keils zu steil war, und es ist nicht gut, wenn in der Schlacht Schrauben brechen. Ich habe Geschütze der

Franzmänner mit metallischen Richtkeilen gesehen, aber die rosten nur. Man kann nicht darauf vertrauen, dass ein Franzmann sie geschmiert hält. Sie brüten schon wieder, Sharpe.«

»Ich kann es nicht ändern, Sir.«

»Es führt zu nichts, wenn man brütet. Überlassen Sie das Brüten den Poeten und Priestern. Diese Typen werden dafür bezahlt. Für Sie muss das Leben weitergehen. Was hätten Sie denn tun können?«

»Ich hätte ein paar der Bastarde killen können, Sir.«

»Und die hätten Sie gekillt, und das hätte weder Ihnen noch mir gefallen. Sehen Sie sich diesen Winkel an. Nicht zu glauben! Ich liebe rechte Winkel, das muss ich sagen. Wir sollten das mit den Stellböcken überprüfen. Wie geht es Ihrem Kopf?«

»Besser, Sir.« Sharpe betastete den Verband, der sich um seine Stirn wand. »Ich habe jetzt keine Schmerzen mehr, Sir.«

»Vorsehung, Sharpe, das ist göttliche Vorsehung. Der liebe Gott in seiner Gnade wollte, dass Sie am Leben bleiben.« Stokes nahm den Keil aus dem Schraubstock und ging damit zur Lafette. »Eine Spur von Farbe auf diesen Schwanz, und er ist fertig. Meinen Sie, der Radscha würde mir einen der Dachbalken geben?«

»Es kann nicht schaden, ihn zu fragen, Sir.«

»Das werde ich, das werde ich. Ah, ein Besucher.« Stokes richtete sich auf, als ein Reiter, eingehüllt in ein Regencape und mit ein Wachstuch über seinem Zweispitz, in den Hof der Waffenkammer ritt, ein zweites Pferd an den Zügeln. Der Besucher zog die Füße aus den Steigbügeln, schwang sich aus dem Sattel und band dann die Zügel beider Pferde an eine der Säulen des Schuppens.

Major Stokes, dessen Kleidung schmutzig und unordentlich zu werden begann, lächelte beim Anblick des großen Ankömmlings, dessen Zweispitz verriet, dass er ein Offizier war.

»Kommen Sie, um uns zu inspizieren?«, fragte der Major heiter. »Sie werden das Chaos entdecken. Nichts an der richtigen Stelle, alle Unterlagen schmuddelig, Holzwürmer im gelagerten Holz, Schimmel in den Magazinen und die Farbe völlig verdorben.«

»Besser, die Farbe ist verdorben als der Geist«, sagte der Neuankömmling. Dann nahm er seinem Zweispitz ab und enthüllte weißes Haar.

Sharpe, der sich auf eine der fertigen Geschützlafetten gesetzt hatte, sprang auf und entließ die überraschte Katze in die Hobelspäne des Majors. »Colonel McCandless, Sir!«

»Sergeant Sharpe!«, erwiderte McCandless. Der Colonel schüttelte Regenwasser von seinem Zweispitz und wandte sich an Stokes. »Und Sie, Sir?«

»Major Stokes, Sir, zu Ihren Diensten, Sir. John Stokes, Royal Engineers, Kommandant der Waffenkammer und, wie Sie sehen, Zimmermann Seiner Majestät.«

»Werden Sie mir verzeihen, Major Stokes, wenn ich mit Sergeant Sharpe rede?« McCandless streifte das Regencape von seiner Uniform der East India Company ab. »Sergeant Sharpe und ich sind alte Freunde.«

»Es ist mir ein Vergnügen, Sie allein zu lassen, Colonel«, sagte Stokes. »Ich habe in der Gießerei zu tun. Sie gießen zu schnell. Ich sage ihnen andauernd, dass zu schnelles Gießen Blasen im Metall gibt, was zur Katastrophe führen kann, aber sie wollen einfach nicht hören. Es ist nicht wie das Gießen von Tempelglocken, sage ich ihnen immer wieder, doch ich könnte mir den Atem sparen.« Er warf einen sehnsüchtigen Blick zu den glücklichen Männern, die den gigantischen Kopf für das Dusshera-Fest herstellten. »Und ich habe andere Dinge zu erledigen«, fügte er hinzu.

»Ich möchte, dass Sie bleiben, Major«, sagte McCandless sehr förmlich. »Ich nehme an, was ich zu sagen habe, betrifft auch Sie. Es ist schön, Sie zu sehen, Sharpe.«

»Es freut mich auch, Sie wiederzusehen, Sir«, sagte Sharpe, und das entsprach der Wahrheit. Er war mit Colonel

Hector McCandless im Kerker Tippus eingesperrt gewesen, und wenn eine Freundschaft zwischen einem Sergeant und einem Colonel möglich war, dann bestand sie zwischen den beiden Männern.

McCandless, groß, kräftig und Anfang sechzig, war der Nachrichtenoffizier der East India Company für das südliche und westliche Indien, und in den vergangenen vier Jahren hatten er und Sharpe ein paar Mal miteinander geredet, wenn der Colonel durch Seringapatam gekommen war, doch diese Gespräche waren gesellschaftliche Plaudereien gewesen. Die grimmige Miene des Colonels ließ darauf schließen, dass das jetzige Treffen alles andere als gesellschaftlich war.

»Sie waren in Chasalgaon?«, fragte McCandless.

»Ja, das war ich, Sir.«

»Haben Sie Lieutenant Dodd gesehen?«

Sharpe nickte. »Den Bastard werde ich nie vergessen. Verzeihung, Sir.« Er entschuldigte sich, weil McCandless ein leidenschaftlicher Christ war, der Schimpfworte und ordinäre Ausdrücke verabscheute. Der schottische Colonel war ein strenger Mann, ehrbar wie ein Heiliger, und Sharpe fragte sich manchmal, weshalb er ihn so sehr mochte. Vielleicht, weil McCandless immer fair und stets wahrhaftig war und mit jedem, ob Radscha oder Sergeant, mit der gleichen ehrlichen Geradlinigkeit sprach.

»Ich habe Lieutenant Dodd nie kennen gelernt«, sagte McCandless. »Beschreiben Sie ihn mir.«

»Groß, Sir, und schlank wie Sie oder ich.«

»Nicht wie ich«, warf Major Stokes ein.

»Und sein Gesicht ist gelblich, als hätte er das Fieber gehabt«, fuhr Sharpe fort. »Längliches Gesicht, als hätte er etwas Bitteres gegessen.« Er überlegte kurz. Er hatte nur ein paar Blicke auf Dodd erhascht, und die von der Seite. »Er hat strähniges Haar, Sir, wenn er seinen Hut abnimmt. Braunes Haar. Lange Nase, wie die von Sir Arthur, und ein stark knochiges Kinn. Er nennt sich jetzt Major Dodd, Sir,

nicht Lieutenant. Ich hörte, wie einer seiner Männer ihn mit Major ansprach.«

»Und er hat jeden Mann in der Garnison getötet?«, fragte McCandless.

»Ja, das hat er, Sir. Nur mich nicht. Ich hatte Glück.«

»Unsinn, Sharpe!«, sagte McCandless. »Die Hand Gottes war über Ihnen.«

»Amen«, warf Major Stokes ein.

McCandless starrte Sharpe grübelnd an. Der Colonel hatte ein markantes Gesicht mit sonderbar blauen Augen. Er behauptete immer, dass er sich in seiner schottischen Heimat zur Ruhe setzen wolle, aber er fand stets einen Grund, in Indien zu bleiben. Eine große Zeit seines Lebens hatte er in den Provinzen verbracht, die an das Land grenzten, das von der Company verwaltet wurde, denn es war seine Aufgabe, diese Gebiete zu erkunden und ihre Bedrohungen und Schwächen zu melden. In Indien geschah wenig, was McCandless entging, aber Dodd war ihm entgangen und jetzt seine große Sorge. »Wir haben ein Kopfgeld von fünfhundert Guineen auf ihn ausgesetzt«, sagte der Colonel.

»Allmächtiger!«, stieß Major Stokes erstaunt hervor.

»Er ist ein Mörder«, fuhr McCandless fort. »Er hat einen Goldschmied in Seedesegur ermordet und sollte vor Gericht gestellt werden, doch er flüchtete. Ich möchte, dass Sie, Sharpe, mir helfen, ihn zu schnappen. Und ich verfolge den Schuft nicht, weil ich das Kopfgeld kassieren will. Ich werde es nämlich ablehnen. Aber ich will ihn haben, und ich möchte, dass Sie mir helfen.«

Major Stokes setzte zu einem Protest an, wollte sagen, dass Sharpe sein bester Mann sei und die Waffenkammer ohne ihn vor die Hunde gehen würde, doch McCandless schoss dem liebenswürdigen Major einen scharfen Blick zu, der ausreichte, um ihn verstummen zu lassen.

»Ich will Lieutenant Dodd gefangen nehmen«, sagte McCandless unerbittlich, »und ich will, dass er verurteilt und

hingerichtet wird, und dazu brauche ich jemanden, der ihn schon zu Gesicht bekommen hat und ihn wiedererkennt.«

Major Stokes sammelte allen Mut, um seinen Einwand vorzubringen. »Aber ich brauche Sergeant Sharpe! Er organisiert alles! Die Dienstpläne, die Lagerhaltung, die Kassenverwaltung, alles!«

»Ich brauche ihn mehr«, fuhr McCandless den unglücklichen Major an. »Wissen Sie, wie viele Briten in Indien sind, Major? Vielleicht zwölftausend, und weniger als die Hälfte davon sind Soldaten. Unsere Macht ruht nicht auf den Schultern von weißen Männern, Major, sondern auf den Musketen unserer Sepoys. Neun von zehn Männern, die eine Invasion in die Marathen-Provinzen machen, werden Sepoys sein, und Lieutenant Dodd hat über hundert davon überredet zu desertieren! Er hat sie zur Fahnenflucht angestiftet! Können Sie sich unser Schicksal vorstellen, wenn die anderen Sepoys ihrem Beispiel folgen? Sindhia wird Dodds Männer mit Gold überschütten, Major, mit Geld und Beute, in der Hoffnung, dass andere ihnen folgen werden. Ich muss das stoppen, und dafür brauche ich Sharpe.«

Major Stokes erkannte, dass er sich in das Unvermeidliche fügen musste. »Und Sie werden ihn zurückbringen, Sir?«

»Wenn Gott will, ja. Nun, Sergeant, werden Sie mit mir kommen?«

Sharpe blickte zu Major Stokes, der mit den Schultern zuckte, lächelte und dann sein Einverständnis nickte. »Ich komme mit, Sir«, sagte er zu dem schottischen Colonel.

»Wann können Sie zum Aufbruch bereit sein?«

»Ich bin sofort bereit, Sir.« Sharpe wies auf den neu ausgegebenen Tornister und die Muskete, die zu seinen Füßen lagen.

»Sie können ein Pferd reiten?«

Sharpe runzelte die Stirn. »Ich kann auf einem sitzen, Sir.«

»Gut genug.« Der schottische Colonel zog sein Cape an, band die Zügel der beiden Pferde los und reichte einen

Sharpe. »Sie ist ein frommes Tier, und Sie werden keine Probleme mit ihr haben.«

»Wir reiten jetzt gleich, Sir?«, fragte Sharpe, überrascht, weil alles so plötzlich kam.

»Jetzt, Sharpe. Wir haben keine Zeit zu vergeuden, denn wir müssen einen Verräter und Mörder schnappen.« Er schwang sich in den Sattel und beobachtete, wie Sharpe unbeholfen auf das zweite Pferd stieg.

»Und wohin reiten Sie?«, fragte Stokes den Colonel.

»Zuerst nach Ahmadnagar, und danach wird Gott entscheiden.« Der Colonel gab seinem Pferd leicht die Sporen, und Sharpe – seinen Tornister auf dem Rücken, die Muskete umgehängt – folgte ihm.

Er würde sein Scheitern bei Chasalgaon wieder gutmachen. Nicht mit Strafe, sondern mit etwas Besserem: mit Rache.

Major William Dodd fuhr mit einem weiß behandschuhten Finger über die Speiche eines Geschützrades. Er betrachtete seine Fingerspitze, und fast neunhundert Männer – oder wenigstens diejenigen der neunhundert auf dem Exerzierplatz, die den Major sehen konnten – betrachteten ihn ihrerseits.

Kein Schlamm oder Staub auf dem Handschuh. Dodd richtete sich auf und blickte die Geschützmannschaften finster an, wie um jedem zu drohen, Freude darüber zu zeigen, dass er das nahezu Perfekte geleistet hatte. Es war zwar harte Arbeit gewesen, denn früh am Tag hatte es geregnet, und die Geschütze des Regiments waren durch die schlammigen Straßen außerhalb von Ahmadnagars südlichem Tor zum Paradeplatz gezogen worden, doch die Kanoniere hatten es trotzdem geschafft, ihre Waffen bestens zu säubern. Sie hatten jeden Dreckfleck entfernt, das Mahagoni des Lafettenschwanzes gewaschen und die Rohre poliert, bis die Legierung aus Kupfer und Zinn blitzblank glänzte.

Beeindruckend, dachte Dodd, als er den Handschuh auszog.

Pohlmann hatte Ahmadnagar verlassen, um seine *compoo* Sindhias Armee anzuschließen, die sich im Norden versammelte, und Dodd hatte diese überraschende Inspektion seines neuen Kommandos befohlen. Er hatte dem Regiment nur eine Stunde Zeit bis zur Inspektion gelassen und bis jetzt nichts zu beanstanden gefunden.

Es war tatsächlich beeindruckend. Die Männer standen in vier weiß berockten Gliedern mit ihren vier Kanonen und der Haubitze an der rechten Flanke. Die Geschütze waren trotz ihres Glanzes erbärmlich. Die vier Feldgeschütze waren nur Vierpfünder, und das fünfte war eine Fünf-Zoll-Haubitze, und keines davon feuerte Kugeln von richtigem Gewicht. Keine todbringenden Kugeln.

»Pusterohre«, sagte Dodd abschätzig.

»Monsieur?«, fragte Captain Joubert, der Franzose, der inbrünstig gehofft hatte, dass man ihm das Kommando über das Regiment geben würde.

»Sie haben mich gehört, Monsieur. Pusterohre!«, sagte Dodd und hob einen Deckel der Protze, um eines der Vierpfünder-Geschosse herauszunehmen. Es war halb so groß wie ein Kricketball. »Sie könnten ebenso gut auf den Feind spucken, Monsieur!«

Joubert, ein kleiner Mann, zuckte mit den Schultern.

»Auf kurze Distanz, Monsieur ...«, begann er, die Geschütze zu verteidigen.

»Auf kurze Distanz, Monsieur, papperlapapp!« Dodd warf Joubert das Geschoss zu, das der ungeschickt auffing. »Das ist nutzlos auf kurze Distanz! Hat nicht mehr Wirkung als eine Musketenkugel, und das Geschütz ist zehnmal so schwerfällig wie eine Muskete.« Er kramte in der Protze. »Keine Kartätschen?

»Für Vierpfünder-Geschütze werden keine Kartätschen ausgegeben«, sagte Joubert. »Ist nicht mal dafür gemacht.«

»Dann machen wir unsere eigenen«, sagte Dodd. »Beutel mit Schrottmetall, Monsieur, umspannt mit einem Geschossring und eine Zündladung. Anderthalb Pfund

Pulver pro Schuss. Suchen Sie in der Stadt ein Dutzend Frauen, und lassen Sie die Beutel nähen. Vielleicht kann Ihre Frau helfen, Monsieur?« Er schielte zu Joubert, der keine Reaktion zeigte.

Dodd konnte die Schwäche eines Mannes förmlich riechen, und die sonderbar attraktive Simone Joubert war zweifellos die Schwäche ihres Ehemanns, denn es war deutlich zu spüren, dass sie ihn verabscheute und er befürchtete, sie zu verlieren.

»Ich will bis morgen früh dreißig Beutel Kartätschen für jedes Geschütz haben«, befahl Dodd.

»Aber die Rohre, Major!«, protestierte Joubert.

»Sie meinen, die könnten zerkratzt werden?«, höhnte Dodd. »Was wollen Sie, Monsieur? Ein zerkratztes Rohr und ein lebendes Regiment? Oder ein sauberes Geschütz und eine Reihe toter Männer? Bis morgen dreißig Schuss Kartätschen pro Geschütz, und wenn kein Platz in den Protzen ist, werfen Sie diese verdammten Kanonenkugeln raus. Da könnten Sie genauso gut mit Kirschkernen feuern wie mit diesen Kieselsteinen.« Dodd knallte den Deckel der Protze zu.

Selbst wenn die Geschütze behelfsmäßige Kartätschen abfeuerten, war er sich nicht sicher, ob er sie behalten wollte. Jedes Bataillon in Indien hatte solche Unterstützungsartillerie, doch nach Dodds Meinung dienten die Geschütze nur dazu, die Manöver eines Regiments zu verlangsamen. Sie waren schwerfällig, und der Viehbestand, der gebraucht wurde, um sie zu ziehen, war lästig. Und wenn er je seine eigene *compoo* bekommen würde, dann würde er die Regimenter von Feldgeschützen befreien, denn wenn sich ein Infanteriebataillon nicht mit Musketen verteidigen konnte, welchen Nutzen hatten sie dann? Aber jetzt war er mit fünf Geschützen belastet. So würde er sie als gigantische Schrotflinten benutzen und auf dreihundert Yards das Feuer eröffnen. Die Kanoniere würden über den

Schaden bei den Rohren stöhnen, aber zum Teufel mit den Kanonieren!

Dodd inspizierte die Haubitze, fand sie so sauber wie die anderen Geschütze und nickte dem eingeborenen Kompanieführer der Artilleristen zu. Er sprach kein Lob aus, denn er hielt nichts davon, Männer zu loben, nur weil sie ihre Pflicht taten. Lob gebührte denjenigen, die ihre Pflicht übertrafen, Strafe denjenigen, die sie nicht erfüllten, und für den Rest war Schweigen bestimmt.

Als die fünf Geschütze inspiziert waren, ging Dodd langsam an den weiß berockten Gliedern der Infanterie vorbei, wo er jedem Mann in die Augen sah und seine grimmige Miene behielt, obwohl die Soldaten besonders darauf geachtet hatten, einen guten Eindruck auf ihren neuen befehlshabenden Offizier zu machen.

Captain Joubert folgte Dodd mit einem Schritt Abstand, und es war etwas Spaßiges am Anblick des großen, langbeinigen Dodd und des kleinen Joubert, der sich beeilen musste, um mit dem Engländer Schritt zu halten.

Dann und wann machte der Franzose eine Bemerkung. »Er ist ein guter Mann, Sir«, sagte er, als sie einen Soldaten passierten, doch Dodd ignorierte das Lob jedes Mal, und nach einer Weile verfiel Joubert in Schweigen und blickte nur finster auf Dodds Rücken. Dodd spürte die Abneigung des Franzosen, doch er machte sich nichts daraus.

Dodd war zwar beeindruckt, zeigte jedoch keinerlei Reaktion auf das Äußere des Regiments. Diese Männer waren smart, und ihre Waffen waren so sauber wie die seiner eigenen Sepoys, die jetzt, in neu ausgegebenen weißen Uniformröcken, als zusätzliche Kompanie an der linken Flanke des Regiments angetreten waren, wie in britischen Regimenten die Plänkler antraten. Die East India Company hatte keine Plänkler, denn man hielt die Sepoys für nicht gut genug darin, aber Dodd hatte sich entschlossen, seine loyalen Sepoys zu den besten Plänklern in Indien zu machen. Sollten sie der Company beweisen, dass sie sich

mit ihrem Vorurteil irrte, und dadurch konnten sie helfen, die Company zu zerstören.

Die meisten der Männer blickten Dodd in die Augen, als er an ihnen vorbeiging, jedoch nur wenige lange, die meisten blickten schnell fort. Joubert sah die Reaktionen und sympathisierte mit den Männern, denn da war etwas ausgesprochen Unangenehmes an dem länglichen, grimmigen Gesicht des Engländers, vor dem man sich fürchten konnte. Joubert sagte sich, dass dieser Engländer vermutlich ein Peitscher war. Die Engländer waren berüchtigt dafür, die Peitsche zur Züchtigung gegen ihre eigenen Männer einzusetzen und Rotröcke blutig zu schlagen, doch Joubert irrte sich in der Annahme, dass Dodd auch zu diesen Schindern zählte. Major Dodd hatte nie in seinem Leben jemanden ausgepeitscht, und das nicht nur, weil die Company die Prügelstrafe in ihrer Armee verbot, sondern weil William Dodd das Auspeitschen verabscheute und es hasste, wenn Soldaten zur Strafe ausgepeitscht wurden.

Major Dodd mochte Soldaten. Er hasste die meisten Offiziere, besonders die im Rang über ihm, aber er mochte Soldaten. Gute Soldaten gewannen Schlachten, und Siege machten Offiziere berühmt, folglich brauchte ein Offizier zum Erfolg Soldaten, die ihn mochten und ihm folgen würden. Dodds Sepoys waren der Beweis dafür. Er hatte sich um sie gekümmert, dafür gesorgt, dass sie beköstigt und bezahlt wurden, und sie hatten ihm zu Siegen verholfen. Jetzt würde er sie im Dienst der Marathen-Prinzen, die für ihre Großzügigkeit berühmt waren, wohlhabend machen.

Er marschierte vom Regiment fort wieder zu dessen Fahnen, ein paar tiefgrünen Fahnen mit gekreuzten *tulwars* – gekrümmten Säbeln. Die Fahnen waren die Wahl von Colonel Mathers gewesen. Der Engländer hatte das Regiment fünf Jahre lang befehligt, bevor er in den Ruhestand getreten war, statt gegen seine eigenen Landsleute zu kämpfen, und jetzt war das Regiment als

Dodds Regiment bekannt. Oder vielleicht sollte er es anders nennen? Die Tiger? Die Adler? Die Krieger von Sindhia? Der Name war jetzt nicht wichtig. Jetzt mussten diese neunhundert gut ausgebildeten Männer und ihre fünf glänzenden Geschütze sicher zurück zur Marathen-Armee gebracht werden, die sich im Norden versammelte.

Dodd drehte sich unter den Fahnen zu den Soldaten um.

»Mein Name ist Dodd!«, rief er. Er legte eine Pause ein, um einen der indischen Offiziere seine Worte in Marathi übersetzen zu lassen, eine Sprache, die Dodd nicht beherrschte. Nur wenige Soldaten sprachen Marathi, denn die meisten waren Söldner aus dem Norden, aber Männer in den Reihen murmelten ihre eigene Übersetzung, sodass Dodds Worte an den Reihen entlang weitergegeben wurden.

»Ich bin ein Soldat! Nichts als ein Soldat! Immer ein Soldat!«

Er legte wieder eine Pause ein. Die Parade wurde auf dem freien Platz zwischen dem Tor und einer Menge von Bürgern abgehalten, die sich versammelt hatten, um die Soldaten anzustarren, und unter der Menge waren arabische Söldner in wallendem Gewand verstreut, die als die grimmigsten aller Marathen-Soldaten galten. Es waren wild aussehende Männer, ausgerüstet mit jeder nur denkbaren Waffe, doch Dodd bezweifelte, dass sie die Disziplin seines Regiments hatten.

»Zusammen werden wir kämpfen und siegen!«, rief Dodd seinen Männern zu. Er hielt seine Worte einfach, denn Soldaten liebten stets einfache Dinge. Beute machen war einfach, gewinnen und verlieren waren simple Begriffe, und selbst der Tod war ein einfaches Konzept, obwohl die verdammten Prediger ihn mit gläubigem Geschwätz zu komplizieren versuchten. »Es ist meine Absicht«, rief er und wartete, bis die Übersetzung in den Reihen angekommen war, »das Regiment zum besten in Sindhias Diensten zu machen! Macht eure Sache gut, und ich werde euch belohnen! Macht ihr sie schlecht, werde ich eure

Soldatenkameraden über eure Bestrafung entscheiden lassen.«

Das hörten sie gern, und Dodd wusste, dass es ihnen gefiel.

»Gestern haben die Briten unser Grenzgebiet überquert!«, rief Dodd. »Morgen wird ihre Armee hier in Ahmadnagar sein, und bald werden wir in einer großen Schlacht gegen sie kämpfen!« Er hatte sich entschlossen, nicht zu sagen, dass die Schlacht weit nördlich der Stadt stattfinden würde, denn das konnte die lauschenden Zivilisten entmutigen. »Wir werden sie nach Maisur zurücktreiben. Wir werden sie lehren, dass die Armee von Sindhia besser als jede ihrer Armeen ist. Wir werden siegen!«

Die Soldaten lächelten bei seiner Zuversicht.

»Wir werden ihre Schätze, ihre Waffen, ihr Land und ihre Frauen nehmen, und diese Dinge werden eure Belohnung sein, wenn ihr gut kämpft. Aber wenn ihr schlecht kämpft, werdet ihr sterben.« Dieser Satz schickte einen Schauder durch die weiß berockten Reihen. »Und wenn einer von euch sich als Feigling erweist«, endete Dodd, »werde ich ihn persönlich töten.«

Er ließ diese Drohung einwirken und befahl dann abrupt dem Regiment, zum Dienst wegzutreten. Dann forderte er Joubert auf, ihm die rote Treppe der Stadtmauer hinauf zu folgen, wo arabische Wächter hinter den Mauerzacken längs der Wehrgänge standen. Weit im Süden war am Horizont eine dunkle Wolke so gerade sichtbar. Sie konnte für eine ferne Regenwolke gehalten werden, doch Dodd vermutete, dass es der Rauch der britischen Lagerfeuer war.

»Wie lange wird die Stadt Ihrer Meinung nach standhalten?«, fragte Dodd Joubert.

Der Franzose überlegte. »Ein Monat?«, schätzte er.

»Seien Sie kein Narr«, schnaubte Dodd. Er legte Wert auf die Loyalität seiner Männer, aber die gute Meinung ihrer beiden europäischen Offiziere war ihm schnuppe. Beide waren Franzosen, und Dodd hatte die übliche Meinung des Engländers über die Franzmänner. Gute Tanzmeister und

Experten im Binden eines steifen Kragens oder Arrangieren von Spitze an einer Uniform, aber in einem Kampf ungefähr so nützlich wie lahme Schoßhündchen. Lieutenant Sillière, der Joubert auf den Wehrgang gefolgt war, war groß und sah stark aus, doch Dodd misstraute einem Mann, der so großen Aufwand mit seiner Uniform trieb, und er hätte schwören können, dass er einen Hauch von Lavendelwasser aus dem sorgfältig gebürsteten Haar des jungen Lieutenants wahrgenommen hatte.

»Wie lang sind die Stadtmauern?«, fragte Dodd Joubert.

Der Captain dachte einen Moment nach. »Zwei Meilen?«

»Mindestens, und wie viele Männer sind in der Garnison?«

»Zweitausend.«

»Dann rechnen Sie es aus, Monsieur«, sagte Dodd. »Ein Mann alle zwei Yards? Wir werden Glück haben, wenn sich die Stadt drei Tage lang hält.«

Dodd kletterte zu einer der Bastionen, von wo aus er durch die Schießscharten zu der großen Festung blicken konnte, die nahe bei der Stadt stand. Diese zweihundert Jahre alte Festung war ein größeres Bollwerk als die Stadt, obwohl sie durch ihre Kleinheit verletzlich war, denn die Garnison der Festung war wie die der Stadt zu klein. Doch die hohen Wälle der Festung waren von einem breiten Graben umgeben, ihre Schießscharten strotzten von Kanonen, und ihre Bastionen waren hoch und stark, obwohl die Festung ohne die Stadt nichts wert war.

Die Stadt war der Preis, nicht die Festung, und Dodd bezweifelte, dass General Wellesley Männer gegen die Garnison der Festung verschwenden würde. Boy Wellesley würde die Stadt angreifen, die Wälle durchbrechen und seine Männer durch die Breschen schicken, um die Verteidiger in dem Gewirr der Gassen und Höfe abzuschlachten, und wenn erst die Stadt gefallen war, würden die Rotröcke Jagd auf die Vorräte machen, die helfen würden, die britische Armee zu ernähren.

Erst dann, wenn die Stadt eingenommen war, würde Wellesley seine Geschütze auf die Festung richten, und es war möglich, dass sie dem britischen Vorrücken zwei oder drei Wochen standhalten und dies Sindhia mehr Zeit verschaffen würde, seine Armee zusammenzuziehen. Je länger sich die Festung hielt, desto besser, denn der längst fällige Monsunregen könnte einsetzen und die Briten beim Vorrücken behindern.

Dodd war ganz sicher, dass Pohlmann recht gehabt hatte, als er gesagt hatte, dass der Krieg nicht hier gewonnen werden würde und dass es das Wichtigste für William Dodd sei, seine Männer heil von hier fortzubringen, damit sie am Sieg teilhaben konnten.

»Sie werden die Geschütze des Regiments und dreihundert Mann nehmen und das Nordtor der Festung mit Garnison belegen«, befahl Dodd Joubert.

Der Franzose runzelte die Stirn. »Sie meinen, die Briten werden im Norden angreifen?«

»Ich meine, Monsieur, dass die Briten hier im Süden angreifen werden. Unsere Befehle lauten, so viele zu töten, wie wir können, und uns dann zurückzuziehen, um uns Colonel Pohlmann anzuschließen. Wir werden uns durch das Nordtor zurückziehen, doch selbst ein Idiot kann voraussehen, dass die Hälfte der Stadtbewohner ebenfalls versuchen wird, durch das Nordtor zu entkommen. Ihre Aufgabe, Joubert, ist es, zu verhindern, dass uns die Bastarde den Weg blockieren. Ich habe vor, das Regiment zu retten, es nicht mit der Stadt zu verlieren. Das bedeutet, dass Sie das Feuer auf jeden Zivilisten eröffnen werden, der versucht, die Stadt zu verlassen, haben Sie verstanden?«

Joubert wollte etwas einwenden, doch ein Blick in Dodds Gesicht brachte ihn dazu, hastig zuzustimmen.

»Ich werde in einer Stunde am Nordtor sein«, sagte Dodd, »und Gott gnade Ihnen, Monsieur, wenn Ihre dreihundert Mann nicht in Position sind.«

Joubert eilte davon. Dodd schaute ihm nach und wandte sich dann an Sillière.

»Wann bekamen die Männer zum letzten Mal Sold?«

»Vor vier Monaten, Sir.«

»Wo haben Sie Englisch gelernt, Lieutenant?«

»Colonel Mathers bestand darauf, dass wir es sprechen, Sir.«

»Und wo hat Madame Joubert es gelernt?«

Sillière bedachte Dodd mit einem misstrauischem Blick. »Woher soll ich das wissen?«

Dodd rümpfte die Nase. »Riechen Sie nach Parfüm, Monsieur?«

»Nein!« Sillière schoss das Blut in die Wangen.

»Sorgen Sie dafür, dass Sie nie so stinken, Lieutenant. Und in der Zwischenzeit nehmen Sie Ihre Kompanie, suchen den Killadar und sagen ihm, er soll die Schatzkammer der Stadt aufbrechen. Wenn Sie irgendwelche Probleme haben, brechen Sie das verdammt Ding mit Ihren Waffen selbst auf. Geben Sie jedem Mann Sold für drei Monate, und lassen Sie das restliche Geld auf Packtiere laden. Wir werden es mitnehmen.«

Sillière war erstaunt über den Befehl.

»Aber der Killadar, Monsieur ...«, begann er.

»Der Killadar, Monsieur, ist ein elender kleiner Mann mit den Eiern einer Maus! Sie sind ein Soldat. Wenn wir das Geld nicht nehmen, werden die Briten es bekommen. Gehen Sie jetzt!«

Dodd schüttelte ärgerlich den Kopf, als der Lieutenant davonging. Vier Monate ohne Sold! Ein solcher Lapsus war nicht ungewöhnlich, aber Dodd missbilligte ihn. Ein Soldat setzte sein Leben für sein Land aufs Spiel, und sein Land konnte ihn dafür als Gegenleistung wenigstens pünktlich bezahlen.

Dodd ging auf dem Wehrgang ostwärts, versuchte vorauszuahnen, wo die Briten ihre Batterien platzieren und wo sie eine Bresche schlagen würden. Es bestand immer die

Möglichkeit, dass Wellesley an Ahmadnagar vorbei einfach nordwärts auf Sindhias Armee zumarschierte. Doch Dodd bezweifelte, dass der Feind diesen Kurs wählen würde, denn die Stadt und die Festung würden auf den britischen Nachschublinien liegen, und die Garnison konnte ein Chaos für die Konvois verursachen, die die Munition und die Verpflegung der Rotröcke transportierten.

Eine Menschentraube hatte sich auf der südlichsten Brustwehr versammelt, um zu der fernen Wolke zu spähen, welche die Anwesenheit der feindlichen Armee verriet.

Simone Joubert war darunter, beschirmte ihr Gesicht vor der Sonne mit einem Sonnenschirm.

Dodd nahm seinen Zweispitz ab. Er fühlte sich stets sonderbar unbeholfen bei Frauen, jedenfalls bei weißen, doch sein neuer Rang gab ihm ein ungewohntes Selbstvertrauen.

»Ich sehe, Sie sind gekommen, um den Feind zu beobachten, Ma’am«, sagte er.

»Ich mag es, über die Wälle zu spazieren, Major«, antwortete Simone. »Aber heute ist der Weg von Leuten blockiert, wie Sie sehen.«

»Ich kann Ihnen den Weg frei machen, Ma’am«, bot Dodd an und berührte den goldenen Griff seines neuen Säbels.

»Es ist nicht nötig, Major«, sagte Simone.

»Sie sprechen gut Englisch, Ma’am.«

»Das habe ich als Kind gelernt. Wir hatten eine walisische Gouvernante.«

»In Frankreich, Ma’am?«

»Auf der Iˆle de France, Monsieur«, sagte Simone. Sie sah dabei Dodd nicht an, sondern starrte in den hitzeflimmernden Süden.

»Mauritius«, sagte Dodd und gab der Insel den Namen, der von den Briten benutzt wurde.

»Die Île de France, Monsieur, wie ich gesagt habe.«

»Das ist sehr weit entfernt, Ma’am.«

Simone zuckte mit den Schultern. Insgeheim stimmte sie Dodd zu. Mauritius war weit entfernt, eine Insel vierhundert Meilen östlich von Afrika und der einzige anständige Marinestützpunkt im Indischen Ozean. Dort war sie als Tochter des Hafenkommandanten aufgewachsen, und als sie sechzehn gewesen war, hatte ihr dort Captain Joubert, der auf der Reise nach Indien gewesen war, wo er als Berater von Sindhia fungieren sollte, den Hof gemacht. Joubert hatte Simone mit Geschichten, zu welchem Reichtum man es in Indien bringen konnte, berauscht. Simone, gelangweilt von der kleinbürgerlichen Gesellschaft auf ihrer Insel, hatte sich von diesem Rausch hinwegtragen lassen. Dann hatte sie die Wirklichkeit erkannt: Captain Joubert war ein zaghafter, furchtsamer Mann, dessen verarmte Familie in Lyon seinen Verdienst beanspruchte, und das wenige, das übrig blieb, wurde eifrig gespart, damit der Captain sich in Frankreich behaglich zur Ruhe setzen konnte. Simone hatte ein Leben mit Partys und Juwelen, Tanzen und Seide erwartet, doch stattdessen wurde sie knapp gehalten und litt.

Colonel Pohlmann hatte ihr einen Weg aus der Armut aufgezeigt, und jetzt spürte sie, dass der schlaksige Engländer unbeholfen versuchte, ihr das gleiche Angebot zu machen, doch Simone hatte nicht vor, nur aus Langeweile die Mätresse eines Mannes zu werden. Da musste für sie schon Liebe im Spiel sein, und weil es ihr an jeder Liebe im Leben mangelte, kämpfte sie um Lieutenant Sillière, obwohl sie wusste, dass der Lieutenant fast wo wertlos wie ihr Ehemann war. Bei diesem Dilemma glaubte sie, wahnsinnig zu werden. Sie weinte darüber, und die Tränen bestärkten nur ihre Selbstdiagnose von Wahnsinn.

»Wann werden die Briten kommen, Major?«, fragte sie Dodd.

»Morgen, Ma’am. Übermorgen werden sie Batterien einrichten, dann zwei oder drei Tage anklopfen, ihre Bresche schlagen und dann reinkommen.«

Sie schaute Dodd unter dem Rand ihres Sonnenschirms an. Er war ein großer Mann, doch Simone konnte ihm in die Augen sehen.

»Sie werden die Stadt so schnell einnehmen?«, fragte sie und zeigte eine Spur von Besorgnis.

»Es gibt nichts, was sie aufhalten könnte, Ma'am, nicht genug Männer, nicht genügend Geschütze.«

»Und wie werden wir entkommen?«

»Indem Sie mir vertrauen, Ma'am«, sagte Dodd und grinste Simone anzüglich an. »Sie müssen nur Ihre Sachen packen, so viel wie auf den Packpferden, die Ihr Mann vielleicht besitzt, transportiert werden kann, und zum Aufbruch bereit sein, meine Liebe. Ich werde Ihnen vor dem Angriff eine Warnung schicken, und wenn Sie zum Nordtor gehen, werden sie Ihren Mann finden. Es würde natürlich helfen, Ma'am, wenn ich wüsste, wo Sie einquartiert sind.«

»Das weiß mein Mann, Monsieur«, erwiderte Simone kühl. »Wenn also die *rosbifs* eintreffen, brauche ich drei Tage nichts anderes zu tun, als zu packen?«

Dodd entging nicht, dass sie die verächtliche Bezeichnung der Franzosen für die Engländer benutzt hatte, entschloss sich aber, darüber hinwegzugehen. »Genau, Ma'am.«

»Danke, Major«, sagte Simone und machte eine Geste, sodass zwei Bedienstete, die Dodd in der Menschentraube nicht bemerkt hatte, zu ihr kamen, um sie zurück nach Hause zu begleiten.

»Kaltes Weibsstück«, murmelte Dodd vor sich hin, als sie fort war. »Aber sie wird auftauen, darauf wette ich.«

Die Dunkelheit brach schnell herein. Fackeln flackerten auf den Wehrgängen der Stadt und erhellten die geisterhaften Gewänder der arabischen Söldner, die auf den Bastionen patrouillierten. Kleine Opfergaben von Nahrungsmitteln und Blumen wurden vor die Statuen der Göttinnen und Götter in den vom Kerzenschein erhellten Tempeln gelegt. Die Stadtbewohner beteten darum, verschont zu werden, während im Süden ein schwaches Glühen am Himmel

verriet, dass eine rot berockte Armee gekommen war, um Ahmadnagar Tod und Verderben zu bringen.

Lieutenant Colonel Albert Gore hatte nach Sir Arthur Wellesley das Kommando über das 33. Bataillon des Königs übernommen, und es war kein glückliches Bataillon gewesen, als Gore eintraf. Das war nicht Sir Arthurs Schuld, denn er hatte längst das Bataillon verlassen gehabt, um höhere Aufgaben zu übernehmen, doch in seiner Abwesenheit war das 33. von Major John Shee befehligt worden, der ein unfähiger Trunkenbold gewesen war. Shee war gestorben, Gore hatte das Kommando erhalten, und jetzt besserte er langsam den Schaden aus.

Diese Besserung hätte viel schneller gehen können, wenn Gore in der Lage gewesen wäre, einige der Offiziere des Bataillons loszuwerden. Einer dieser Offiziere war der faule und unehrenhafte Captain Morris von der Leichten Kompanie, doch Gore war in dieser Sache hilflos. Morris hatte sein Offizierspatent gekauft, aber er hatte sich keine Vergehen gegen die Vorschriften des Königs zuschulden kommen lassen, und deshalb musste er bleiben. Und mit ihm blieb der böswillige, geistig gestörte, feige Sergeant Obadiah Hakeswill, in dessen Gesicht es ständig zuckte.

»Sharpe war immer schon ein übler Kerl, Sir. Eine Schande für die Armee, Sir«, sagte Hakeswill zum Colonel. »Er hätte niemals zum Sergeant gemacht werden dürfen, Sir, denn er hat nicht das Zeug, aus dem Sergeants gemacht sind, Sir. Er ist nichts als ein Stück Dreck, der nicht mal Corporal sein sollte, geschweige denn Sergeant. So steht es in der Bibel, Sir.«

Der Sergeant stand kerzengerade still, den rechten Fuß hinter dem linken, die Hände an den Seiten. Seine Stimme dröhnte in dem kleinen Raum und übertönte das Prasseln des Regens.

Gore fragte sich, ob der Regen der verspätete Anfang des Monsuns war. Er hoffte es, denn wenn der Monsun ausblieb, würde es im folgenden Jahr viel Hunger in Indien geben.

Gore beobachtete eine Spinne, die über den Tisch kroch. Das Haus gehörte einem Lederhändler, der es dem 33. Bataillon vermietet hatte, solange es in Arrakerry stationiert war, und hier wimmelte es von Insekten, die krochen, flogen, schlichen und stachen, und Gore, ein anspruchsvoller und eleganter Mann, hätte lieber seine Zelte benutzt.

»Erzählen Sie mir, was geschehen ist«, sagte Gore zu Morris. »Noch einmal in aller Ruhe, wenn Sie so freundlich wären.«

Morris, der in nachlässiger Haltung auf einem Stuhl vor Gores Tisch saß und einen dicken Verband um seinen Kopf trug, schien von der Aufforderung überrascht zu sein, doch er richtete sich auf und zuckte leicht mit den Schultern.

»Ich kann mich wirklich nicht mehr erinnern, Sir. Es war vor zwei Nächten, in Seringapatam, und ich wurde geschlagen, Sir.«

Gore wischte die Spinne beiseite und machte eine Notiz. »Geschlagen«, sagte er, als er das Wort mit seiner gestochenen Handschrift notierte. »Wo genau?«

»Auf den Kopf, Sir«, antwortete Morris.

Gore seufzte. »Das sehe ich, Captain. Ich meinte, wo in Seringapatam?«

»Bei der Waffenkammer, Sir.«

»Und es war Nacht?«

Morris nickte.

»Stockfinstere Nacht, Sir«, warf Hakeswill hilfreich ein. »So schwarz wie der Hintern eines Mohren, Sir.«

Der Colonel runzelte die Stirn bei der Geschmacklosigkeit des Sergeants. Gore widerstand dem Drang, eine Hand unter seinen Uniformrock zu schieben und sich am Bauch zu kratzen. Er befürchtete, dass er sich die Malabar-Krätze eingefangen hatte, eine üble Beschwerde, die ihn dazu verdammen würde, wochenlang eine Salbe aus Schweineschmalz auf seine Haut aufzutragen, und wenn das nicht half, würde er Bäder mit einer Lösung aus Salpetersäure nehmen müssen.

»Wenn es dunkel war«, sagte er geduldig, »dann haben Sie den Angreifer gewiss nicht sehen können?«

»Ich habe nichts sehen können«, erwiderte Morris wahrheitsgemäß.

»Aber ich habe ihn gesehen«, sagte Hakeswill, »und es war Sharpie. Habe ihn klar und deutlich wie bei Tageslicht gesehen, Sir.«

»Des Nachts?«, fragte Gore skeptisch.

»Er arbeitete spät, Sir, weil er nicht sein Tagewerk im Hellen gemacht hat, wie ein Christ es tun sollte«, sagte Hakeswill. »Und so öffnete er die Tür, Sir, und die Laterne war an, und er kam heraus und schlug den Captain, Sir.«

»Und Sie haben das gesehen?«

»So klar, wie ich Sie jetzt sehen kann, Sir«, sagte Hakeswill, und in seinem Gesicht zuckte es heftig.

Gore strich mit der Hand über die Knöpfe seiner Uniformjacke, weil es darunter juckte. »Wenn Sie es gesehen haben, Sergeant, warum haben Sie dann Sharpe nicht festgenommen? Da waren doch sicher Posten anwesend?«

»Es war wichtiger, dem Captain das Leben zu retten, Sir. Das dachte ich jedenfalls. Ihn hierher zu bringen, in Mister Micklewhites Obhut. Ich traue keinem anderen Chirurgen, Sir. Und ich musste Mister Morris säubern, Sir, das habe ich getan.«

»Säubern? Vom Blut, meinen Sie?«

Hakeswill schüttelte den Kopf. »Von den Substanzen, Sir.« Während er sprach, starrte er ausdruckslos über Colonel Gores Kopf hinweg.

»Substanzen?«

In Hakeswills Gesicht zuckte es. »Verzeihen Sie, Sir, da Sie ein Gentleman sind, werden Sie es nicht hören wollen, Sir. Ein voller Nachttopf, Sir, mit flüssigen und festen Substanzen.«

»O Gott«, sagte Gore, legte seine Schreibfeder hin und versuchte, das heftige Jucken an seinem Bauch zu ignorieren. »Ich verstehe immer noch nicht, warum Sie

nichts in Seringapatam unternommen haben«, sagte der Colonel. »Sie hätten es sicherlich dem diensthabenden Major der Stadt sagen sollen, oder?«

»Das ist der springende Punkt, Sir«, sagte Hakeswill, »weil es keinen Major der Stadt gibt, Sir, keinen richtigen. Major Stokes erfüllt die Pflichten, Sir, und den Rest erledigt der Killadar des Radschas. Und ich mag nicht sehen, wie ein Rotrock von einem Nigger verhaftet wird, nicht einmal Sharpe. Das wäre nicht richtig. Und Major Stokes würde nicht helfen, Sir. Er mag Sharpe, verstehen Sie? Er lässt ihn bequem leben, aus dem Fett des Landes, Sir, wie es in der Bibel steht. Er hat eine Zimmerflucht und eine *bibbi* und auch einen Diener. Das ist nicht richtig, Sir. Zu luxuriös, Sir, während wir anderen schwitzen wie die Soldaten.«

Die Erklärung machte in gewisser Weise Sinn. Gore nahm jedenfalls an, dass sie für Sergeant Hakeswill überzeugend war. Doch da war immer noch etwas Merkwürdiges an der ganzen Geschichte.

»Was haben Sie in der Dunkelheit bei der Waffenkammer gesucht, Captain?«

»Ich habe mich vergewissern wollen, ob die volle Anzahl Wagen dort ist, Sir«, antwortete Morris. »Sergeant Hakeswill informierte mich, dass einer fehlt.«

»Und? Hat er gefehlt?«

»Nein, Sir«, sagte Morris.

»Ich muss mich verzählt haben, weil es so dunkel war, Sir«, sagte Hakeswill.

Der Sergeant hatte Morris tatsächlich nach Einbruch der Dunkelheit zu der Waffenkammer gerufen, und dort hatte er den Captain mit einem Holzknüppel niedergeschlagen und anschließend dem Bewusstlosen den Inhalt eines Nachttopfs, den Major Stokes außerhalb seines Büros zurückgelassen hatte, über den Kopf geschüttet. Die Posten hatten im Wachlokal Schutz vor dem Regen gesucht, und niemand hatte Fragen gestellt, als Hakeswill den bewusstlosen Morris zu seinem Quartier geschleppt hatte,

denn es kam öfter vor, dass betrunkene Offiziere von Sergeants oder Privates zum Schlafen gebracht wurden. Das Wichtigste war, dass Morris nicht gesehen hatte, von wem er niedergeschlagen worden war. Deshalb glaubte er Hakeswills Version der Ereignisse, denn er verließ sich ohnehin bei allem auf Hakeswill.

»Ich mache mir selbst Vorwürfe, Sir«, fuhr Hakeswill fort, »weil ich Sharpie nicht gejagt habe, aber ich hielt es für meine Pflicht, mich um den Captain zu kümmern, Sir, weil er vom Inhalt des Nachttopfes besudelt war, und ich dachte, als der Captain stank wie ...«

»Das reicht, Sergeant!«, sagte Gore.

»Es war nicht christlich, was Sharpe da getan hat, Sir«, murmelte Hakeswill angewidert. »Man schlägt keinen Captain mit einem Nachttopf nieder. Das steht schon in der Bibel.«

Gore rieb sich übers Gesicht. Der Regen hatte die feuchte Hitze gemildert, aber nicht viel, und er empfand die Atmosphäre schrecklich bedrückend. Vielleicht war das Jucken nur eine Reaktion auf die Schwüle. Er rieb sich über den Bauch, aber es half nichts.

»Weshalb sollte Sharpe Sie ohne Vorwarnung angreifen, Captain?«, fragte er.

Morris zuckte mit den Schultern. »Er ist ein übler Kerl, Sir.«

»Sharpie hat den Captain nie gemocht, Sir«, sagte Hakeswill, »und ich glaube, er hat befürchtet, der Captain befielt ihn wieder zurück zum Bataillon, wo er Soldat sein müsste, anstatt auf der Butterseite zu leben. Das will er nicht, er lebt lieber in Saus und Braus, und dazu hat er kein Recht, Sir. Sharpe hat noch nie gewusst, wohin er gehört. Hat sich immer überschätzt, das Großmaul, und er hat Geld in den Taschen, geklautes und ergaunertes.«

Gore ignorierte die letzte Beschuldigung.

»Wie schlimm sind Sie verletzt?«, fragte er Morris.

»Nur Schrammen und Platzwunden, Sir.« Morris richtete sich auf dem Stuhl auf. »Aber es war immer noch ein

tätlicher Angriff auf einen Offizier, der vom Kriegsgericht bestraft wird, Sir.«

»Ein Kapitalverbrechen, Sir«, bekräftigte Hakeswill. »Dafür gehört er an die Wand gestellt, und Gott gnade seiner schwarzen Seele, aber ich bezweifle, dass Gott dafür Zeit hat, denn er hat Besseres zu tun, als sich um elenden Abschaum wie Sharpie zu kümmern.«

Gore seufzte. Er argwöhnte, dass viel mehr an der Geschichte war, die er gehört hatte, doch trotz der wahren Fakten hatte Captain Morris immer noch recht. Alles, was zählte, war der Umstand, dass Sharpe beschuldigt wurde, einen Offizier niedergeschlagen zu haben, und keine Ausrede der Welt würde solch eine Straftat entschuldigen können. Was bedeutete, dass Sergeant Sharpe verurteilt und vermutlich erschossen werden würde. Und Gore würde das bedauern, denn er hatte einiges sehr Gutes über den jungen Sergeant Sharpe gehört.

»Ich hatte große Hoffnungen in Sergeant Sharpe«, sagte der Colonel betrübt.

»Er ist endgültig durchgedreht, Sir«, behauptete Hakeswill. »Nur weil er die Mine in Seringapatam in die Luft gejagt hat, glaubt er, er hätte Flügel und könne fliegen. Seine Federn müssen unbedingt beschnitten werden, Sir, so steht es schon in der Bibel.«

Gore blickte geringschätzig zu dem Sergeant, in dessen Gesicht es heftig zuckte.

»Und was haben Sie bei dem Angriff in der Stadt getan, Sergeant?«, fragte er.

»Meine Pflicht, Sir, meine Pflicht«, antwortete Hakeswill, »was alles ist, was ich stets von jedem anderen Mann erwarte, Sir.«

Gore schüttelte unwillkürlich den Kopf. Es gab wirklich keinen Weg aus dem Dilemma. Wenn Sharpe einen Offizier geschlagen hatte, dann musste er bestraft werden.

»Ich nehme an, er muss hierher geholt werden«, sagte er.

»Selbstverständlich«, stimmte Morris zu.

Gore runzelte ärgerlich die Stirn. Dies alles war ein verdammtes Ärgernis. Gore hatte inbrünstig gehofft, dass das 33. Bataillon Wellesleys Armee zugeteilt werden würde, die im Begriff war, ins Marathen-Gebiet vorzustoßen. Stattdessen hatte das Bataillon den Befehl erhalten, zurückzubleiben und Maisur vor den Banditen zu schützen, die immer noch in den Straßen und Hügeln ihr Unwesen trieben. Gore würde einen Trupp abkommandieren müssen, um Sergeant Sharpe festzunehmen.

»Captain Lawford könnte ihn festnehmen«, überlegte er laut.

»Das ist kaum ein Job für einen Offizier, Sir«, sagte Morris. »Ein Sergeant könnte das ebenso gut tun.«

Gore dachte darüber nach. Wenn er einen Sergeant schickte, würde das gewiss weniger störend für das Bataillon sein, als einen Offizier zu entbehren, und ein Sergeant konnte die Aufgabe bestimmt so gut wie jeder andere erledigen.

»Wie viele Männer würde er brauchen?«, fragte Gore.

»Sechs Mann«, antwortete Hakeswill wie aus der Pistole geschossen. »Ich könnte die Aufgabe mit sechs Männern erledigen.«

»Und Sergeant Hakeswill ist der beste Mann für diese Mission«, drängte Morris. Er bedauerte, die paar Tage, die es dauern würde, Sharpe zu holen, auf Hakeswill Dienste verzichten zu müssen, doch der Sergeant hatte angedeutet, dass bei dieser Sache Geld zu machen war. Morris war sich nicht sicher, wie viel Geld, doch er hatte Schulden, und Hakeswill war sehr überzeugend gewesen. »Bei Weitem der beste Mann«, fügte er hinzu.

»Weil ich die durchtriebenen Tricks dieses verdammten Scheißers kenne, Sir, wenn sie mein Hindi verzeihen«, sagte Hakeswill.

Gore nickte. Nichts war ihm lieber, als Hakeswill eine Weile loszuwerden, denn der Mann hatte einen schlechten Einfluss auf das Bataillon. Hakeswill war verhasst, so viel hatte Gore

erfahren, doch er wurde auch gefürchtet, denn der Sergeant behauptete, dass er unsterblich sei. Er hatte einmal am Galgen gehangen und überlebt, und die Narbe des Henkersstricks war jetzt unter dem steifen Lederkragen verborgen. Die Männer glaubten, Hakeswill stehe unter dem Schutz eines teuflischen Engels. Der Colonel wusste, dass dies Blödsinn war, dennoch fühlte er sich in der Anwesenheit des Sergeants unbehaglich.

»Ich werde von meinem Schreiber die Marschbefehle für Sie ausstellen lassen, Sergeant«, sagte der Colonel.

»Danke, Sir«, erwiderte Hakeswill. »Sie werden es nicht bereuen, Sir. Obadiah Hakeswill hat noch niemals seine Pflicht versäumt, nicht wie jemand, den ich benennen könnte.«

Gore ließ den Sergeant wegtreten.

Hakeswill wartete auf der Veranda des Hauses auf Morris und beobachtete, wie der Regen vom Dach auf die Straße prasselte. Im Gesicht des Sergeants zuckte es, und in seinen Augen funkelte es so bösartig, dass der Posten an der Haustür unwillkürlich zurückwich. Aber in Wirklichkeit war Obadiah Hakeswill in diesem Augenblick ein glücklicher Mann. Gott hatte ihm Richard Sharpe in die Hände gespielt, und er würde Sharpe alles heimzahlen, was er ihm in den letzten paar Jahren angetan hatte, besonders den entsetzlichen Moment, in dem ihn Sharpe unter die Tiger Tippu Sultans gestoßen hatte.

Hakeswill hatte geglaubt, die Bestien würden über ihn herfallen und ihn zerreißen, doch sein Glück hatte angehalten, und die Tiger hatten ihn ignoriert. Anscheinend hatten sie kurze Zeit zuvor gefressen, und so hatte ihn der Schutzengel wieder einmal retten können.

Und jetzt würde Obadiah Hakeswill seine Rache bekommen. Er würde sechs Männer auswählen, denen er vertrauen konnte, und sie würden Sergeant Sharpe jagen und festnehmen, und danach, auf dem Rückweg nach Seringapatam, wo es keine Zeugen gab, würden sie Sharpes

Geld finden und ihn erledigen. Erschossen bei einem Fluchtversuch, das würde die Erklärung sein, so würden sie ihn perfekt los sein.

Hakeswill war glücklich, und Sharpe war zum Sterben verdammt.

Colonel McCandless führte Sharpe nach Norden durch die Wildnis, wo die Grenzen von Haidarabad, Maisur und den Marathen-Staaten aneinander stießen.

»Bis ich etwas anderes erfahre, nehme ich an, dass unser Verräter in Ahmadnagar steckt«, sagte McCandless zu Sharpe.

»Was ist das, Sir? Eine Stadt?«

»Eine Stadt und eine Festung neben der anderen«, sagte der Colonel. McCandless' großer Wallach schien die Meilen zu fressen, während Sharpes kleinere Stute einen schwerfälligeren Ritt bot.

Binnen einer Stunde, nachdem sie Seringapatam verlassen hatten, schmerzten Sharpes Muskeln, und nach zwei Stunden hatte er das Gefühl gehabt, dass seine Oberschenkel brannten. Am späten Nachmittag hatte das Leder der Steigbügel seine Hose aufgescheuert, und seine Waden hatten Schwielen.

»Es ist eine von Sindhias Festungen im Grenzgebiet«, fuhr der Colonel fort, »doch ich bezweifle, dass er sie lange halten kann. Wellesley plant, sie einzunehmen und dann im Norden zuzuschlagen.«

»Wir ziehen also in den Krieg, Sir?«

»Selbstverständlich.« McCandless runzelte die Stirn. »Beunruhigt Sie das?«

»Nein, Sir«, sagte Sharpe, und das entsprach der Wahrheit. Er hatte in Seringapatam ein gutes Leben, vielleicht das beste, das sich jeder Soldat irgendwo wünschen konnte, doch in den vier Jahren zwischen dem Fall von Seringapatam und dem Massaker von Chasalgaon hatte Sharpe kein Pulver gerochen, und ein Teil von ihm war neidisch auf seine alten Kameraden beim 33. Bataillon, die in Scharmützeln gegen

die Banditen und Schurken kämpften, die im westlichen Maisur ihr Unwesen trieben.

»Wir werden gegen die Marathen kämpfen«, sagte McCandless. »Sie wissen, wer das ist?«

»Ich habe hört, dass es verdammte Bastarde sind, Sir.«

McCandless runzelte missbilligend die Stirn bei Sharpes rüder Ausdrucksweise. »Sie sind eine Konföderation von unabhängigen Staaten, Sharpe, die einen großen Teil von Westindien beherrschen«, sagte er tadelnd. »Sie sind ebenfalls kriegerisch, räuberisch und nicht vertrauenswürdig, abgesehen natürlich von denen, die unsere Verbündeten sind, die romantisch, tapfer und heldenhaft sind.«

»Einige sind auf unserer Seite, Sir?«

»Ein paar. Der Peshwa, zum Beispiel, und er ist Titularführer, aber sie nehmen ihn wenig zur Kenntnis. Andere halten sich aus diesem Krieg fern, aber zwei der größten Prinzen haben sich zum Kampf entschlossen. Einer heißt Sindhia, und er ist der Maharadscha von Gwalior, und der andere wird Bhonsla genannt, und er ist der Radscha von Berar.«

Sharpe versuchte, sich in den Steigbügeln aufzustellen, um den Schmerz beim Sitzen zu mildern, doch es verschlimmerte nur das Wundreiben seiner Waden.

»Und was ist der Streitpunkt zwischen uns und den beiden, Sir?«

»Sir haben in letzter Zeit Haidarabad und Maisur überfallen, und es wird Zeit, dass wir das ein für alle Mal beenden.«

»Und Lieutenant Dodd hat sich ihrer Armee angeschlossen, Sir?«

»Nach dem, was ich hörte, hat er sich Sindhias Armee angeschlossen. Aber ich habe nicht viel gehört.«

Der Colonel hatte Sharpe bereits erklärt, dass er die Ohren offen gehalten hatte, um Neuigkeiten über Dodd zu erfahren, seit der Lieutenant seine Sepoys überredet hatte,

zum Feind überzulaufen. Doch dann war die schreckliche Nachricht aus Chasalgaon gekommen, und McCandless, der nordwärts gereist war, um sich Wellesleys Armee anzuschließen, hatte Sharpes Namen in dem Bericht gesehen und war nach Süden, nach Seringapatam, zurückgeeilt.

Zur selben Zeit hatte er einige seiner eigenen Marathen-Agenten nach Norden geschickt, um Dodds Aufenthaltsort ausfindig zu machen.

»Wir sollten heute auf diese Typen stoßen«, sagte der Colonel. »Oder spätestens morgen.«

Der Regen hatte nicht aufgehört, war jedoch nicht mehr so stark. Schlamm spritzte an den Flanken der Pferde hoch und auf Sharpes Stiefel und die weiße Uniformhose. Er versuchte, sich seitlich hinzusetzen, versuchte, sich nach vorn oder nach hinten zu neigen. Doch der Schmerz hörte nicht auf. Er hatte noch niemals Pferde gemocht, doch jetzt hasste er sie.

»Ich möchte wieder auf Lieutenant Dodd stoßen, Sir«, sagte er, als sie unter tropfenden Bäumen ritten.

»Seien Sie vorsichtig bei ihm, Sharpe«, warnte McCandless. »Er hat einen üblen Ruf.«

»Weshalb, Sir?«

»Als Kämpfer natürlich. Er ist kein schlechter Soldat. Ich habe ihn natürlich nicht kennen gelernt, aber ich habe Geschichten über ihn gehört. Er ist oben im Norden gewesen, hauptsächlich in Kalkutta, und hat sich dort einen guten Namen gemacht. Er war als Erster über den Pettah-Wall bei Panhapur. Das ist kein besonderer Wall, Sharpe, eigentlich nur ein Dickicht aus Kakteen, aber seine Sepoys brauchten fünf Minuten, um ihm zu folgen, und als sie ihn schließlich erreichten, hatte er schon ein Dutzend Feinde getötet. Er ist ein großer Mann, der gut mit dem Säbel umgehen kann und auch ein guter Pistolenschütze ist. Er ist, kurz gesagt, ein Killer.«

»Wenn er so gut ist, Sir, warum ist er dann immer noch Lieutenant?«

Der Colonel seufzte. »Ich befürchte, das liegt an der Armee der Company, Sharpe. Ein Mann kann sich den Weg hinauf auf der Leiter nicht erkaufen wie in der Armee des Königs, und es gibt keine Beförderung für guten Dienst. Es geht alles nach dem Dienstalter. Ungeduldig erwartetes Erbe, Sharpe. Man muss in der Company warten, bis man dran ist, anders geht es nicht.«

»Und Dodd hat gewartet, Sir?«

»Lange Zeit. Er ist jetzt vierzig, und ich bezweifle, dass er weit vor fünfzig Captain werden würde.«

»Ist er deshalb desertiert, Sir?«

»Er ist wegen des Mordes desertiert. Er behauptete, ein Goldschmied hätte ihn um Geld betrogen, und seine Männer schlugen den Mann so brutal zusammen, dass der Arme starb. Dodd kam natürlich vors Kriegsgericht, erhielt als Strafe aber nur sechs Monate ohne Sold. Nur sechs Monat ohne Sold, Sharpe, das ist wie das Gutheißen von Mord! Doch Wellesley bestand darauf, dass die Company ihn entlässt, und er plante, Dodd vor ein ziviles Gericht zu bringen, das ihn zum Tode verurteilt hätte, und da beging Dodd Fahnenflucht.« Der Colonel schwieg einen Moment, bevor er fortfuhr: »Ich wünschte, ich könnte sagen, wir verfolgen ihn wegen des Mordes, Sharpe, aber das ist nicht der Fall. Wir verfolgen ihn, weil er seine Männer zum Desertieren überredet hat. Wenn das erst Schule macht, könnte es nie aufhören, und wir müssen den anderen Sepoys zeigen, dass Fahnenflucht stets bestraft wird.«

Kurz vor Einbruch der Nacht, als der Regen aufhörte und Sharpe fast seine Qual hinausgeschrien hätte, weil seine Muskeln schmerzten und seine Waden bluteten, näherte sich ein Reitertrupp. Für Sharpe sahen die Reiter wie *silladars* aus, wie Söldner, die ihre Dienste, Waffen und Pferde an die britische Armee verkauften, und er zog seine Stute an den linken Straßenrand, um den schwer

bewaffneten Männern Platz zu machen, doch deren Führer verlangsamte und hob grüßend eine Hand.

»Colonel!«, rief er.

»Sevajee!« McCandless gab seinem Pferd die Sporen und ritt dem Inder entgegen. Er streckte die Hand aus, und Sevajee ergriff sie.

»Sie haben Neuigkeiten?«, fragte McCandless.

Sevajee nickte. »Ihr Freund ist in Ahmadnagar, Colonel. Er hat das Kommando über Mathers' Regiment erhalten.« Er grinste breit und zeigte gelbliche Zähne. Er war ein junger Mann, bekleidet mit den Überresten einer hellblauen Uniform, die Sharpe nicht kannte. Der Uniformrock hatte europäische Epauletten, eine weiße Seidenschärpe und darunter ein Koppel mit Säbelscheide, beides fleckig von getrocknetem Blut.

»Sergeant Sharpe«, stellte McCandless vor, »dies ist Syud Sevajee.«

Sharpe nickte grüßend. »Sahib«, sagte er, denn da war etwas an Syud Sevajees Verhalten, das darauf schließen ließ, dass er ein Mann von Stand war.

»Der Sergeant hat Lieutenant Dodd gesehen«, erklärte McCandless. »Er wird sicherstellen, dass wir den richtigen Mann gefangen nehmen.«

»Killt die Europäer, und ihr werdet sicher sein«, sagte Sevajee, und Sharpe hatte den Eindruck, dass es nicht wirklich im Scherz gemeint war.

»Ich will ihn lebend gefangen nehmen«, sagte McCandless gereizt, »damit Gerechtigkeit geschehen kann. Oder möchten Sie lieber glauben, dass ein britischer Offizier einen Mann totschlagen kann, ohne bestraft zu werden?«

»Das glauben wir ohnehin«, sagte Sevajee leichthin, »aber wenn Sie Skrupel haben sollten, McCandless, dann werden wir Mister Dodd gefangen nehmen.« Sevajees Männer, ein Dutzend wild aussehende Krieger, bewaffnet mit allem, vom Pfeil und Bogen bis zu Lanzen, hatten hinter McCandless ihre Pferde gezügelt.

»Syud Sevajee ist ein Marathi, Sharpe«, erklärte McCandless.

»Einer der romantischen, Sir?«

»Romantisch?« Sevajee wiederholte das Wort überrascht.

»Er steht auf unserer Seite, wenn es das ist, was Sie meinen«, sagte McCandless.

»Nein«, beeilte sich Sevajee, den Colonel zu korrigieren, »ich bin ein Gegner von Beny Singh, und solange er lebt, helfe ich den Feinden meines Feindes.«

»Warum ist dieser Mann Ihr Feind, Sir, wenn Ihnen die Frage nichts ausmacht?«, fragte Sharpe.

Sevajee berührte den Griff seines *tulwar*, als sei es ein Fetisch. »Weil er meinen Vater umgebracht hat, Sergeant.«

»Dann hoffe ich, dass Sie den Bastard schnappen, Sir.«

»Sharpe!«, fuhr McCandless ihn tadelnd an.

Sevajee lachte. »Mein Vater«, erklärte er Sharpe, »führte eine der *compoo*s des Radschas von Berar. Er war ein großer Krieger, Sergeant, und Beny Singh war sein Rivale. Er lud meinem Vater zu einem Fest ein und servierte ihm Gift. Das war vor drei Jahren. Meine Mutter beging Selbstmord, doch mein jüngerer Bruder dient Beny Singh, und meine Schwester ist eine seiner Konkubinen. Auch sie werden sterben.«

»Und Sie sind entkommen, Sir?«, fragte Sharpe.

»Ich diente in der Kavallerie der East India Company, Sergeant«, antwortete Sevajee. »Mein Vater glaubte, dass man seinen Feind kennen muss, und so schickte er mich nach Madras.«

»Wo wir uns kennen lernten«, sagte McCandless brüsk, »und jetzt dient Sevajee mir.«

»Weil ihr Briten als Gegenleistung Beny Singh meiner Rache ausliefern werdet«, erklärte Sevajee. »Und mit ihm natürlich die Belohnung für Dodd. Viertausendzweihundert Rupien sind es doch?«

»Solange er lebend geschnappt wird«, sagte McCandless streng, »und die Prämie könnte erhöht werden, wenn der

Vorstand hört, was er in Chasalgaon getan hat.«

»Und ich hätte ihn fast geschnappt«, sagte Sevajee und schilderte, wie er und seine paar Männer Ahmadnagar besucht und sich als *brindarries* ausgegeben hatten, die loyal zu Sindhia waren.

»Brindarries?«, fragte Sharpe.

»Wie *silladars*«, antwortete McCandless. »Freischaffende Reiter.« Er wandte sich an Sevajee. »Und Sie haben Dodd gesehen?«

»Ich habe ihn gehört, Colonel, bin aber nie nahe am ihn herangekommen. Er hielt eine Ansprache vor seinem Regiment, sagte den Männern, wie er die Briten aus Indien hinausfegen wird.«

»Er kann von Glück sagen, wenn er aus Ahmadnagar entkommt«, sagte McCandless spöttisch. »Warum ist er dort gewesen?«

»Vielleicht, um Pohlmann eine Chance zum Angriff zu geben«, mutmaßte Sevajee. »Seine *compoo* war bis vor ein paar Tagen noch nahe bei Ahmadnagar.«

»Nur eine *compoo*, Sir?«, fragte Sharpe. »Eine *compoo* wird Wellesley nicht besiegen.«

Sevajee bedachte ihn mit einem langen, spekulativen Blick.

»Pohlmann, Sergeant, ist der beste Infanterieführer in indischen Diensten«, sagte er. »Er hat keine Schlacht verloren, und seine *compoo* ist vermutlich die beste Infanterie in Indien. Sie ist zahlenmäßig bereits größer als Wellesleys Armee, aber wenn Sindhia seine anderen *compoo*s freigibt, wird das Verhältnis zu Wellesleys Armee drei zu eins sein. Und wenn Sindhia wartet, bis die Truppen des Radschas von Berar bei ihm sind, wird es zehn zu eins sein.«

»Weshalb greifen wir dennoch an, Sir?«, fragte Sharpe.

»Weil wir gewinnen werden«, sagte McCandless bestimmt. »Gottes Wille.«

»Weil ihr Briten denkt, ihr seid unbesiegbar, Sergeant«, sagte Sevajee. »Ihr glaubt, ihr könnt nicht besiegt werden, aber ihr habt noch nicht gegen die Marathen gekämpft. Eure kleine Armee marschiert voller Zuversicht nach Norden, aber ihr seid wie Mäuse, die einen Elefanten wecken.«

»Und was für Mäuse!«, schnaubte McCandless.

»Und was für ein Elefant«, entgegnete Sevajee freundlich. »Wir sind die Marathen, und wenn wir uns nicht untereinander bekämpfen würden, dann würden wir ganz Indien beherrschen.«

»Ihr habt es noch nicht mit der schottischen Infanterie zu tun bekommen«, sagte McCandless zuversichtlich, »und Wellesley hat zwei schottische Regimenter bei sich. Außerdem sollten wir nicht vergessen, dass Stevenson ebenfalls eine Armee hat und nicht sehr weit entfernt ist.«

Zwei Armeen, beide klein, machten eine Invasion gegen die Marathen-Konföderation, und Wellesley als ranghöchster Offizier hatte die Kontrolle über beide.

»Ich nehme an, die Maus wird euch noch zu schaffen machen«, sagte McCandless.

Sie verbrachten die Nacht in der Ortschaft. Im Norden, gerade jenseits des Horizonts, glühte der Himmel rötlich vom Widerschein der Flammen von Tausenden Lagerfeuern, das Anzeichen dafür, dass die britische Armee nur einen kurzen Marsch entfernt war.

McCandless feilschte mit Sevajee um Essen und Unterkunft und runzelte die Stirn, als er einen Krug starken, örtlichen Arrak kaufte.

Sevajee ignorierte die Missbilligung des Schotten und schloss sich dann seinen Männern an, die sich in der Taverne des Ortes am Spieltisch vergnügen wollten.

McCandless schüttelte den Kopf. »Er kämpft aus Söldnermotiven, nichts anderes.«

»Das und Rache, Sir.«

»Ja, er will sich rächen, das gestehe ich ihm zu, doch wenn er seine Rache hat, wird er sich gegen uns wenden wie eine

Schlange.« Der Colonel rieb sich über die Augen. »Er ist trotz dem von Nutzen, aber ich wünschte, ich hätte mehr Zuversicht bei dieser ganzen Sache.«

»Bei diesem Krieg, Sir?«

McCandless schüttelte den Kopf. »Den werden wir gewinnen. Es zählt nicht, dass sie uns zahlenmäßig überlegen sind. Sie können uns nicht niederkämpfen. Nein, Sharpe, ich mache mir Sorgen wegen Dodd.«

»Wir werden ihn schnappen, Sir«, sagte Sharpe.

Der Colonel schwieg eine Weile. Eine Öllampe flackerte auf dem Tisch und zog Motten an, und in dem trüben Licht wirkte das längliche Gesicht des Colonels noch bleicher und eingefallener als sonst. Schließlich schnitt McCandless eine Grimasse.

»Ich habe nie an Übernatürliches geglaubt, Sharpe, nur an die göttliche Vorsehung. Einige meiner Landsleute behaupten, Stimmen zu hören und Anzeichen auf das Schicksal zu sehen. Sie sagen, Füchse heulen ums Haus, wenn der Tod bevorsteht, oder Robben kommen an Land, wenn ein Mann in der See ertrinkt, aber ich habe solche Dinge immer als bloßen heidnischen Aberglauben abgetan, Sharpe. Jetzt kann ich meine Furcht vor Dodd nicht loswerden.« Er schüttelte langsam den Kopf. »Vielleicht liegt es am Alter.«

»Sie sind nicht alt, Sir.«

McCandless lächelte. »Ich bin dreiundsechzig, Sharpe, und ich hätte vor zehn Jahren in den Ruhestand gehen sollen, doch der liebe Gott hielt es für besser, dass ich mich weiter nützlich machte. Die Company ist sich meines Werts jetzt nicht mehr so sicher. Sie würde mich lieber in Pension schicken, und ich kann es ihr nicht verdenken. Das volle Gehalt eines Colonels ist eine schwere Belastung für das Konto der Company.« McCandless blickte Sharpe wehmütig an. »Sie kämpfen für den König und das Land, Sharpe, aber ich kämpfe und sterbe für die Aktionäre.«

»Man könnte Sie nie ersetzen, Sir!«, sagte Sharpe loyal.

»Das haben sie bereits getan«, gab McCandless leise zu, »oder Wellesley hat es getan. Er hat jetzt einen eigenen Leiter der Nachrichtenabteilung, und die Company weiß es, und so bezeichnet sie mich als ›außerplanmäßiges Personal‹. Sie will mich aufs Abstellgleis stellen, Sharpe, aber sie hat mir diesen letzten Auftrag gegeben, und das ist die Festnahme von Lieutenant William Dodd, obwohl ich eher annehme, dass es mein Tod sein wird.«

»Das wird nicht geschehen, Sir, nicht, solange ich bei Ihnen bin.«

»Deshalb sind Sie hier, Sharpe«, sagte McCandless ernst. »Dodd ist jünger als ich, stärker und ein besserer Fechter als ich, und das ist der Grund, weshalb ich an Sie gedacht habe. Ich habe Sie in Seringapatam kämpfen gesehen, und ich bezweifle, dass Dodd Ihnen gewachsen ist.«

»Er wird Ihnen nichts antun können, Sir«, sagte Sharpe grimmig. »Und ich werde dafür sorgen, dass Sie am Leben bleiben!«

»Wenn Gott es will.«

Sharpe lächelte. »Sagt man nicht, dass Gott denen hilft, die sich selbst helfen? Wir werden den Job schaffen, Sir.«

»Ich bete, dass Sie recht haben, Sharpe«, sagte McCandless. »Ich bete darum.«

Und sie würden in Ahmadnagar anfangen, wo Dodd wartete und wo Sharpes neuer Krieg beginnen würde.

KAPITEL 3

Colonel McCandless führte am nächsten Nachmittag seine kleine Streitmacht in Sir Arthur Wellesleys Lager. Am Vormittag waren sie von feindlichen Reitern verfolgt worden, die manchmal so nahe herangeritten waren, als wollten sie Sevajees Männer zum Kampf herausfordern, doch McCandless hatte Sevajee am kurzen Zügel gehalten, und am Mittag hatte eine Patrouille mit blauen Röcken und gelben Aufschlägen den Feind davongejagt.

Die Kavallerie von Blauröcken gehörte zu den Leichten Dragonern vom 19. Regiment, und der Captain, der den Trupp führte, winkte McCandless fröhlich zu, als er mit seiner Patrouille vorbeigaloppierte und den Feind verfolgte, der an der Straße herumgelungert und gehofft hatte, einen verspäteten Nachschubwagen zu erbeuten.

Vier Stunden später ritt McCandless über einen Hügelkamm und sah die Armeelinien des Lagers, während sich drei, vier Meilen weiter nördlich die roten Wälle von Ahmadnagar vor der Sonne im Westen abhoben. Aus diesem Winkel wirkten die Festung und die Stadt wie ein fortlaufendes Gebäude, eine weite rote Brustwehr, durchsetzt von Bastionen.

Sharpe wischte sich mit dem Ärmel Schweiß vom Gesicht.

»Ziemlich beeindruckend«, sagte er und nickte zu den Mauern hin.

»Die Mauern sind hoch genug«, sagte der Colonel, »aber es gibt keinen Graben, kein Glacis und kein Bollwerk. Wir werden nicht länger als drei Tage brauchen, um eine Bresche zu schlagen.«

»Dann tun mir die armen Seelen leid, die durch die Bresche gehen müssen«, bemerkte Sevajee.

»Dafür werden sie bezahlt«, sagte McCandless brüsk.

Im Gebiet um das Lager wimmelte es von Männern und Tieren. Jedes Kavalleriepferd in der Armee brauchte zwei

lascars – ostindische Pferdeburschen –, um Futter zu sammeln, und diese Männer waren mit Sicheln beschäftigt. Näher beim Zentrum des Lagers war eine weite, schlammige Fläche, wo Zugund Packochsen angepflockt waren. *Puckalees*, die Männer, die Wasser für die Soldaten und Tiere trugen, füllten ihre Eimer aus einem Becken, das mit Grün überwuchert war.

Ein Kakteenzaun umgab sechs Elefanten, die den Pionieren gehörten. Neben den Dickhäutern befand sich der Artilleriepark mit seinen sechsundzwanzig Kanonen, und danach kamen die Reihen der Sepoys, wo Kinder schrien, Hunde kläfften und Frauen Fladen von Ochsendung für die abendlichen Feuer auf ihren Köpfen trugen. Als Letztes ritt McCandless' Trupp durch die Reihen des 78., ein Highland--Regiment mit Kilts, und die Soldaten salutierten McCandless und blickten dann auf die roten Aufschläge auf Sharpes Uniformrock und riefen die zwangsläufigen Beleidigungen.

»Kommst du, um zu sehen, wie richtige Männer kämpfen, Sergeant?«

»Hast du jemals richtig gekämpft?«, konterte Sharpe.

»Was tut ein Haferkuchen hier?«

»Ich bin bekommen, um euch Jungs eine Lektion zu erteilen.«

»Worin? Im Kochen?«

»Dort, wo ich herkomme, wird das Kochen von den Männern in den Weiberröcken erledigt«, sagte Sharpe.

»Das reicht, Sharpe«, blaffte McCandless. Der Colonel trug selbst gern einen Kilt. Er behauptete, dass der Kilt geeigneter als eine Hose für indische Hitze sei. »Wir möchten dem General unsere Aufwartung machen«, sagte McCandless und lenkte sein Pferd auf die größeren Zelte in der Mitte des Lagers zu.

Es war zwei Jahre her, seit Sharpe seinen alten Colonel zum letzten Mal gesehen hatte, und er bezweifelte, dass Major General Sir Arthur Wellesley sich jetzt als freundlicher erweisen würde, als er es jemals gewesen war. Sir Arthur war

immer ein kalter Fisch gewesen, der mit Lob sparte und dessen Missbilligung Angst machte, und sein meist gleichgültiger Blick schaffte es, Sharpe das Gefühl zu geben, bedeutungslos und unzulänglich zu sein. Deshalb hielt sich Sharpe zurück, als McCandless vor dem Zelt des Generals absaß.

Der General, immer noch ein junger Mann, stand neben sechs angepflockten Pferden und war offensichtlich in heller Wut. Eine Ordonnanz mit dem blauen Rock mit gelben Aufschlägen des 19. Dragoner-Regiments hielt einen großen grauen Hengst am Zaumzeug, und Wellesley tätschelte das Pferd und fuhr dazwischen das halbe Dutzend Adjutanten an, das sich in der Nähe aufhielt. Eine Gruppe von Offizieren, Majors und Colonels stand neben dem Zelt des Generals und ließ darauf schließen, dass ein Kriegsrat wegen der Krankheit des Pferdes unterbrochen worden war. Der graue Hengst litt offensichtlich. Er zitterte, rollte mit den Augen, und Schweiß oder Speichel tropfte von seinem hängenden Kopf.

Wellesley wandte sich um, als sich McCandless und Sevajee näherten. »Können Sie ein Pferd zur Ader lassen, McCandless?«

»Ich kann es mit einem Messer versuchen, Sir, wenn das hilft«, antwortete der Schotte.

»Es hilft nicht, verdammt!«, erwiderte Wellesley wütend. »Ich will ihn nicht schlachten, ich will ihn zur Ader gelassen haben. Wo ist der Beschlagmeister?«

»Wir suchen nach ihm, Sir«, erwiderte ein Adjutant.

»Dann findet ihn, verdammt! Ruhig, Junge, ruhig!« Diese letzten Worte galten in beruhigendem Tonfall dem Hengst, der ein klägliches Wiehern ausstieß. »Er hat Fieber«, erklärte Wellesley McCandless, »und wenn er nicht zur Ader gelassen wird, wird er sterben.«

Ein Pferdepfleger eilte zum General. Er hielt Wellesley schweigend einen offenen Messingbehälter und einen Klöppel mit quadratischem Kopf hin. Im Messingbehälter

befanden sich der Griff einer Aderlassfliete und eine Auswahl von verschieden großen, scharf geschliffenen Dreiecksmessern, die auf den Griff aufgesetzt werden mussten. Am unteren Ende hatte der Griff eine Verdickung, auf die der Klöppel schlagen musste, um das Messerdreieck in die Vene zu treiben.

»Was soll ich damit?«, blaffte der General. »Ich kann kein Pferd zur Ader lassen.« Er blickte zu seinen Adjutanten und dann zu den ranghohen Offizieren beim Zelt. »Jemand muss doch wissen, wie das geht!«

Sie waren allesamt Männer, die mit Pferden lebten und behaupteten, sie zu lieben, doch keiner wusste, wie ein Pferd zur Ader gelassen wurde, denn das war ein Job für Diener. Schließlich erklärte ein schottischer Major, dass er eine leise Ahnung hätte, wie man das machte. Und so gab man ihm den Messingbehälter und den Klöppel. Er zog seinen roten Rock aus, wählte aufs Geratewohl eines der dreieckigen Messer, befestigte es am Griff und trat zu dem zitternden Hengst. Er setzte die Fliete am Hals des Pferdes an und hob mit der rechten Hand den Klöppel an.

»Nicht so!«, rief Sharpe. »Sie werden das Tier töten!«

Die anwesenden Männer starrten ihn an, während der schottische Major, der noch nicht mit dem Klöppel zugeschlagen hatte, ziemlich erleichtert wirkte.

»Sie halten die Fliete falsch«, erklärte Sharpe. »Sie müssen sie senkrecht zur Vene halten, nicht waagerecht zu ihr.« Ihm schoss das Blut in die Wangen, weil er seinen Tadel vor dem General und all den ranghohen Kollegen des schottischen Offiziers ausgesprochen hatte.

Wellesley blickte Sharpe finster an. »Können Sie ein Pferd zur Ader lassen?«

»Ich kann die Gäule nicht reiten, Sir, aber ich weiß, wie man sie zur Ader lässt. Ich habe im Stall eines Gasthofs gearbeitet«, fügte Sharpe hinzu, als sei dies Erklärung genug.

»Haben Sie tatsächlich schon mal ein Pferd zur Ader gelassen?«, wollte Wellesley wissen. Er zeigte nicht die geringste Überraschung, einen Mann von seinem alten Regiment im Lager zu sehen, denn er war viel zu sehr vom Leiden seines Hengstes abgelenkt, um sich Sorgen um Soldaten zu machen.

»Ich habe Dutzende zur Ader gelassen«, sagte Sharpe, was stimmte, doch diese Pferde waren schwere Karrengäule gewesen, und dieser Hengst war offensichtlich ein Vollblut.

»Dann tun Sie es, verdammt«, sagte der General. »Stehen Sie nicht da herum, tun Sie es!«

Sharpe wählte ein Messerdreieck aus dem Messingbehälter, das ihm die richtige Größe zu haben schien, und nahm dem Major den Klöppel aus der Hand. Er überprüfte, ob das Messer scharf und sauber war, und näherte sich dann dem Hengst.

»Sie werden ihn festhalten müssen«, sagte er zu Wellingtons Ordonnanz.

»Er kann sehr lebhaft sein, Sergeant«, warnte der Dragoner mit leiser Stimme, bedacht darauf, keinen weiteren Ausbruch von Wellesley zu provozieren.

»Dann hängen Sie sich hart an ihn«, sagte Sharpe und streichelte dem Hengst den Hals, um nach der Drosselvene zu tasten.

»Wie viel werden Sie rauslassen?«, fragte Wellesley.

»So viel, wie nötig ist«, erwiderte Sharpe, der nur wusste, dass er dem Tier auf keinen Fall mehr als acht Liter abzapfen durfte, wenn er es nicht umbringen wollte.

Der Hengst war nervös und versuchte, vor der Ordonnanz zurückzuweichen.

»Streicheln Sie ihn, Sir«, sagte Sharpe zum General. »Geben Sie ihm das Gefühl, dass dies nicht das Ende der Welt sein wird.«

Wellesley nahm den Kopf des Hengstes und rieb ihm liebevoll über die Nüstern. »Es ist alles in Ordnung,

Diomed«, sagte er. »Wir sorgen dafür, dass es dir bald wieder besser geht. Machen Sie weiter, Sharpe.«

Sharpe hatte die Drosselvene gefunden und setzte jetzt die Fliete über der Ader an. Er hielt sie in der linken Hand und den Klöppel, den er benötigte, um das scharfe Messerdreieck durchs Fell in die Vene zu treiben, in der rechten.

»Alles ist gut, Junge«, murmelte er dem Pferd zu. »Nur ein Stich, nichts Schlimmes.« Dann schlug er hart mit dem Klöppel gegen das dicke Ende der Aderlassfliete.

Die Metallspitze schnitt durch Fell und Haut und Fleisch in die Vene, und das Pferd stieg auf, aber Sharpe hatte mit dieser Reaktion gerechnet und hielt die Fliete an Ort und Stelle, während warmes Blut über seinen Tschako spritzte.

»Halten Sie ihn!«, rief er Wellesley zu, und der General schien nichts dabei zu finden, dass ihm ein Sergeant einen Befehl gab. Gehorsam zerrte er Diomeds Kopf herunter. »So ist es gut«, sagte Sharpe. »Halten Sie ihn so, Sir, halten Sie ihn.« Er übte ein wenig Druck auf die Fliete aus, sodass sie schräger am Fell lag und so den Schlitz in der Ader vergrößerte. Das Blut pulsierte nun heraus, rann über die Flanke des Hengstes, tränkte Sharpes roten Rock und bildete eine Lache zu seinen Füßen.

Das Pferd zitterte, doch Sharpe spürte, dass es sich beruhigte. Indem er den Druck von der Fliete nahm, konnte er den Blutfluss verlangsamen, und nach einer Weile floss nur noch ein dünnes Rinnsal. Das Zittern des Pferdes hörte auf. Sharpe zog das Dreiecksmesser heraus. Seine rechte Hand und der Arm waren blutüberströmt.

Er spuckte auf seine saubere linke Hand und wischte dann die kleine Wunde im Fell des Hengstes ab.

»Ich nehme an, er wird es überleben, Sir«, sagte er zum General, »aber ein bisschen Ingwer im Futter könnte helfen.« Das war ein weiterer Trick, den er gelernt hatte, als er für den Gasthof gearbeitet hatte.

Wellesley streichelte Diomed die Nüstern, und das Pferd, dem plötzlich das Theater ringsum gleichgültig war, senkte

den Kopf und knabberte an einem kärglichen Grasbüschel. Der General lächelte, und seine miese Laune war verflogen.

»Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet«, sagte Wellesley und übergab Diomed seiner Ordonnanz. »Bei meiner Seele, ich bin Ihnen äußerst dankbar«, wiederholte er begeistert. »Einer der besten Aderlässe, die ich je gesehen habe.« Er steckte seine Hand in die Tasche, zog einen *haideri* hervor und reichte ihn Sharpe. »Gut gemacht, Sergeant.«

»Danke, Sir«, sagte Sharpe und nahm das Goldstück. Es war eine großzügige Belohnung.

»So gut wie neu, wie?«, sagte Wellesley und blickte zu dem Hengst, der von der Ordonnanz fortgeführt wurde. »Er war ein Geschenk.«

»Ein teures«, bemerkte McCandless trocken.

»Ein wertvolles«, sagte Wellesley. »Der arme Ashton vermachte ihn mir in seinem Testament. Sie kannten Ashton, McCandless?«

»Selbstverständlich, Sir.« Henry Ashton war Colonel des 12. Regiments gewesen, ein Regiment aus Suffolk, das in Indien stationiert war, und er war an einer Kugel gestorben, die ihm während eines Duells in die Leber gedrungen war.

»Eine verdammte Schande«, sagte Wellesley, »aber ein feines Geschenk. Reines arabisches Blut, McCandless.«

Das meiste vom Araberblut Diomeds schien auf Sharpe zu sein, doch der General war begeistert von der plötzlichen Besserung des Hengstes.

Sharpe hatte Wellesley noch nie so lebhaft und freudig erlebt. Der General lächelte, als er das Pferd beobachtete. Schließlich befahl er der Ordonnanz, Diomed auf und ab zu führen, und dann grinste er noch breiter, als er die Bewegungen des Pferdes sah.

Plötzlich wurde ihm bewusst, dass die Männer ringsum amüsiertes Vergnügen aus seiner Begeisterung gewannen, und sein Gesicht wurde zu der üblichen kalten Maske.

»Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet«, sagte er noch einmal, bevor er kehrtmachte und auf sein Zelt zuging.

»McCandless! Kommen Sie, und informieren Sie mich über die Neuigkeiten!«

McCandless und Sevajee folgten dem General und seinen Adjutanten ins Zelt und ließen Sharpe, der versuchte, das Blut von seinen Händen zu wischen, allein zurück.

Die Ordonnanz der Dragoner grinste ihn an.

»Das war ein Sechshundert-Guineen-Pferd, dass Sie soeben zur Ader gelassen haben, Sergeant«, sagte er.

»Teufel, Teufel!« Sharpe starrte die Ordonnanz ungläubig an. »Sechshundert?«

»So viel muss es wert sein. Diomed ist das beste Pferd in Indien.«

»Und Sie kümmern sich um ihn?«

Die Ordonnanz schüttelte den Kopf. »Der General hat Pfleger, die sich um seine Pferde kümmern, und den Beschlagmeister, um sie zur Ader zu lassen und zu beschlagen. Meine Aufgabe ist es, ihm in die Schlacht zu folgen, verstehen Sie? Und wenn ein Pferd müde ist, gebe ich ihm ein anderes.«

»Sie führen all diese sechs Pferde mit sich herum?«, fragte Sharpe erstaunt.

»Nicht alle sechs«, sagte der Dragoner, »nur zwei oder drei. Aber er sollte ohnehin keine sechs Pferde haben. Er will nur fünf, aber er konnte niemanden finden, der das Ersatzpferd kauft. Sie kennen auch keinen Interessenten, oder?«

»Hunderte von den Scheißern«, sagte Sharpe und wies zum Lager. »Jeder verdammte Infanterist dort zum Beispiel.«

»Er gehört Ihnen, wenn Sie vierhundert Guineen dafür zahlen können«, sagte die Ordonnanz. »Es ist der kastanienbraune Wallach dort. Sechs Jahre alt und gut wie Gold.«

»Es hat keinen Sinn, mich zu fragen«, sagte Sharpe. »Ich hasse die verdammten Gäule.«

»Tatsächlich?«

»Blöde, stinkende Viecher. Ich bin glücklicher zu Fuß.«

»Wenn man die Welt vom Pferderücken aus sieht, erreicht man die Aufmerksamkeit der Frauen«, meinte der Dragoner.

»Dann sind sie also nicht völlig nutzlos«, sagte Sharpe, und die Ordonnanz grinste. Er war ein glücklicher junger Mann mit rundlichem Gesicht und zerzaustem braunen Haar, der gern lächelte. »Wie kommt es, dass Sie die Ordonnanz des Generals sind?«, fragte Sharpe.

Der Dragoner zuckte mit den Schultern. »Er bat meinen Colonel, ihm jemanden zu geben, und so wurde ich ausgewählt.«

»Und es macht Ihnen nichts aus?«

»Er ist ganz in Ordnung.« Die Ordonnanz nickte zu Wellesleys Zelt hin. »Er schafft nicht oft ein Lächeln, jedenfalls nicht bei Soldaten wie Ihnen und mir, aber er ist ein fairer Mann.«

»Gut für Sie.« Sharpe streckte ihm seine blutbefleckte Hand hin. »Mein Name ist Dick Sharpe.«

»Daniel Fletcher«, sagte die Ordonnanz, »aus Stoke Poges.«

»Nie gehört«, sagte Sharpe. »Wo kann ich mir die Hände abschrubben?«

»Im Küchenzelt, Sergeant.«

»Und wo bekomme ich Reitstiefel?«, erkundigte sich Sharpe.

»Finden Sie einen Toten in Ahmadnagar, dem Sie welche abnehmen können«, sagte Fletcher. »Das ist billiger, als welche von mir zu kaufen.«

»Stimmt«, sagte Sharpe und humpelte zum Küchenzelt. Das Humpeln war auf die langen Stunden im Sattel zurückzuführen. Er hatte in dem Dorf, in dem sie übernachtet hatten, ein Baumwolltuch gekauft, es in Streifen gerissen und sie um seine Waden geschlungen, um sie vor dem Leder der Steigbügel zu schützen, doch sie schmerzten immer noch höllisch.

Gott, wie sehr ich verdammte Gäule hasse!, dachte er.

Er wusch sich Diomeds Blut von den Händen, säuberte seine Uniform und ging zurück, um auf McCandless zu warten.

Sevajees Männer saßen immer noch auf ihren Pferden und starrten zu der fernen Stadt, über der eine Rauchwolke hing.

Sharpe konnte Stimmengemurmel im Zelt des Generals hören, doch er widmete ihm keine Aufmerksamkeit. Es war nicht seine Sache. Sharpe fragte sich, ob er ein Zelt für seine eigene Benutzung klauen konnte, denn es hatte bereits früher am Tag geregnet, und er nahm an, dass es wieder regnen könnte, doch Colonel McCandless hielt nicht viel von Zelten. Er verspottete sie als Frauenluxus und bevorzugte es, in Dörfern einen Unterschlupf zu finden, wenn kein Bauernhof oder Viehstall zur Verfügung stand, oder glücklich unter den Sternen im Regen zu schlafen. Ein Pint Rum könnte auch nicht schaden, dachte Sharpe.

»Sergeant Sharpe!« Wellesleys vertraute Stimme riss Sharpe aus seinen Gedanken, und er wandte den Kopf und sah, dass sein alter befehlshabender Offizier aus dem großen Zelt kam.

»Sir!« Sharpe stand still.

»Colonel McCandless hat Sie also von Major Stokes ausgeliehen?«, fragte Wellesley.

»Jawohl, Sir«, sagte Sharpe.

Der General war barhäuptig, und Sharpe sah, dass seine Schläfen vorzeitig ergraut waren. Er hatte wohl vergessen, wie Sharpe sein Pferd behandelt hatte, denn sein Gesicht mit der langen Nase war so unfreundlich wie immer.

»Und Sie haben diesen Dodd in Chasalgaon gesehen?«

»Ja, das habe ich, Sir.«

»Widerliche Sache«, sagte Wellesley. »Ekelhaft. Hat er die Verwundeten getötet?«

»Alle, Sir. Alle außer mir, Sir.«

»Und warum nicht Sie?«, frage Wellesley kühl.

»Ich war mit Blut bedeckt, Sir. Ziemlich getränkt davon.«

»Sie scheinen oft in dieser Verfassung zu sein, Sergeant«, sagte Wellesley mit der Andeutung eines Lächelns. Dann wandte er sich zu McCandless um, der aus dem Zelt trat. »Ich wünsche Ihnen Spaß bei der Jagd, Colonel. Ich werde mein Bestes tun, um Ihnen zu helfen, aber ich bin knapp an Männern, jämmerlich knapp.«

»Danke, Sir«, sagte der Schotte, und dann blickte er dem General nach, der wieder in sein Zelt ging, das mit Rotröcken gefüllt war. »Wir sind anscheinend nicht zum Abendessen eingeladen«, sagte McCandless, als Wellesley fort war.

»Hatten Sie es anders erwartet, Sir?«

»Nein«, gab McCandless zu, »und ich habe heute Abend auch nichts in diesem Zelt zu suchen. Sie planen für morgen früh beim ersten Tageslicht einen Angriff.«

Sharpe dachte für einen Moment, sich verhört zu haben. Er blickte nach Norden zu der hohen Stadtmauer. »Morgen, Sir? Ein Angriff? Aber sie sind erst heute angekommen, und es gibt noch gar keine Bresche!«

»Man braucht keine Bresche für eine Eskalade, Sergeant«, sagte McCandless. »Eine Eskalade ist nichts anderes als ein Sturmangriff: Leitern und Töten.«

Sharpe runzelte die Stirn. »Eskalade?« Er hatte das Wort schon gehört, war sich jedoch nicht sicher, was es genau bedeutete.

»Man marschiert geradewegs auf die Mauern zu, wirft seine Leitern daran und klettert rauf.« McCandless schüttelte den Kopf. »Keine Artillerie, die Sie unterstützt, keine Bresche, keine Schützengräben, so müssen Sie die Gefallenen hinnehmen und sich durch die Verteidiger kämpfen. Es ist nicht schön, Sharpe, aber es kann funktionieren.«

Der Schotte klang immer noch enttäuscht. Er führte Sharpe vom Zelt des Generals fort und suchte eine Stelle, um seine Decke auszubreiten. Sevajee und seine Männer folgten ihnen, und Sevajee ging nahe genug an sie heran, um McCandless’ Worte hören zu können.

»Eskaladen können gegen einen unsicheren Feind gut funktionieren«, fuhr der Colonel fort, »aber ich bin nicht überzeugt davon, dass die Marathen unsicher sind. Ich bezweifle, dass sie überhaupt unsicher sind, Sharpe. Sie sind gefährlich wie Schlangen, und für gewöhnlich haben sie arabische Söldner in ihren Reihen.«

»Araber, Sir? Aus Arabien?«

»Daher kommen sie für gewöhnlich«, bestätigte McCandless. »Gefährliche Kämpfer, Sharpe.«

»Gute Kämpfer«, warf Sevajee sein. »Wir heuern Hunderte davon jedes Jahr an. Hungrige Männer, Sergeant, die mit scharfen Säbeln und langen Musketen aus ihrem kargen Land kommen.«

»Man sollte einen Araber nicht unterschätzen«, stimmte McCandless ihm zu. »Sie kämpfen wie Dämonen, aber Wellesley ist ein ungeduldiger Mann, und er will die Sache schnell hinter sich bringen. Er besteht darauf, dass sie nicht mit einer Eskalade rechnen und deshalb nicht darauf vorbereitet sind, und ich bete zu Gott, dass er recht hat.«

»Und was werden wir tun, Sir?«, fragte Sharpe.

»Wir gehen hinter dem Angriff und bitten den Allmächtigen, dass unsere Leitertrupps in die Stadt gelangen. Und wenn wir drin sind, machen wir uns auf die Jagd nach Dodd. Das ist unsere Mission.«

»Jawohl, Sir«, sagte Sharpe.

»Und wenn wir den Verräter haben, bringen wir ihn nach Madras und sorgen dafür, dass ihm der Prozess gemacht und er aufgehängt wird«, sagte McCandless zufrieden, als sei der Job bereits erledigt. Seine düsteren Vorahnungen der vorangegangenen Nacht waren anscheinend verschwunden. Er blieb vor einer freien Fläche stehen. »Dies sieht wie ein guter Platz für das Nachtlager aus. Es zeichnet sich kein neuer Regen ab. Ich glaube, wir werden es hier bequem haben.«

Na, dann träume mal schön, du Optimist, dachte Sharpe. Harter Boden als Bett, keinen Rum. Ein Kampf am Morgen,

und Gott allein wusste, welche Teufeleien jenseits der Mauern warteten, aber Sharpe schlief trotzdem.

Und er erwachte, als es noch dunkel war und schemenhafte Männer mit langen Leitern über den Schultern vorbeieilten. Die Morgendämmerung nahte, und es war die Zeit für eine Eskalade. Zeit für Leitern und Töten.

Sanjit Pandee war Killadar der Stadt, was bedeutete, dass er Ahmadnagars Garnison im Namen seines Herrn Dolut Rao Sindhia, Maharadscha von Gwalior, und im Prinzip jeden Soldaten in der Stadt befehligte, jedoch nicht in der angrenzenden Festung, die eigentlich auch unter Pandees Kommando stand.

Warum hatte Major Dodd Pandees Soldaten vom nördlichen Tor abgelöst und durch seine eigenen Männer ersetzt? Pandee hatte keine Befehle geschickt, doch es war trotzdem geschehen, und keiner konnte erklären, warum, und als Sanjit Pandee eine Botschaft an Major Dodd schickte und eine Antwort verlangte, sagte man dem Boten, er solle warten. Und er wartete, soweit es der Killadar wusste, immer noch.

Sanjit Pandee sammelte den Mut, um dem Major persönlich gegenüberzutreten. Es war die Zeit des Morgengrauens, in der sich der Killadar für gewöhnlich nicht regte, und er entdeckte Dodd und eine Gruppe seiner Offiziere im weißen Rock auf der südlichen Mauer.

Dodd beobachtete das britische Lager durch ein großes Fernrohr, das auf ein Dreibein montiert war. Der Major war gezwungen, sich gebückt vorzuneigen, weil das Fernrohr auf dem Dreibein nicht auf Augenhöhe angehoben werden konnte, und Sanjit Pandee störte den großen Major ungern. Der Killadar räusperte sich, aber das hatte keine Wirkung, und deshalb scharrte er mit einem Fuß auf dem Wehrgang, doch Dodd hatte nicht mal einen Blick für ihn übrig. Schließlich verlangte der Killadar eine Erklärung, jedoch in sehr blumiger Sprache, denn er wollte vermeiden, dass sich der Engländer beleidigt fühlte. Sanjit Pandee hatte bereits

den Kampf um die Stadtkasse verloren, die Dodd einfach beschlagnahmt hatte, und der Killadar war nervös angesichts des finsteren Ausländers.

»Sag dem verdammten Mann«, wies Dodd seinen Dolmetscher an, ohne den Blick vom Fernrohr zu nehmen, »dass er verdammt meine Zeit vergeudet und mich am Arsch lecken und verschwinden soll.«

Dodds Dolmetscher, einer seiner jüngeren indischen Offiziere, sagte höflich zum Killadar, dass Major Dodds Aufmerksamkeit im Augenblick dem sich nähernden Feind gelte, aber sobald er einen Moment Zeit habe, werde er sich gern mit dem verehrten Killadar unterhalten.

Der Killadar spähte nach Süden. Reiter, britische und indische, befanden sich weit vor der nahenden Kolonne des Feindes. Nicht, dass Sanjit Pandee die Kolonne deutlich sehen konnte, er nahm nur einen dunklen Fleck zwischen dem fernen Grün wahr, den er für den Feind hielt. Die Füße der Soldaten wirbelten keinen Staub auf, doch das lag am Regen, der gestern gefallen war.

»Kommt der Feind wirklich?«, fragte er höflich.

»Natürlich kommt er nicht, verdammt«, sagte Dodd, richtete sich auf und massierte seinen Rücken. »Er läuft entsetzt fort.«

»Natürlich nähert sich der Feind wirklich, Sahib«, sagte der Dolmetscher ehrerbietig.

Der Killadar blickte an seiner Verteidigungslinie entlang und war beruhigt, die Masse von Dodds Regiment und daneben die arabischen Söldner auf dem Wehrgang zu sehen. »Die Geschütze des Regiments, sind die nicht hier?«, sagte er zum Dolmetscher.

»Sag dem störenden Scheißer, dass ich alle Kanonen an den Feind verkauft habe«, grollte Dodd.

»Die Geschütze sind dort postiert, wo sie sich am nützlichsten erweisen werden, Sahib«, versicherte der Dolmetscher dem Killadar mit einem strahlenden Lächeln, und der Killadar, der wusste, dass die fünf kleinen

Geschütze am Nordtor waren, wo sie in die Stadt zielten anstatt auf die Ebene hinaus, seufzte frustriert. Europäer konnten so schwierig sein.

»Und die dreihundert Mann, die der Major am Nordtor postiert hat?«, fragte Sanjit Pandee. »Geschah dies, weil er einen Angriff von dort erwartet?«

»Frag den Idioten, warum sonst sie dort sein könnten«, wies Dodd den Dolmetscher an, doch es blieb keine Zeit, dem Killadar noch etwas zu sagen, denn Rufe von der Brustwehr kündigten das Nahen von drei feindlichen Reitern an. Die Abgesandten ritten unter einer weißen Fahne, doch einige der Araber zielten mit ihren langläufigen Luntenschlossmusketen auf die Reiter, und der Killadar schickte schnell einige Adjutanten los, um den Söldnern zu sagen, dass sie ihr Feuer zurückhalten sollten.

»Sir sind gekommen, um uns *cowle* anzubieten«, sagte der Killadar, als er zum Südtor eilte. *Cowle* war ein Angebot von Bedingungen, eine Chance für die Verteidiger, lieber zu kapitulieren, als sich dem Schrecken eines Angriffs auszusetzen, und der Killadar hoffte, die Verhandlungen lange genug hinziehen zu können, um Major Dodd zu überreden, die dreihundert Männer vom Nordtor zurückzuholen.

Der Killadar konnte sehen, dass die drei Reiter zum Südtor ritten, über dem ein quadratischer Turm aufragte, an dem Sindhias grüne und scharlachrote Fahne flatterte. Um den Turm zu erreichen, musste der Killadar eine Steintreppe hinunterrennen, weil die Mauer westlich des Tors keinen Wehrgang hatte, sondern einfach eine hohe, kahle Wand aus rotem Stein war. Er eilte am Fuß der Mauer entlang und kletterte dann wieder mehrere Stufen hinauf. Er erreichte den Turm des Tors gerade, als die drei Reiter darunter ihre Pferde zügelten.

Zwei der Reiter waren Inder, während der Dritte ein britischer Offizier war, und die drei Männer waren tatsächlich gekommen, um der Stadt einen *cowle*

anzubieten. Wenn der Killadar kapitulierte, rief einer der Inder, würde den Verteidigern der Stadt erlaubt werden, mit all ihren Handwaffen und jedem persönlichen Besitz, den sie tragen konnten, von Ahmadnagar wegzumarschieren. General Wellesley würde der Garnison bis zum Fluss Godavari, hinter den sich Pohlmanns *campoo* zurückgezogen hatte, einen sicheren Abzug garantieren. Der Offizier verlangte eine sofortige Antwort auf das Angebot.

Sanjit Pandee zögerte. Der *cowle* war überraschend großzügig, und er spielte mit dem Gedanken zu akzeptieren, denn niemand würde sterben, wenn er die Bedingungen annahm. Die sich nähernde Kolonne konnte er jetzt deutlich in der Ebene sehen. Dort würden Geschütze sein, und Gott allein wusste, wie viele Musketen.

Dann blickte er nach links und rechts und sah die beruhigende Höhe der Mauer und die weißen Gewänder seiner Furcht erregenden Araber, und er überlegte, was Dowlut Rao Sindhia sagen würde, wenn er in Ahmadnagar unterwürfig kapitulieren würde. Sindhia würde ärgerlich sein, und ein ärgerlicher Sindhia war dazu fähig, denjenigen, der ihn verärgerte, unter die Füße der Elefanten zu legen. Die Aufgabe des Killadars bestand darin, die Briten hinzuhalten, wenn sie vor Ahmadnagar waren, während Sindhia seine Verbündeten sammelte und so die große Armee darauf vorbereitete, dass sie den Invasor vernichtete.

Sanjit Pandee seufzte. »Es kann keinen *cowle* geben«, rief er Wellesleys Boten zu. Die drei Reiter machten keinen Versuch, ihn umzustimmen. Sie nahmen nur die Zügel auf, gaben ihren Pferden die Sporen und ritten davon. »Sie wollen den Kampf«, sagte der Killadar betrübt. »Sie wollen Beute.«

»Deshalb sind sie hergekommen«, meinte einer der Adjutanten. »Ihr Land ist unfruchtbar.«

»Ich habe gehört, es soll grün sein«, sagte Sanjit Pandee.

»Nein, Sahib, unfruchtbar und trocken. Warum wären sie sonst hier?«

Die Nachricht, dass der *cowle* abgelehnt worden war, breitete sich längs der Mauern aus. Niemand hatte etwas anderes erwartet, doch der widerwillige Trotz des Killadars ermunterte die Verteidiger, deren Reihen sich verstärkten, als Leute aus der Stadt zum Wehrgang hinaufkletterten, um den nahenden Feind zu sehen.

Dodds Miene verfinsterte sich, als er sah, dass sich Frauen und Kinder hinter den Brustwehren drängten, um den Feind zu sehen.

»Sie sollen verschwinden«, befahl er seinem Dolmetscher. »Ich will nur die diensthabenden Kompanien hier oben haben.« Er beobachtete, wie seine Befehle befolgt wurden. »Jetzt wird drei Tage lang nichts geschehen«, versicherte er seinen Offizieren. »Sie werden Plänkler schicken, um uns zu stören, aber Plänkler können nichts gegen uns ausrichten, wenn wir nicht unseren Kopf über die Brustwehr heben. Sagen sie also den Männern, dass sie den Kopf einziehen sollen. Und niemand feuert auf die Plänkler, ist das verstanden? Es hat keinen Sinn, Munition auf Plänkler zu verschwenden. Wir werden das Feuer nach drei Tagen eröffnen.«

»In drei Tagen, Sahib?«, fragte ein junger indischer Offizier.

»Die Bastarde werden einen Tag brauchen, um Batterien einzurichten, und zwei Tage, um eine Bresche zu schlagen«, sagte Dodd zuversichtlich voraus. »Und am vierten Tag wer den die Scheißer kommen, es gibt also nichts, weswegen wir uns jetzt aufregen müssten.« Der Major entschied sich, ein Beispiel an Gleichgültigkeit gegenüber dem Feind zu geben. »Ich gehe frühstücken«, kündigte er seinen Offizieren an. »Ich werde zurück sein, wenn die Bastarde anfangen, ihre Batterien einzugraben, um die Bresche zu schlagen.«

Der große Major rannte die Treppe hinunter und verschwand in den Gassen der Stadt. Der Dolmetscher blickte zu der nahenden Kolonne und spähte dann durch das

Fernrohr. Er hielt nach Geschützen Ausschau, doch zuerst konnte er nur eine Masse von Männern mit roten Röcken und den sonderbaren Reitern zwischen ihren Reihen sehen, und dann sah er etwas Merkwürdiges, das er nicht verstand.

Einige der Männer in den ersten Reihen trugen Leitern. Er runzelte die Stirn, und dann sah er etwas Vertrauteres jenseits der roten Reihen und neigte das Fernohr so, dass er die Kanonen des Feindes sehen konnte. Es waren nur fünf Geschütze, eins von Männern gezogen und vier von Elefanten, und hinter der Artillerie marschierten mehr Rotröcke. Diese trugen gemusterte Röcke und hohe schwarze Mützen. Der Dolmetscher war froh, dass er hinter der Mauer war, denn irgendwie sahen die Männer in Röcken Furcht erregend aus.

Er blickte wieder zu den Leitern und konnte nicht wirklich begreifen, was er sah. Es waren nur vier Leitern, so schlichte, dass sie wohl nicht gegen die Mauern gelehnt werden konnten. Vielleicht, dachte er, planten die Briten, einen Beobachtungsturm zu errichten, sodass sie über die Verteidigungsanlage hinwegblicken konnten. Diese Erklärung machte Sinn, und so wurde ihm nicht klar, dass es gar keine Belagerung geben würde, sondern eine Eskalade. Der Feind plante nicht, ein Loch in die Mauer zu schlagen, sondern, sie einfach zu über steigen. Es würde kein Warten geben, kein Graben, keine Sappen, keine Batterien und keine Bresche.

Es würde nur einen Angriff geben, Schreie und einen Kugelhagel – und dann den Tod in der Morgensonne.

»Das Entscheidende ist, Sharpe, sich nicht töten zu lassen«, sagte McCandless.

»Das hatte ich auch nicht vor, Sir.«

»Keine Heldentaten, Sharpe. Es ist nicht unser Job. Wir folgen einfach den Helden in die Stadt, suchen nach Mister Dodd und kehren dann heim.«

»Jawohl, Sir.«

»Bleiben Sie also nahe bei mir, und ich bleibe nahe bei Colonel Wallaces Trupp. Wenn Sie mich also verlieren, suchen Sie nach ihm. Das dort drüben ist Wallace, sehen Sie ihn?« McCandless wies auf einen großen, barhäuptigen Offizier, der an der Spitze des 74. Regiments ritt.

»Ich sehe ihn, Sir.« Sharpe saß auf McCandless' Ersatzpferd, und das erlaubte ihm, über die Köpfe der Männer des 74. zu blicken, das vor ihm marschierte. Jenseits der Highlander schimmerte die Stadtmauer dunkelrot in der frühen Sonne, und auf seiner Krone konnte er zwischen den Zacken der Mauer gelegentlich eine Muskete schimmern sehen. Große, runde Bastionen standen alle hundert Yards. Sie hatten schwarze Schießscharten. Sharpe vermutete, dass dahinter die Kanonen der Verteidiger verborgen waren. Die grellbunten Statuen eines Tempelturms waren über der Brustwehr zu sehen, während über dem Tor viele Fahnen schlaff herabhingen.

Niemand feuerte bis jetzt. Die Briten waren nun auf Kanonenschussweite, doch die Verteidiger ließen ihre Geschütze schweigen.

Die meisten der britischen Soldaten verharrten eine halbe Meile vom Wall entfernt, während sich drei Angriffstrupps formierten. Zwei davon würden die Mauer mit Leitern ersteigen, eine links vom Tor, die andere rechts, und beide würden von schottischen Soldaten mit Sepoys als Unterstützung geführt werden. Das 78. Regiment des Königs, das Kilt-Regiment, würde die Mauer links ersteigen, während die Highlander vom 74. von rechts angreifen würden. Der dritte Angriff würde von der Mitte aus erfolgen und vom Colonel des 74., William Wallace, geführt werden, der ebenfalls Kommandeur einer der Infanteriebrigaden und offensichtlich ein alter Freund von McCandless war, denn als er seinen schottischen Landsmann sah, ritt er an den Reihen seines Regiments zurück, um ihn mit herzlicher Vertrautheit zu begrüßen.

Wallace würde Männer des 74. bei einem Angriff gegen das Tor selbst führen, und sein Plan sah vor, mit einer Sechspfünder-Kanone dicht an die dicken Holztore zu fahren und den Eingang unter Beschuss zu nehmen und aufzusprengen.

»Keiner unserer Kanoniere hat so was je getan«, erzählte Wallace McCandless, »und sie haben darauf bestanden, eine Kanonenkugel zu laden, doch ich schwöre, dass mir meine Mutter gesagt hat, man soll nie eine Kanonenkugel laden, um Tore zu öffnen. Eine doppelte Pulverladung, hat sie mich gelehrt, und nichts sonst.«

»Ihre Mutter hat Ihnen das gesagt, Wallace?«, fragte McCandless.

»Ihr Vater war Artillerist, wissen Sie, und er hat sie in seinem Sinn aufgezogen. Aber ich kann unsere Kanoniere nicht überzeugen, die Kanonenkugel wegzulassen. Das sind sture Burschen. Natürlich typisch englisch. Kann ihnen nichts beibringen.« Wallace bot McCandless seine Feldflasche an. »Es ist kalter Tee, McCandless, nichts, was Ihre Seele zur Hölle schicken wird.«

McCandless nahm einen Schluck vom Tee. Dann stellte er Sharpe vor. »Er war der Mann, der die Mine Tippus in Seringapatam in die Luft gejagt hat«, erklärte er Wallace.

»Von Ihnen habe ich schon gehört, Sharpe«, sagte Wallace. Das haben Sie verdammt gut gemacht, Sergeant!« Der Schotte neigte sich vor und reichte Sharpe die Hand. Wallace war in mittlerem Alter mit freundlichem Gesicht, ein Mann, der gern und oft lächelte. »Kann ich Sie zu etwas kaltem Tee verführen, Sharpe?«

»Ich habe Wasser, Sir, danke«, erwiderte Sharpe und klopfte auf seine Feldflasche, die mit Rum gefüllt war, ein Geschenk von Daniel Fletcher, der Ordonnanz des Generals.

»Sie werden mir verzeihen, dass ich zu tun habe«, sagte Wallace zu McCandless und nahm seine Feldflasche zurück. »Ich werde Sie in der Stadt sehen, McCandless. Einen

schönen Tag Ihnen beiden.« Wallace trieb sein Pferd an und ritt zur Spitze seiner Kolonne.

»Ein sehr guter Mann«, sagte McCandless herzlich. »Wirklich ein sehr guter Mann.«

Sevajee und sein Dutzend Männer ritten in kurzem Galopp zu McCandless. Sie alle trugen rote Uniformröcke, denn sie wollten mit McCandless in die Stadt reiten, und keiner wollte für den Feind gehalten werden. Irgendwie wirkten sie mit den nicht zugeknöpften Röcken jedoch räuberischer denn je. Sie alle waren mit *tulwars* – gekrümmten Säbeln – bewaffnet, die sie im Morgengrauen rasiermesserscharf geschliffen hatten. Sevajee nahm an, dass keine Zeit bleiben würde, mit Musketen zu zielen, wenn sie erst in Ahmadnagar waren. Hineinreiten, diejenigen angreifen, die immer noch kämpfen wollten, und hart mit dem Säbel zuschlagen.

Die beiden Sturmtruppen setzten sich in Bewegung. Jeder hatte ein Paar Leitern und wurde von denjenigen Männern geführt, die sich freiwillig gemeldet hatten, um als Erste auf den Sprossen zu sein. Die Sonne stand jetzt ganz über dem Horizont, und Sharpe konnte die Mauer deutlicher sehen. Er schätzte, dass sie zwanzig Fuß hoch war, und das Schimmern von Waffen in jeder Schießscharte zeigte, dass sie entschlossen verteidigt werden würde.

»Haben Sie jemals eine Eskalade gesehen, Sharpe?«, fragte McCandless.

»Nein, Sir.«

»Riskante Sache. Leitern sind zerbrechlich. Eklig, als Erster hochzuklettern.«

»Sehr eklig, Sir.«

»Und wenn die Eskalade scheitert, gibt das dem Feind Zuversicht.«

»Und warum macht man dann eine, Sir?«

»Wenn sie Erfolg hat, Sharpe, verliert der Feind die Moral. Er hält uns dann für unbesiegbar. *Veni, vidi, vici*.«

»Ich spreche nicht Hindi, Sir, jedenfalls nicht richtig.«

»Das ist Latein, Sharpe. ›Ich kam, sah und siegte.‹ Wie steht es inzwischen mit Ihrem Lesen?«

»Es geht gut, Sir, sehr gut«, antwortete Sharpe begeistert, doch in Wirklichkeit hatte er in den vergangenen vier Jahren außer den Lagerlisten und Dienstplänen und Major Stokes Reparaturanweisungen nicht viel gelesen. Es waren Colonel McCandless und sein Neffe, Lieutenant Lawford, gewesen, die Sharpe das Lesen beigebracht hatten, als sie die Gefängniszelle Tippus geteilt hatten. Das war vier Jahre her.

»Ich werde Ihnen eine Bibel geben, Sharpe«, sagte McCandless und beobachtete die Eskalade-Trupps, die stetig voranmarschierten. »Es ist das einzige lesenswerte Buch.«

»Das würde mir gefallen, Sir«, sagte Sharpe mit ausdruckslosem Gesicht. Dann sah er, dass die Feldwachen vorausrannten, um eine Plänkler-Linie zu bilden, die die Mauer mit Musketenfeuer belegen würde. Immer noch schoss niemand von den Mauern der Stadt, obwohl jetzt sowohl die Feldwache als auch die beiden Leitertrupps auf Musketenschussweite heran waren.

»Wenn Sie mir die Frage erlauben, Sir«, sagte Sharpe zu McCandless, »was hindert diesen Scheißer – Verzeihung, Sir –, was hindert Mister Dodd daran, auf der anderen Seite der Stadt zu fliehen, Sir?«

»Sie verhindern das, Sharpe.« McCandless wies auf die Kavallerie, die jetzt auf beiden Seiten der Stadt davongaloppierte. Die Briten des 19. Dragoner-Regiments ritten in dichter Formation, doch die anderen Reiter waren verbündete Marathen oder *silladars* aus Haidarabad oder Maisur, und sie ritten in einem lockeren Haufen. »Ihre Aufgabe ist es, jeden am Verlassen der Stadt zu hindern«, fuhr McCandless fort. »Natürlich nicht die Zivilisten, sondern alle Soldaten.«

»Aber Dodd hat ein ganzes Regiment, Sir.«

McCandless ging über das Problem hinweg. »Ich bezweifle, dass ihm zwei ganze Regimenter nützen werden. In ein, zwei Minuten wird pure Panik in Ahmadnagar herrschen, und wie

soll Dodd entkommen? Er wird sich einen Weg durch eine Menge entsetzter Zivilisten kämpfen müssen. Wir werden ihn in der Stadt finden, wenn er noch da ist.«

»Das ist er«, warf Sevajee ein. Er starrte durch ein kleines Fernrohr auf die Mauer. »Ich kann die Uniformen seiner Männer auf dem Wehrgang sehen. Weiße Uniformröcke.« Er wies nach Westen, jenseits der Strecke der Mauer, die vom 78. Regiment angegriffen werden würde.

Die Plänkler eröffneten plötzlich das Feuer. Sie waren längs des südlichen Randes der Stadt verstreut, und ihr Musketenfeuer war sporadisch – und sinnlos, wie Sharpe fand. Männer, die auf eine Stadt feuerten? Die Musketenkugeln schlugen gegen die rötlichen Steine der Mauer, und das Echo des Kugelhagels hallte von ihnen wider, doch die Verteidiger ignorierten die Bedrohung. Keine Muskete antwortete auf die Schüsse, keine Kanone feuerte. Auf den Wehrgängen blieb es stumm. Rauchwolken zogen von der Linie der Plänkler, die weiterhin die roten Quadern beschossen.

Colonel Wallaces Angriffstrupp war spät dran, während die Männer mit Kilts vom 78. Regiment, die die Mauer links des Tors erklettern sollten, den anderen Angreifern weit voraus waren. Sie rannten über eine freie Fläche, ihre beiden Leitern in voller Sicht des Feindes, doch immer noch wurden sie von den Verteidigern ignoriert. Ein Regiment von Sepoys schwenkte nach links ab, um die Linie der Plänkler mit ihrem Musketenfeuer zu verstärken. Ein Dudelsackpfeifer spielte im Laufen, und sein Instrument klang, als hätte es den Schluckauf. Das alles kam Sharpe schändlich vor. Die Schlacht – wenn sie überhaupt so genannt werden konnte – hatte fast zwanglos begonnen, und der Feind schien sie nicht mal als Bedrohung zu betrachten. Das Feuer der Plänkler war verstreut, die Angriffstrupps waren in voller Stärke. Doch es gab kein Drängeln und keine Zeremonie. Es sollte eine geben, dachte Sharpe. Eine Kapelle sollte spielen,

Fahnen flattern, der Feind sichtbar und bedrohlich sein, doch stattdessen war alles halbherzig und unwirklich.

»Hier entlang, Sharpe«, sagte McCandless und bog ab zu Colonel Wallace, der seine Männer in Formation brachte. Ein Dutzend blau berockte Kanoniere drängten sich um die Sechspfünder-Kanone, offenbar das Geschütz, das gegen das Stadttor eingesetzt werden würde. Jenseits davon befand sich eine Batterie von vier Zwölfpfünder-Kanonen, gezogen von Elefanten.

Als Sharpe und McCandless ihre Pferde zu Wallace trieben, hielten die Elefantenführer die Dickhäuter an, und die Kanoniere beeilten sich, die vier Geschütze auszuschirren. Sharpe nahm an, die Batterie würde die Mauern mit Kartätschenfeuer bestreichen, doch die Stille und Tatenlosigkeit der Verteidiger ließ darauf schließen, dass diese von den unverschämten Angreifern nichts befürchteten.

Sir Arthur Wellesley, im Sattel von Diomed, dem es nach dem Aderlass anscheinend wieder gut ging, ritt zu den Geschützen und rief Befehle zum Batteriekommandanten, der die Hand hob, um sie zu bestätigen. Der General wurde von drei Adjutanten in scharlachrotem Rock und zwei Indern begleitet, die wohl – nach der Pracht ihrer Gewänder zu schließen – Kommandanten der alliierten Reiter waren, die losgeritten waren, um eine Flucht aus dem Nordtor der Stadt zu verhindern.

Die Angreifer vom 78. waren jetzt nur noch hundert Schritte von der Mauer entfernt. Sie hatten kein Marschgepäck, nur ihre Waffen. Und immer noch behandelte sie der Feind mit Verachtung. Kein Geschütz feuerte, keine Muskete krachte, keine einzige Rakete wurde von den Wehrgängen abgeschossen.

»Anscheinend wird es leicht werden, McCandless!«, rief Wallace.

»Ich bete darum!«, erwiderte McCandless.

»Der Feind hat ebenfalls gebetet«, sagte Sevajee, doch McCandless ignorierte die Bemerkung.

Und dann, abrupt und beängstigend, endete die Stille.

Der Feind ignorierte den Angriff nicht mehr. Stattdessen explodierte aus den Mauerschlitzen und aus den hohen Schießscharten der Bastionen und von den Mauerzacken längs der Brustwehr ein Sturm von Geschützfeuer. Vor Sekunden war die Mauer klar in der Morgensonne zu sehen gewesen, und jetzt war sie von einer dichten Pulverrauchwolke umgeben. Die ganze Stadt war von Rauch eingehüllt, und der Boden rings um die angreifenden Soldaten wurde vom Einschlag der Kugeln aufgewühlt.

»Zehn Minuten vor sieben«, schrie McCandless gegen den Lärm an, als ob die Zeit wichtig sei.

Raketen, wie Sharpe sie in Seringapatam gesehen hatte, schossen von der Mauer, um ihre Rauchspur in verrückten Winkeln über den Köpfen der Angriffstrupps zu hinterlassen, doch trotz der Wucht der Eröffnungssalve der Verteidiger schien sie wenig Schaden anzurichten. Ein Rotrock taumelte, doch die Angrifftrupps rannten immer noch, und dann hörte Sharpe einen schmerzerfüllten Schrei. Sein Kopf fuhr nach rechts herum, und er sah, dass ein Elefant von einer Kanonenkugel getroffen worden war.

Der Elefantenführer des Dickhäuters riss an dem Haltestrick, doch der Elefant riss sich los, von seiner Wunde wie rasend gemacht, und stürmte geradewegs auf Wallaces Männer zu. Die Highlander verstreuten sich. Die Kanoniere hatten begonnen, ihre geladene Sechspfünder-Kanone vorwärts zu ziehen. Als sie erkannten, dass sie im Weg des verletzten Dickhäuters waren, gaben Sie das Geschütz auf und flüchteten vor dem verrückten Elefanten. Die gerunzelte Haut an der linken Flanke war rot vom Blut. Wallace schrie etwas Unverständliches, gab seinem Pferd die Sporen und preschte aus dem Weg. Der Elefant, den Rüssel erhoben und die Augen weiß, donnerte an McCandless und Sharpe vorbei.

»Armes Mädchen«, sagte McCandless.
»Ist es eine sie?«, fragte Sharpe.
»Alle Zugtiere sind weiblich, Sharpe. Gefügiger.«
»Sie ist nicht gefügig, Sir«, sagte Sharpe. Er beobachtete, wie der Elefant an der Nachhut der Armee vorbeidonnerte und durch ein Stoppelfeld trampelte, verfolgt vom Elefantenführer und einer aufgeregten Schar kleiner Kinder, die den angreifenden Soldaten von ihrem Lager aus gefolgt waren und jetzt mit schrillen Schreien die Jagd nach dem Elefanten genossen. Sharpe beobachtete das Treiben, und dann duckte er sich unwillkürlich, als eine Musketenkugel dicht über seinen Tschako pfiff und eine andere vom Lauf der Sechspfünder-Kanone abprallte.
»Jetzt nicht zu nahe ran, Sharpe«, mahnte McCandless.
Sharpe zügelte gehorsam seine Stute.
Colonel Wallace rief seine Männer wieder in Formation. »Verdammte Tiere«, schnarrte er zu McCandless.
»Ihre Mutter hatte keinen Rat bezüglich Elefanten, Wallace?«
»Nein, keinen, den ich einem frommen Mann weitergeben könnte, McCandless«, sagte Wallace und ritt zu den in Unordnung geratenen Kanonieren der Sechspfünder-Kanone. »Nehmt die Ziehstricke, ihr Lahmärsche! Beeilung!«
Das 78. Regiment hatte die Mauer links vom Tor erreicht. Die Männer rammten die Füße der beiden Leitern ins Erdreich und schwangen die Spitzen bis zur Brustwehr an der Mauer empor.
»Gut, Jungs!«, rief McCandless herzlich und halblaut, obwohl er viel zu weit von den Angreifern entfernt war und sie seine Ermunterung nicht hören konnten.
Die ersten Highlander im Kilt stiegen bereits die Sprossen hinauf, doch dann wurde ein Mann von einer Kugel aus der flankierenden Bastion getroffen. Er verharrte abrupt, klammerte sich an die Leiter und stürzte dann langsam seitwärts ab. Eine Traube von Männern drängelte sich am Fuß der Leiter, um als Nächste emporzusteigen.

Arme Bastarde, dachte Sharpe, so begierig darauf, in den Tod zu klettern, und er sah, dass die führenden Männer auf beiden Leitern Offiziere mit Breitschwertern waren. Die Männer trugen die Musketen mit aufgepflanztem Bajonett am Riemen über der Schulter, und die Offiziere kletterten mit dem Schwert in der Hand. Einer davon wurde getroffen, und der Mann hinter ihm schob ihn grob von der Leiter und stieg eilig hinauf zur Brustwehr. Dort stoppte er unerklärlicherweise.

Seine Kameraden riefen ihm zu, über die Mauer zu klettern, doch der Mann nahm nur seine Muskete von der Schulter, und im nächsten Augenblick wurde er in aufspritzendem Blut zurückgeschleudert. Ein anderer Mann nahm seine Stelle ein, und ihm passierte das Gleiche. Der Offizier oben auf der zweiten Leiter duckte sich auf der obersten Sprosse und spähte über die Krönung der Mauer zwischen zwei der Mauerzacken, versuchte jedoch nicht, über die Brustwehr zu steigen.

»Sie sollten mehr als zwei Leitern haben, Sir«, grollte Sharpe.

»Dazu war keine Zeit, Junge«, sage McCandless. »Was hält sie auf?« Er starrte mit gequälter Miene zu den verharrenden Männern. Die arabischen Verteidiger in der nächsten Bastion hatten eine feine Zielscheibe, und ihr Musketenfeuer hatte eine schreckliche Wirkung auf die Männer auf der Leiter. Der Lärm der Verteidiger war ununterbrochen, ein Stakkato von Musketenfeuer, das Zischen von Raketen und das Donnern von Kanonen. Männer wurden von den Leitern gefegt, und ihr Platz wurde sofort von anderen eingenommen. Immer noch verharrten Männer auf den obersten Sprossen, statt über die Brustwehr zu klettern, und immer noch feuerten die Verteidiger, und die Toten und Verwundeten häuften sich am Fuß der Leitern.

Die Lebenden schoben sie zur Seite, um die Sprossen zu erreichen und selbst Ziel des unablässigen Musketenfeuers zu werden. Schließlich stemmte sich ein Mann an der Mauer

hoch und setzte sich rittlings auf die Mauerkrönung, wo er seine Muskete von der Schulter nahm und hinab in die Stadt schoss. Fast im selben Augenblick wurde er von einer Musketensalve getroffen. Er schwankte einen Moment, seine Muskete rutschte klappernd an der Mauer hinab, und dann folgte er ihr in die Tiefe und klatschte auf den Boden. Der neue Mann auf der obersten Leitersprosse stemmte sich hoch, verharrte dann wie die anderen zuvor und duckte sich zurück.

»Was hält sie auf?«, stieß McCandless frustriert hervor. »In Gottes Namen! Geht!«

»Da gibt es verdammt keinen Wehrgang«, sagte Sharpe grimmig.

McCandless starrte ihn an. »Was?«

»Verzeihung, Sir. Ich vergaß, dass ich nicht fluchen soll, Sir.«

McCandless war jedoch nicht wegen Sharpes Sprache besorgt. »Was haben Sie gesagt, Mann?«, fragte er.

»Da ist kein Wehrgang, Sir.« Sharpe wies zur Mauer, wo die Schotten starben. »Es gibt keinen Musketenrauch hinter der Brustwehr, Sir.«

McCandless schaute hin. »Bei Gott, Sie haben recht!«

Die Mauer hatte Zacken und Schießscharten, doch kein einziges Rauchwölkchen zeigte sich darin, was bedeutete, dass die Fassade falsch war und es auf der anderen Seite der Mauer keinen Wehrgang gab, auf dem die Verteidiger stehen konnten. Von der Außenseite sah die Mauer aus wie jeder andere Teil der Verteidigungsanlage der Stadt, doch Sharpe nahm an, dass die Highlander, wenn sie den Gipfel der Mauer überwanden und auf der anderen Seite in die Tiefe blickten, am Fuß der Mauer die Feinde sahen, die nur darauf warteten, jeden Mann zu massakrieren, der den Sturz in die Tiefe überlebte. Die Männer des 78. griffen ins Nichts an und wurden gnadenlos von den jubelnden Verteidigern getötet.

Die beiden Leitern leerten sich, als die Offiziere schließlich ihre missliche Lage erkannten und ihren Männern befahlen

herunterzukommen. Die Verteidiger johlten begeistert bei dem Rückzug und feuerten weiter, als die Leitern von der Mauer fortgetragen wurden.

»O Gott«, sagte McCandless. »O Gott.«

»Ich hatte Sie gewarnt«, sagte Sevajee, der seinen Stolz auf die Kampfqualitäten der Marathen-Verteidiger nicht verbergen konnte.

»Sie stehen auf unserer Seite!«, schnarrte McCandless. Der Inder zuckte nur mit den Schultern.

»Es ist noch nicht vorüber, Sir«, versuchte Sharpe, den Schotten aufzumuntern.

»Eskaladen funktionieren durch Schnelligkeit, Sharpe«, sagte McCandless. »Und jetzt haben wir das Überraschungsmoment verloren.«

»Es muss richtig gemacht werden«, bemerkte Sevajee selbstgefällig. »Mit Geschützen und einer Bresche.«

Doch die Eskalade war noch nicht völlig gescheitert. Der Angriffstrupp des 74. Regiments hatte jetzt die Mauer rechts vom Tor erreicht, und seine Leitern wurden gegen die hohe rote Steinmauer gelehnt. Dieser Teil der Mauer hatte einen Wehrgang, und er war besetzt mit Verteidigern, die jetzt wild auf die Angreifer hinabfeuerten.

Die britischen Zwölfpfünder hatten das Feuer eröffnet, und ihr Kartätschenfeuer wütete unter den Verteidigern, doch die Toten und Verwundeten wurden beiseite geschoben und durch Verstärkung ersetzt. Die Verstärkung lernte schnell. Die Kanonen stellten das Feuer ein, wenn die Angreifer die Leiter hinaufkletterten, und so ließen sie die Schotten die Sprossen hinaufsteigen und warfen dann Holzbalken herunter, durch die die Leiter binnen Sekunden leer gefegt wurden. Dann hämmerte eine Kanone in einer der flankierenden Bastionen eine Ladung Steine und Schrott in die Männer, die sich am Fuß der Leitern drängten.

»O mein Gott«, betete McCandless wieder. »O Gott!«

Weitere Männer begannen, die Leitern zu erklettern, während die Verwundeten von der Mauer zurückkrochen

und -humpelten, verfolgt vom Musketenfeuer der Verteidiger.

Ein schottischer Offizier, das Breitschwert in der Hand, stieg mit der Geschicklichkeit eines Matrosen in der Takelage die Leiter hinauf. Er parierte einen Bajonettstoß mit dem Breitschwert, überlebte eine Musketensalve, legte eine Hand auf die Mauerkrönung, um sich darüber zu ziehen, doch dann traf ihn ein Speer in die Kehle, und er zitterte wie ein aufgespießter Fisch, bevor er zurücktaumelte und beim Absturz zwei Mann mit in die Tiefe riss.

Das Musketenfeuer der Verteidiger wurde vom tieferen Krachen der kleinen Kanonen übertönt, die in den verborgenen Galerien der Bastionen in Stellung gebracht waren. Eine dieser Kanonen schoss jetzt einer Leiter in die Seite, und Sharpe beobachtete entsetzt, wie sie wackelte und brach. Die Bruchstücke rissen sieben Männer mit zu Boden.

Das 78. war zurückgeschlagen, und das 74. hatte eine der beiden Leitern verloren.

»Das ist schlecht«, sagte McCandless grimmig, »äußerst schlecht.«

»Gegen Marathen zu kämpfen, ist nicht, wie gegen Männer von Maisur zu kämpfen«, sagte Sevajee selbstgefällig.

Colonel Wallaces Trupp war noch gut hundert Yards vom Tor entfernt, verlangsamt durch das Gewicht seiner Sechspfünder-Kanone. Sharpe hatte den Eindruck, dass Wallace mehr Männer für den Umgang mit dem schwerfälligen Geschütz brauchte und dass das feindliche Musketenfeuer bei den wenigen Männern, die an den Rädern schoben oder an den Haltestricken zogen, ihren Tribut forderte. Wellesley war nicht weit hinter Wallace, und dicht hinter dem General ritt Daniel Fletcher auf einem seiner Ersatzpferde und mit einem zweiten Pferd am Führstrick. Das Musketenfeuer riss getrockneten Schlamm rings um Wellesley und seine Adjutanten aus dem Boden, doch der

General wurde wie durch Zauberei von einem Treffer verschont.

Das 78. kehrte zu dem Angriff auf der linken Seite des Tors zurück. Diesmal lehnten die Männer ihre zwei Leitern direkt an die Bastion. Die Verteidiger bei der bedrängten Bastion reagierten mit ärgerlichem Musketenfeuer. Eine der Leitern fiel, und ihre Träger wurden hart von der Salve getroffen, doch die anderen stellten sie auf, und sobald ihre Spitze die Höhe der Bastion erreicht hatte, kletterte ein Offizier mit Kilt die Sprossen hinauf.

»Nein!«, schrie McCandless, als der Offizier getroffen wurde und fiel.

Andere Männer nahmen seinen Platz ein, doch die Verteidiger kippten einen Korb mit Steinen über die Brustwehr, und die herunterkullernden Steine fegten die Leiter leer. Eine Musketensalve zwang die Verteidiger, sich zu ducken, und als sich der Rauch lichtete, sah Sharpe, dass der Offizier mit dem Kilt abermals die Leiter hinaufstieg, diesmal ohne seine Federmütze. Er hielt sein Breitschwert in der rechten Hand, und es behinderte ihn. Für einen Moment tauchte oben auf der Leiter ein Araber auf und schleuderte einen Holzklotz auf den Angreifer hinab, und der Offizier wurde ein zweites Mal zurückgeworfen.

»Nein!«, lamentierte McCandless von Neuem. Doch dann erschien derselbe Offizier ein drittes Mal. Er war entschlossen, die Ehre zu haben, der Erste in der Stadt zu sein, und diesmal hatte er seine rote Schärpe an sein Handgelenk gebunden und ließ sein Breitschwert mit dem Griff in einer Schlaufe der Seide hängen, um beide Hände frei zu haben und schneller zu klettern. Er stieg weiter die Sprossen hinauf, und seine Männer mit ihren Federmützen drängten sich hinter ihm. Aus den Schießscharten in den Galerien der Bastion fauchten Flammen und Rauch. Wie durch Zauberei überlebte der Offizier die Salve, und Sharpe stockte der Atem, als der Mann näher und näher zur Spitze gelangte. Er rechnete damit, dass jeden Augenblick ein

Verteidiger auftauchen würde, doch die Angreifer, die sich nicht am Fuß der Leiter drängten, beschossen jetzt mit ihren Musketen die Bastion, und unter dem Feuerschutz kletterte der barhäuptige Offizier die letzten paar Sprossen hinauf, verharrte kurz, um den Griff seines Breitschwerts zu packen, und sprang über die Mauer. Jemand jubelte, und Sharpe erhaschte über der Brustwehr der Mauer einen Blick auf das Breitschwert des Offiziers, das sich hob und senkte. Weitere Highlander kletterten die Leiter hinauf, und obwohl einige von Musketenfeuer aus den Schießscharten der Bastion getroffen wurden, erreichten andere schließlich die hohe Brustwehr und folgten ihrem Offizier auf die Verteidigungsanlage. Die zweite Leiter wurde angelegt, und aus dem Rinnsal der Angreifer wurde ein Strom.

»Gott sei Dank!«, stieß McCandless inbrünstig hervor. »Wir haben es geschafft!«

Das 78. war in der Bastion, und das 74., das auf nur eine Leiter beschränkt war, setzte sich jetzt auch darin fest. Ein Offizier hatte zwei Kompanien organisiert, die die Brustwehr mit Musketensalven eindeckten, als ein Sergeant die Spitze der Leiter erreichte, und die Verteidiger mussten sich hinter den Schießscharten ducken, während der Sergeant die Mauer überkletterte. Er stach mit dem Bajonett zu, dann wankte er zu rück, als der Verteidiger mit einem *tulwar* nach ihm hieb. Doch ein Lieutenant war hinter ihm, und er hackte mit seinem Breitschwert hinab und trat dann dem Gegner ins Gesicht. Ein dritter Mann überwand die Brustwehr, der vierte wurde getötet. Und dann war ein weiterer Mann auf der Mauer, und die Schotten stießen ihre Kriegsschreie aus, als sie mit der grimmigen Aufgabe begannen, den Wehrgang von den Verteidigern zu säubern.

Sharpe konnte das Klirren der aufeinander prallenden Klingen hören und eine Pulverrauchwolke über den Zinnen sehen, wo sich die Schotten des 74. Regiments einen Weg längs der Brustwehr erkämpften, doch er sah nichts auf der Bastion, wo die Highlander des 78. kämpften. Er nahm an,

dass sie die Bastion Etage um Etage räumten, über die steilen Steintreppen hinab angriffen und ihre Bajonette gegen die Kanoniere und Infanteristen einsetzten, welche die unteren Galerien bemannten.

Die Schotten erreichten schließlich das Erdgeschoss der Bastion, wo sie einen letzten Verteidiger töteten und dann aus dem inneren Torweg stürmten. Sie sahen sich plötzlich einer Horde Araber gegenüber, die eine Salve aus Luntenschlossmusketen in die Reihen der Angreifer feuerte.

»Greift die Bastarde an! Macht sie fertig!« Derselbe junge Offizier, der den Sturmangriff geführt hatte, sammelte jetzt seine Männer und führte sie gegen die Verteidiger, die ihre langläufigen Musketen luden. Die Highlander griffen mit einer Wildheit an, die aus Verzweiflung geboren war.

Die Schotten waren in der Stadt, doch bist jetzt bestand die einzige Möglichkeit, sie zu verstärken, über die drei verbliebenen Leitern, und eine davon war beschädigt, nachdem sie von einer kleinen Kanonenkugel gestreift worden war.

Wellesley rief Wallace zu, das Tor öffnen zu lassen, und Wallace bellte seine Kanoniere an, ihr verdammtes Geschütz in Position zu bringen.

Die Verteidiger über dem Tor taten ihr Bestes, um die vorrückende Kanone zu stoppen. Wallace befahl einer Infanteriekompanie, den Kanonieren zu helfen, die Kanone vorwärts zu rollen, und diese Männer schoben und zogen das schwere Geschütz mit Hochrufen gegen das Tor.

»Gebt ihnen Feuer!«, brüllte Wallace. »Gebt ihnen Feuer!« Seine verbliebenen Infanteristen schossen eine Salve zu den Verteidigern des Tors hinauf. Die Fahnen über der Brustwehr zuckten, als die Kugeln an der Seide zerrten. Die Sechspfünder-Kanone rumpelte vorwärts, holperte über den unebenen Erdboden, der von den Musketenkugeln aufgerissen wurde, die aus den Schießscharten der Pförtnerstube über dem Stadttor abgefeuert wurden. Ein

Dudelsack spielte, und die wilde Musik begleitete das Stakkato der Schüsse.

»Weiterfeuern!«, brüllte Wallace seine Infanteristen an. Die Musketenkugeln seiner Männer wirbelten Staubwölkchen und Splitter aus dem Tor, das in so dichten Rauch gehüllt war, dass das Geschütz die letzten paar Yards rollte, doch dann hörte Sharpe den dumpfen Schlag, als die Kanonenmündung hart gegen das große Holztor gerammt wurde.

»Zurücktreten!«, rief der Kommandant des Geschützes. »Zurück!« Und die Männer zerrten die Kanone zurück.

»Bereit machen!«, rief Wallace. Seine Männer stellten das Feuer ein und zogen Bajonette hervor, die sie auf ihre geschwärzten Musketenmündungen pflanzten. »Feuert das Geschütz ab!«, brüllte Wallace. »Feuert, um Himmels willen!«

Eine Rakete zischte aus dem Rauch, und einen Augenblick dachte Sharpe, sie würde mitten in Wallaces wartende Männer schlagen, doch dann stieg sie im Bogen in den klaren blauen Himmel und raste fort, ohne Schaden anzurichten.

In der Stadt zogen sich jetzt die Araber, die die Bastion verteidigt hatten, vor den kampfwütigen Schotten zurück, die aus der Bastion gestürmt waren. Die Araber mochten aus einem harten kriegerischen Land kommen, doch so war es auch bei den Kiltträgern, die jetzt in die Stadt einfielen.

Sepoys kletterten jetzt die Leitern hoch und schlossen sich den Highlandern an. Ihr Gefühl trieb sie über die geräumte Fläche hinter der Mauer, um die Deckung der Gassen in der Stadt zu erreichen, doch der junge Offizier, der den Angriff führte, wusste, dass die Verteidiger sich sammeln konnten, wenn er nicht das Tor öffnen ließ, um einen Strom von Angreifern einzulassen.

»Zum Tor!«, rief er und führte seine Männer an der Innenseite der Mauer zum Südtor.

Die Araber, die innerhalb des Torbogens warteten, fuhren herum und feuerten, als sich die Schotten näherten, doch der junge Offizier schien unbesiegbar zu sein. Er schrie, als er angriff, dann sauste sein blutiges Breitschwert herab, und die Bajonette seiner Männer stießen vor. Zwei Sepoys gesellten sich zu ihnen, stachen mit den Bajonetten zu und schrien, und die zahlenmäßig unterlegenen Araber starben oder flüchteten.

»Öffnet das Tor!«, schrie der junge Offizier.

Einer der Sepoys rannte hin und hob den Querbalken aus den eisernen Halterungen.

»Feuer!«, rief Colonel Wallace auf der äußeren Seite des Tors.

Der Captain beim Geschütz hielt die Lunte an das Zündloch. Es gab ein Zischen, Funken sprühten, und dann sprang die geladene Kanone zurück. Das Donnern wurde verstärkt durch den ohrenbetäubenden Widerhall im hohen, überwölbten Torweg.

Das Tor splitterte, und der Sepoy, der den Querbalken angehoben hatte, wurde von der Sechspfünder-Kugel und den Holzsplittern in Stücke gerissen. Die anderen Angreifer auf der inneren Seite des Tors taumelten vor dem Rauch und der Mündungsflamme zurück, doch der Querbalken war heraus und die Tür aufgestoßen.

»Angriff!«, brüllte Wallace, und seine Männer schrien, als sie in den vom Rauch verhüllten Torweg liefen, sich an der Kanone vorbeischoben und über die blutigen Leichenteile des Sepoys hinwegtrampelten.

»Los, Sharpe, los, kommen Sie!« McCandless zog sein Breitschwert. Das Gesicht des alten Mannes spiegelte Aufregung wider, als er seinem Pferd die Sporen gab und auf die Stadt zupreschte. Die Angreifer, die darauf gewartet hatten, die Leitern zu erklettern, schlossen sich jetzt den Männern an, die durch das aufgebrochene Tor rannten.

Denn Ahmadnagar war gefallen, und vom ersten Schuss bis zum gewaltsamen Öffnen des Tors hatte es gerade

zwanzig Minuten gedauert. Jetzt liefen die Rotröcke in die Stadt, um ihre Belohnung zu kassieren, und das Leiden in Ahmadnagar begann.

Major William Dodd war nicht bis zu seinem Frühstückstisch gekommen. Stattdessen war er in dem Moment, in dem er das Musketenfeuer gehört hatte, zur Mauer zurückgelaufen. Auf dem Wehrgang hatte er entsetzt auf die Leitertrupps gestarrt, denn er hatte nie erwartet, dass die Briten eine Eskalade versuchen würden. Von den Methoden, eine Stadt einzunehmen, war eine Eskalade die riskanteste, doch Dodd wurde klar, dass er es hätte voraussehen müssen. Ahmadnagar hatte keinen Graben und kein Glacis. Außer den Brustwehren gab es kein Hindernis, und so war die Stadt geradezu eine Einladung für eine Eskalade, doch Dodd hatte nie geglaubt, dass Boy Wellesley solch eine Strategie wagen würde. Er hatte Wellesley für zu vorsichtig gehalten.

Keiner der Angreifer hatte das Stück Mauer zum Ziel gehabt, wo Dodds Männer in Position waren. Sie hatten nur vereinzelt ihre Musketen auf die vorrückenden Briten schießen können. Doch die Entfernung war zu groß, sodass sie wenig Wirkung erzielten, und der dichte Pulverrauch von ihren Musketen verhüllte bald ihre Sicht. So hatte Dodd befohlen, das Feuer einzustellen.

»Ich kann nur vier Leitern sehen«, sagte sein Dolmetscher.

»Es müssen mehr als vier sein«, bemerkte Dodd. »Mit nur vier Leitern kann man keine Eskalade machen.«

Eine Zeit lang schien der Major recht zu haben, dass die Verteidigung über den Angriff lachen konnte, während Dodds Männer nur ein paar Plänkler bedrohen mussten, die wirkungslos auf dieses Stück der Mauer feuerten. Er zeigte seine Verachtung für die Plänkler, indem er offen in einer Schießscharte stand, von der aus er die feindliche Kavallerie an der Seite der Stadt beobachtete, die jede Flucht vom Nordtor aus verhindern sollte. Er sagte sich, dass er gut mit ein paar Kavalleristen fertig werden konnte.

Ein Splitter wurde durch eine Musketenkugel neben ihm aus der Mauerkrönung gerissen. Der Steinsplitter schlug gegen das lederne Koppel, welches Dodd über seinen neuen weißen Rock angelegt hatte. Es gefiel ihm nicht, Weiß zu tragen. Man sah den Schmutz darauf, aber schlimmer noch, jede Wunde wirkte dadurch viel schlimmer, als sie war. Blut war auf einem Rotrock kaum zu sehen, doch selbst ein kleiner Blutspritzer auf einem weißen Rock konnte einen nervösen Mann entsetzen. Er fragte sich, ob Pohlmann oder Sindhia den Kosten neuer Uniformröcke zustimmen würden. Braune gefielen ihm besser oder vielleicht dunkelblaue.

Der Dolmetscher kam zu dem Major, der in der Schießscharte stand. »Der Killadar möchte, dass wir uns hinter dem Tor formieren, Sir.«

»Der möchte viel«, entgegnete Dodd barsch.

»Er sagt, der Feind nähert sich dem Tor mit einem Geschütz, Sahib.«

»Das ist vernünftig von ihm«, sagte Dodd, ignorierte jedoch die Bitte. Stattdessen starrte er nach Osten und sah einen schottischen Offizier auf dem Gipfel einer Bastion auftauchen. Tötet ihn, drängte er stumm die Araber in der Bastion, doch der junge Offizier sprang herab und schlug mit seinem Breitschwert um sich, und plötzlich überquerten mehr Schotten mit Kilt die Brustwehr. »Ich hasse die verdammten Schotten«, stieß Dodd hervor.

»Sahib?«, fragte der Dolmetscher.

»Das sind eingebildete Bastarde«, sagte Dodd, doch anscheinend hatten die eingebildeten Bastarde soeben die Stadt eingenommen, und Dodd wusste, dass es Wahnsinn wäre, sich in einen Kampf einzulassen, der zum Scheitern verurteilt war. Auf diese Weise würde er sein Regiment verlieren.

»Sahib«, unterbrach der Dolmetscher nervös, »der Killadar hat gedrängt, Sir.«

»Der Killadar kann mich mal.« Dodd sprang aus der Schießscharte. »Ich will die Männer von den Brustwehren

runterhaben, Sie sollen sich auf dem inneren großen Platz in Kompanien aufstellen.« Er wies hinunter auf den Platz hinter der Mauer. »Sofort«, fügte er hinzu, und mit einem letzten Blick auf die Angreifer rannte er die Treppe hinab. »Jemadar!«, rief er Gopal zu, den er als Belohnung für seine Loyalität befördert hatte.

»Sahib?«

»Antreten lassen! Marschiert in Kompanien zum Nordtor. Wenn irgendwelche Zivilisten euren Weg blockieren, das Feuer eröffnen!«

»Sie töten?«, fragte der Jemadar.

»Ich will bestimmt nicht, dass ihr sie kitzelt, Gopal. Schlachtet sie ab!«

Der Dolmetscher hatte bei diesem Wortwechsel zugehört. Er starrte den großen Engländer entsetzt an.

»Aber, Sir ...«, begann er flehend.

»Die Stadt ist verloren«, grollte Dodd, »und die zweite Regel des Krieges lautet, das Scheitern nicht noch zu vergrößern.«

Der Dolmetscher fragte sich, was die erste Regel war, wusste jedoch, dass er zu diesem Zeitpunkt besser nicht fragte. »Aber der Killadar, Sir ...«

»Der ist eine feige Maus, und wir sind Männer. Unsere Befehle lauten, das Regiment zu retten, damit es wieder kämpfen kann. Und jetzt gehen Sie!«

Dodd sah die ersten Rotröcke aus der Bastion stürmen, hörte die Salve der Araber, die einige der Angreifer in den blutigen Staub warf, und wandte sich dann vom Kampf ab und folgte seinen Männern in die Straßen der Stadt.

Es ging ihm gegen den Strich, einen Kampf zu verlieren, doch Dodd kannte seine Pflicht. Die Stadt mochte sterben, doch das Regiment musste leben. Captain Joubert sollte das Nordtor, wo Dodds Geschütze warteten und wo seine eigenen Sattelpferde und Packmulis bereitstanden, halten, und so rief er nach seinem anderen französischen Offizier, dem jungen Lieutenant Sillière, und befahl ihm, sich ein

Dutzend Männer zu nehmen und Simone Joubert aus der Panik zu retten, von der die Stadt gleich erfüllt sein würde. Dodd hatte gehofft, Simone selbst holen und ihr Beschützer sein zu können, doch er wusste, dass der Fall der Stadt bevorstand und keine Zeit für solche Galanterie bleiben würde. »Bringen Sie sie in Sicherheit, Lieutenant.«

»Selbstverständlich, Sir«, sagte Sillière, froh über diesen Auftrag, und befahl einem Dutzend Männern, ihm in die Gassen zu folgen.

Dodd warf einen Blick zurück nach Süden und marschierte dann vom Kampfgeschehen fort. Hier konnte er nur scheitern. Es war Zeit, nach Norden zu gehen, denn dort – dessen war sich Dodd sicher –, jenseits der breiten Flüsse in den fernen Hügeln und weit fort von ihrem Nachschub, würden die Briten in den Tod gelockt werden.

Aber Ahmadnagar und alles, was sich in der Stadt befand, war dem Untergang geweiht.

KAPITEL 4

Sharpe folgte McCandless in den hohen Torweg der Bastion und drängte mit seiner Stute die Sepoys und Highlander beiseite, die sich auf der schmalen Straße drängten, die immer noch durch die Sechspfünder-Kanone halb blockiert war.

Die Stute scheute vor dem dichten Pulverrauch, der zwischen den versengten und rauchenden Überresten der beiden Tore und Sharpe in der Luft hing, und Sharpe, der sich an der Mähne festkrallte, um im Sattel zu bleiben, schlug ihr die Hacken in die Flanken, sodass das Pferd vorwärts schoss und durch die Därme des Sepoys trampelte, der von der Kanonenkugel in den Bauch getroffen worden war. Er zerrte an den Zügeln, parierte die angsterfüllte Stute zwischen den ausgestreckt daliegenden Leichen der Araber, die gestorben waren, als sie versucht hatten, das Tor zu verteidigen. Der Kampf war hier kurz und brutal gewesen, aber es gab in der Stadt keinen Widerstand mehr, als Sharpe McCandless einholte, der missbilligend auf die siegreichen Rotröcke starrte, die durch Ahmadnagars Gassen eilten. Die ersten Schreie ertönten.

»Weiber und Saufen«, sagte McCandless angewidert. »Das ist alles, woran sie denken.«

»Und an Beute, Sir«, korrigierte Sharpe den Schotten. »Es ist eine verkommene Welt, Sir«, fügte er hastig hinzu und wünschte sich insgeheim, von der Leine gelassen zu werden, um sich den Plünderern anzuschließen.

Sevajee und seine Männer waren jetzt durch das Tor und nahmen ihre Pferde hinter Sharpe auf, der zur Mauer hinauf blickte und mit einiger Überraschung sah, dass noch viele der Verteidiger auf dem Wehrgang waren, jedoch nicht mehr auf den Feind schossen, der durch das zerbrochene Tor flutete.

»Was machen wir also, Sir?«, fragte Sharpe.

McCandless, für gewöhnlich selbstsicher, wirkte einen Moment gedankenverloren, doch dann sah er einen verwundeten Marathen über den Platz hinter der Mauer kriechen und warf Sharpe die Zügel seines Pferdes zu.

Er saß ab und ging zu dem Verwundeten. Er half ihm in den Schutz eines Torwegs, setzte ihn gegen eine Wand und gab ihm aus seiner Feldflasche zu trinken. Er sprach ein paar Sekunden mit dem verwundeten Mann.

Sevajee, seinen *tulwar* immer noch in der Hand, kam zu Sharpe. »Zuerst töten wir sie, dann geben wir ihnen Wasser«, sagte der Inder.

»Sonderbare Sache, der Krieg, Sir«, sagte Sharpe.

»Hat es Ihnen Spaß gemacht?«, fragte Sevajee.

»Ich weiß es nicht, Sir. Hab nicht viele Kriege erlebt.« Ein kurzes Geplänkel in Flandern, ein schneller Sieg bei Malavelly, das Chaos beim Fall von Seringapatam, das Grauen von Chasalgaon und die heutige wilde Eskalade: Das war Sharpes gesamte Kriegserfahrung, und er verbarg all die Erinnerungen und versuchte herauszufinden, wie er reagieren würde, wenn die nächste Gewalt in seinem Leben ausbrechen würde. Er glaubte, es mache ihm Spaß, doch es war ihm verschwommen bewusst, dass dies vielleicht nicht der Fall sein sollte.

»Wissen Sie es, Sir?«, fragte er Sevajee.

»Ich liebe es, Sergeant«, erwiderte der Inder.

»Sie sind nie verwundet worden?«

»Zweimal. Aber ein Spieler hört nicht auf, die Würfel zu werfen, wenn er einmal verliert.«

McCandless kam im Laufschritt zurück von dem Verwundeten. »Dodd will sich durch das Nordtor absetzen!«

»Hier lang«, sagte Sevajee, trieb sein Pferd an und führte seine Männer nach rechts, wo er hoffte, dem Gewühl der in Panik verfallenen Leute auszuweichen, die sich in der Stadtmitte drängten.

»Dieser verwundete Mann war der Killadar«, sagte McCandless, schob seinen linken Fuß in den Steigbügel und

schwang sich in den Sattel. »Der arme Kerl stirbt. Hat eine Kugel im Bauch.«

»Ihr Anführer, nicht wahr?«, sagte Sharpe und blickte zur Bastion hinauf, wo ein Highlander Sindhias Fahnen herunterriss.

»Und er war äußerst unglücklich mit unserem Lieutenant Dodd«, sagte McCandless und spornte sein Pferd an, um Sevajee zu folgen. »Anscheinend ist er während der Verteidigung desertiert.«

»Er hat es eilig davonzukommen, Sir«, meinte Sharpe.

»Dann sollten wir uns beeilen, um ihn zu stoppen«, sagte McCandless und trieb sein Pferd zwischen Sevajees Männern voran, um die Spitze der Verfolger zu erreichen.

Sevajee benutzte die Gassen unter der östlichen Mauer, und eine Zeit lang wirkten die kleinen Straßen ziemlich leer, doch dann nahm der Verkehr zu, und ihre Probleme begannen.

Ein Hund kläffte McCandless' Pferd an, und es scheute, dann geriet eine heilige Kuh mit blau angemalten Hörnern in ihren Weg. Sevajee bestand darauf zu warten, bis das Vieh vorüber war, doch McCandless trieb die Kuh mit einem Schwerthieb auf das knochige Hinterteil zur Seite. Dann scheute das Pferd von Neuem, als gleich um die Ecke Musketen krachten. Eine Gruppe Sepoys schoss eine verschlossene Tür auf. McCandless konnte sich nicht die Zeit nehmen, um die Plünderung zu unterbinden.

»Wellesley wird einige von ihnen aufhängen müssen«, sagte er und hetzte weiter.

Flüchtlinge liefen in die Gassen, hämmerten an verschlossene Türen oder erkletterten Zäune. Eine Frau, die ein großes Bündel auf dem Kopf trug, wurde von einem Sepoy niedergeschlagen, und der Kerl trennte die Stricke des Bündels mit seinem Bajonett ab. Zwei Araber, beide bewaffnet mit massiven Luntenschlossmusketen, deren Kolben mit Perlen besetzt waren, tauchten vor ihnen auf, und Sharpe nahm seine Muskete von der Schulter, doch die

beiden hatten nicht vor, einen verlorenen Kampf fortzusetzen, und verdrückten sich in einen Torweg.

Die Straße war mit grünen, blauen und braunen Uniformröcken übersät, allesamt von Verteidigern weggeworfen, die in Panik geraten waren und jetzt versuchten, als Zivilisten durchzugehen.

Als sie sich dem nördlichen Rand der Stadt näherten, nahm die Menge zu, und hier war die Panik besonders deutlich zu spüren. Ständig krachten Musketen, und jeder Schuss, jeder Schrei ließ die Menge erschauern, die in hoffnungsloser Suche nach einem Fluchtweg umherirrte.

McCandless schrie die Leute an und nutzte die Drohung seines Schwerts, um sich einen Weg zu bahnen. Es gab viele Männer in den Straßen, die vielleicht den Trupp des Colonels angegriffen hätten, und einige dieser Männer hatten noch Waffen, aber keiner wagte es, sich ihnen entgegenzustellen. Die überlebenden Verteidiger von Ahmadnagar wollten nur leben, und die Zivilisten waren eingeschüchtert.

Eine Menge war in einen Hindutempel eingedrungen, wo die Frauen vor den bekränzten Götzenbildern wehklagten. Ein Kind mit einem Vogelkäfig hastete über die Straße, und McCandless riss sein Pferd zur Seite, um den Knirps nicht niederzutrampeln, und dann krachte voraus eine Musketensalve.

Es folgte eine Pause, und Sharpe stellte sich vor, dass die Schützen neue Patronen aufrissen und die Kugeln in den Lauf rammten, und dann, genau in dem Moment, in dem er es erwartete, donnerte die zweite Salve. Dies war kein Schusslärm von Plünderern, die Türen aufschossen, sondern ein disziplinierter Infanterieeinsatz.

»Ich wette, dass dies ein Kampf am Nordtor ist!«, rief McCandless aufgeregt.

»Klingt nach schwerer Schießerei, Sir«, sagte Sharpe.

»Es wird Panik sein, Mann, Panik! Wir reiten einfach hin und schnappen uns den Kerl!« McCandless, so nahe beim verfolgten Dodd, war in Hochstimmung.

Eine dritte Salve krachte, und diesmal hörte Sharpe die Musketenkugeln gegen Steinwände schlagen oder durch Strohdächer fetzen. Das Menschengewimmel lichtete sich plötzlich, und McCandless gab seinem großen Wallach die Sporen, um näher an den Ort der Schießerei zu gelangen. Sevajee ritt mit blitzendem *tulwar* neben ihm, und seine Männer folgten dicht hinter ihm.

Die Stadtmauer war nahe, rechts von ihnen, und voraus, über einem Gewirr von Stroh- und Schieferdächern, konnte Sharpe eine blau und grün gestreifte Fahne über der Brustwehr eines Turms flattern sehen. Der Turm musste das Nordtor sein, und er trieb sein Pferd mit den Hacken an und zog den Hahn seiner Muskete zurück.

Die Reiter ließen die letzten Gebäude hinter sich, und das Tor war jetzt dreißig Yards voraus auf der gegenüberliegenden Seite eines offenen, gepflasterten Platzes. Und in dem Moment, in dem McCandless das Tor sah, riss er sein Pferd an den Zügeln nach rechts, Sevajee tat das Gleiche, doch die Nachfolgenden, einschließlich Sharpe, reagierten zu spät.

Sharpe hatte gedacht, die disziplinierten Salven mussten von Rotröcken oder Sepoys abgefeuert worden sein, doch stattdessen blockierten zwei Kompanien Soldaten in weißen Uniformröcken den Weg zum Tor, und es war klar, dass diese Männer gefeuert hatten, um die Fläche vor dem Tor für andere weiß berockte Kompanien frei zu räumen, die im Geschwindschritt marschierten, um aus der Stadt zu entkommen. Die Salven wurden wahllos auf Zivilisten abgefeuert, auf Rotröcke und Flüchtlinge gleichermaßen.

In diesem Augenblick sah Sharpe den Mann und erkannte ihn, und die linke Kompanie der Weißröcke zielte auf die Reiter und feuerte.

Ein Pferd wieherte schrill. Blut spritzte auf das Pflaster, als das Tier fiel, den Reiter unter sich begrub und ihm ein Bein brach. Ein anderer von Sevajees Männern stürzte aus dem Sattel, und sein *tulwar* klirrte über die Kopfsteine.

Sharpe hörte die Musketenkugeln um sich herumpfeifen und zerrte an den Zügeln, um die Stute zurück zur Gasse zu ziehen, doch sie gehorchte ihm nicht und wandte sich wieder dem Feind zu. Er stieß ihr die Hacken in die Flanken.

»Los, Mädchen«, schrie er, »lauf!« Er hörte, wie Ladestöcke in Läufe geschoben wurden, und wusste, dass es nur Sekunden dauern würde, bis eine weitere Salve in seine Richtung abgefeuert werden würde. Im nächsten Augenblick war McCandless neben ihm, lehnte sich zu ihm, packte das Zaumzeug seiner Stute und zog das Pferd mit ihm in den Schutz einer Gasse in Sicherheit.

»Danke, Sir!«, keuchte Sharpe. Er hatte die Kontrolle über sein Pferd verloren und fühlte sich beschämt. Die Stute zitterte, und er tätschelte ihren Hals, als Dodds nächste Salve durch die Stadt hämmerte. Die Kugeln schlugen in die Wände, zerschlugen Ziegelsteine und rissen Löcher in die Palmenblätter, mit denen das Dach gedeckt war.

McCandless war abgesessen. Sharpe zog jetzt die Füße aus den Steigbügeln, sprang aus dem Sattel und rannte hinter dem Colonel her, zur Einmündung der Gasse. Dort hielt er im sich lichtenden Rauch Ausschau nach Dodd, entdeckte ihn und zielte mit der Muskete auf ihn.

McCandless schlug hastig die Muskete hinab.

»Was tun Sie da, Mann?«

»Ich knalle den Dreckskerl ab, Sir«, schnarrte Sharpe, der sich an den Geruch des Blutes in Chasalgaon erinnerte.

»Das werden Sie nicht tun, Sergeant«, grollte McCandless. »Ich will ihn lebend!«

Sharpe fluchte, schoss jedoch nicht. Er sah, dass Dodd sehr ruhig und gelassen war. Er hatte hier ein weiteres Massaker verursacht, doch diesmal hatte er Ahmadnagars Zivilisten getötet, damit sie nicht den Torweg blockierten, und seine Killer, die beiden Kompanien mit den weißen Uniformröcken, standen immer noch auf Wache beim Tor, obwohl die verbliebenen Kompanien allesamt jenseits des langen, dunklen Tunnels des Torwegs verschwunden waren.

Warum also waren diese beiden Kompanien geblieben? Warum hatte Dodd sie nicht abgezogen, bevor die tobenden und wütenden Sepoys und Highlander sie einholten?

Das Terrain vor den beiden Nachhut-Kompanien war von Toten und sterbenden Flüchtlingen übersät, und eine schrecklich Zahl der Leichen und Verwundeten waren Frauen und Kinder. Weitere weinende und kreischende Leute, entsetzt von den Musketensalven und voller Angst vor den Invasoren, die sich in der Stadt hinter ihnen ausbreiteten, verstopften jede Straße und Gasse, die auf den geräumten Platz beim Tor führte.

»Warum haut er nicht ab?«, wunderte McCandless sich laut.

»Er wartet auf etwas, Sir«, sagte Sharpe.

»Wir brauchen Männer«, sagte McCandless. »Reiten Sie, und holen Sie welche. Ich werde Dodd im Auge behalten.«

»Ich, Sir? Ich soll Männer holen?«

»Sie sind Sergeant, oder nicht?«, blaffte McCandless. »Also benehmen Sie sich wie einer. Holen Sie mir eine Infanteriekompanie. Vorzugsweise Highlander. Los jetzt!«

Sharpe fluchte in sich hinein und ritt zurück in die Stadt. Wie, zur Hölle, sollte er Männer finden? Es waren viele Rotröcke zu sehen, aber keiner stand unter Disziplin, und von Plünderern zu verlangen, dass sie ihre Beute aufgaben, um einen weiteren Kampf zu führen, war Zeitverschwendung, wenn nicht gar selbstmörderisch. Sharpe musste einen Offizier finden, und so bahnte er sich einen Weg durch die entsetzte Menge und hoffte, auf eine Kompanie von Highlandern zu stoßen, die immer noch Befehlen gehorchte.

Ein Splittern und Krachen direkt über seinem Kopf ließ ihn sich instinktiv in einen Hauseingang ducken, und nur Sekunden später brach unter dem Gewicht von drei Sepoys und einer Holztruhe, die sie aus einem Schlafzimmer geschleppt hatten, ein Balkon zusammen. Die Truhe stürzte auf die Straße und zerbarst. Geldstücke fielen heraus. Die

drei verletzten Sepoys schrien, als sie von Soldaten und Zivilisten niedergetrampelt wurden, sie sich auf die Münzen stürzten, um die Beute einzusammeln.

Ein großer schottischer Sergeant benutzte seinen Musketenkolben, um sich einen Weg zu der zerbrochenen Truhe zu bahnen, dann kniete er sich hin und begann, die Münzen in seine umgedrehte Federmütze zu werfen. Er knurrte Sharpe drohend an, weil er glaubte, es sei ein Rivale beim Plündern, doch Sharpe ritt an dem Sergeant vorbei, die Stute trat auf das gebrochene Bein eines der Sepoys, und Sharpe trieb das Pferd weiter durch das blutige Chaos.

Ein halb nacktes Mädchen rannte aus einem Töpferladen und stoppte plötzlich, als der Sari, der sich abgewickelt hatte, sie dazu zwang. Zwei Rotröcke packten sie und zerrten sie zurück in den Laden. Der Vater des Mädchens hockte zusammengesunken mit Blut an der Schläfe auf der Türschwelle inmitten des Scherbenhaufens seiner Waren. Das Mädchen starrte in Sharpes Augen, und er sah ihr stummes Flehen, dann wurde die Tür des Ladens zugeknallt, und er hörte, wie ein Riegel vorgelegt wurde.

Lärmende Highlander hatten eine Taverne entdeckt und feierten wild, während ein anderer Highlander ruhig in der Bibel las und auf einer mit Messing beschlagenen Truhe saß, die er aus dem Geschäft eines Goldschmieds erbeutet hatte.

»Es ist ein schöner Tag, Sergeant«, sagte er. Es klang gelassen, doch er legte seine Hand auf die Muskete, bis Sharpe an ihm vorbeigeritten war.

Eine andere Frau schrie in einer Gasse, und Sharpe lenkte die Stute instinktiv dorthin. Er entdeckte einen aufrührerischen Mob von Sepoys, der eine kleine Abteilung von weiß berockten Soldaten bekämpfte, die zu den letzten Verteidigern der Stadt zählen mussten, welche noch eine erkennbare Uniform trugen. Sie wurden von einem sehr jungen europäischen Offizier geführt, der vom Sattel aus mit seinem Degen um sich drosch, doch gerade als Sharpe ihn wahrnahm, wurde der Offizier von hinten von einem

Bajonett getroffen. Sein Rücken krümmte sich, und sein Mund öffnete sich zu einem lautlosen Schrei, als sein Degen herabsank. Dann griffen viele dunkle Hände hinauf und zerrten ihn von seinem Pferd, in dessen Augen das Weiße zu sehen war. Bajonette stießen herab, dann wurde die blutgetränkte Uniform des Offiziers nach Geld durchwühlt.

Jenseits des toten Offiziers sah Sharpe eine Frau auf einem Pferd. Sie trug europäische Kleidung, und ein weißer Schleier hing von der Krempe ihres Strohhuts.

Es war der Schrei dieser Frau gewesen, den Sharpe gehört hatte. Ihr Pferd war gegen eine Wand gedrängt worden, und sie klammerte sich an einen Dachbalken, der über ihrem Kopf vorragte. Sie saß im Damensattel, mit dem Gesicht zur Straße, und schrie, als die aufgeregten Sepoys nach ihr griffen. Andere Sepoys plünderten ein Packmuli, das ihrem Pferd gefolgt war, und sie drehte sich um und schrie sie an aufzuhören. Dann schnappte sie nach Luft, als zwei Männer ihre Beine packten.

»Nein!«, schrie sie. Eine kleine Reitgerte hing in einer Schlaufe an ihrem rechten Handgelenk, und sie versuchte, den Dachbalken loszulassen und mit der Gerte zuzuschlagen, doch ihr Widerstand verschlimmerte nur ihre missliche Lage.

Sharpe benutzte seinen Musketenkolben, um sich einen Weg durch die Sepoys zu bahnen. Er war gut einen Kopf größer als jeder von ihnen und viel stärker, und sein Zorn und die Waffe trieben sie beiseite. Er trat einen Mann von dem getöteten Offizier fort, sprang mit der Stute über die Leiche hinweg und schwang den Musketenkolben auf den Schädel von einem der Männer, die versuchten, die Frau von ihrem Pferd zu zerren. Der Mann stürzte zu Boden, und Sharpe drehte die Muskete um und stieß ihre Mündung in den Bauch des zweiten Sepoys. Der Kerl krümmte sich zusammen und taumelte zurück, doch ein dritter Mann packte das Pferd am Zaumzeug und riss es so schnell von der Wand fort, dass die Frau auf die Straße fiel.

Die Sepoys, die ihre hochgereckten Beine in der Luft sahen, stießen triumphierende Rufe aus und stürzten auf sie zu. Sharpe wirbelte die Muskete wie eine Keule und trieb sie zurück. Einer von ihnen zielte mit seiner Muskete auf Sharpe.

Sharpe starrte ihm in die Augen.

»Na los, du Bastard«, sagte er. »Du getraust dich ja nicht!«

Die Sepoys entschieden sich, nicht zu kämpfen. Es waren andere Frauen in der Stadt, und so wichen sie zurück. Ein paar verharrten, um die Leiche des europäischen Offiziers zu fleddern, während andere das Packmuli plünderten, dessen Ladung sie abgeschnallt hatten, und jetzt grinsend Leinenkleider, Strümpfe und Kopftücher durchwühlten. Die Frau kniete hinter Sharpe, zitternd und schluchzend, und so wandte er sich zu ihr und ergriff sie am Ellbogen.

»Kommen Sie, meine Liebe«, sagte er, »es ist jetzt alles in Ordnung. Sie sind jetzt sicher.«

Sie erhob sich. Ihr Hut war heruntergefallen, als sie vom Pferd gestürzt war, und ihr zerzaustes goldblondes Haar hing um ihr blasses Gesicht. Sharpe sah, dass sie groß war. Sie war hübsch, obwohl ihre Augen im Schock geweitet waren und sie immer noch zitterte. Er bückte sich, um ihren Hut aufzuheben.

»Sie sehen aus, als wären Sie durch eine Hecke geschleift worden«, sagte er, schüttelte den Staub von ihrem Strohhut und hielt ihr den Hut hin. Ihr Pferd stand frei auf der Straße. Er ergriff es am Zaumzeug und führte die Frau und das Tier zu einem nahen Torweg, der zu einem Hof führte.

»Ich muss mich um Ihr Pferd kümmern«, sagte er. »Pferde sind wertvoll. Wissen Sie, wie ein Soldat ein Ersatzpferd bekommt?« Er war sich nicht ganz sicher, weshalb er so viel redete, obwohl er nicht einmal wusste, ob die Frau ihn verstand, doch er hatte das Gefühl, dass sie wieder in Tränen ausbrechen würde, wenn er sie nicht mit seiner Plauderei ablenkte. »Wenn ein Soldat sein Pferd verliert, muss er beweisen, dass es gestorben ist, verstehen Sie? Zeigen, dass

er es nicht verkauft hat. So hackt er dem toten Pferd einen Huf ab. Für diesen Zweck haben einige kleine Äxte bei sich. Man kann kein dreibeiniges Pferd verkaufen, verstehen Sie? Der Soldat zeigt seinen Offizieren den Huf, und er erhält ein neues Pferd.«

Da stand eine Liege im Hof, und er führte die Frau hin.

Sie setzte sich. »Man sagte, Sie würden erst in weiteren drei Tagen kommen«, sagte sie bitter und mit starkem Akzent.

»Wir waren in Eile, meine Liebe«, sagte Sharpe. Sie hatte immer noch nicht bemerkt, dass er ihren Hut hielt, und so ging er in die Hocke und hielt ihn ihr hin. »Sind Sie Französin?«

Sie nickte. Sie hatte wieder zu weinen begonnen, und Tränen rannen über ihre Wangen.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte er. »Sie sind jetzt sicher.« Dann sah er den Ehering an ihrem Finger, und ein schrecklicher Verdacht stieg in ihm auf. War der Offizier mit dem weißen Uniformrock ihr Ehemann gewesen? Und hatte sie gesehen, wie er vor ihren Augen getötet worden war?

»Dieser Offizier«, sagte er und nickte zu der Straße hin, wo Sepoys Türen eintraten und mit ihren Musketen Fensterläden aufbrachen, »war das Ihr Ehemann, meine Liebe?«

Sie schüttelte den Kopf. »O nein«, sagte sie. »Nein. Er war ein Lieutenant. Mein Ehemann ist Captain.« Sie nahm endlich den Strohhut und schniefte. »Es tut mir leid.«

»Es braucht Ihnen nichts Leid zu tun«, sagte Sharpe. »Sie sind mit dem Schrecken davongekommen. Jetzt ist alles in Ordnung.«

Sie atmete tief durch und wischte sich dann über die Augen. »Ich scheine immer leicht zu weinen.« Sie blickte Sharpe in die Augen. »Das Leben ist stets zum Heulen, nicht wahr?«

»Nicht für mich, meine Liebe. Nein. Ich hab nicht mehr geheult, seit ich ein Kind war. Kann mich gar nicht daran erinnern.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Danke«, sagte sie und wies zur Straße, wo sie von den Sepoys überfallen worden war. »Ich danke Ihnen.«

Sharpe lächelte. »Ich habe nichts getan, meine Liebe, außer die Kerle zu vertreiben. Ein Hund hätte das genauso gut tun können. Ist alles in Ordnung mit Ihnen? Sie wurden doch nicht verletzt?«

»Nein.«

Er tätschelte ihre Hand. »Ihr Mann verließ die Stadt ohne Sie, nicht wahr?«

»Er schickte Lieutenant Sillière, um mich zu holen. Nein, das war nicht er, Major Dodd hat Sillière geschickt.«

»Dodd?«, fragte Sharpe.

Die Frau hörte Interesse in Sharpes Stimme. »Sie kennen ihn?«, fragte sie.

»Ich habe von ihm gehört«, sagte Sharpe vorsichtig. »Habe ihn nicht kennen gelernt, nicht richtig.«

Sie musterte Sharpes Gesicht. »Sie mögen ihn nicht?«

»Ich hasse ihn, Ma'am.«

»Ich hasse ihn auch.« Sie zuckte mit den Schultern. »Ich heiße Simone. Simone Joubert.«

»Das ist ein schöner Name, Ma'am. Simone? Sehr schön.«

Sie lächelte über sein unbeholfenes Kompliment. »Und wie soll ich Sie nennen?«

»Richard Sharpe. Ma'am. Sergeant Richard Sharpe, 33. Regiment des Königs.«

»Richard«, wiederholte sie, »das passt zu Ihnen. Richard Löwenherz, ja?«

»Er war ein großer Kämpfer, Ma'am.«

»Der gegen die Franzosen gekämpft hat, Sergeant«, sagte sie tadelnd.

»Jemand muss das ja«, sagte Sharpe mit einem Grinsen, und Simone Joubert lachte, und in diesem Moment hielt Sharpe sie für das schönste Mädchen, das er seit Jahren gesehen hatte. Vielleicht war sie nicht wirklich schön, doch lebhaft und blauäugig und goldhaarig und lächelnd. Aber

eine Offiziersfrau, sagte sich Sharpe. Vergiss nicht, dass Sie die Frau eines Offiziers ist!

»Sie müssen nicht gegen die Franzosen kämpfen, Sergeant«, sagte Simone. »Ich werde das nicht zulassen.«

»Wenn es aussieht, als würde es geschehen, Ma'am, dann lasse ich es Sie wissen, und Sie werden mich bremsen müssen.«

Sie lachte wieder und seufzte dann. In der Nähe war ein Feuer ausgebrochen, und Fetzen von brennendem Stroh schwebten in der warmen Luft. Eine der Rußflocken landete auf Simones weißem Kleid, und sie rieb darüber, verschmierte die Asche ins Gewebe.

»Sie haben mir alles genommen«, sagte sie traurig, »Ich hatte wenig genug, aber es ist fort. All meine Kleider! Alles!«

»Dann bekommen Sie neue Sachen«, sagte Sharpe.

»Womit soll ich das bezahlen? Damit?« Sie zeigte ihm eine winzige Handtasche, die an ihrer Hüfte hing. »Was wird mit mir geschehen, Sergeant?«

»Es wird Ihnen gut gehen, Ma'am. Man wird sich um Sie kümmern. Sie sind die Frau eines Offiziers, nicht wahr? So werden unsere Offiziere für Ihr Wohlergehen sorgen. Vermutlich wird man Sie zu Ihrem Ehemann zurückschicken.«

Simone lächelte ihn an, und Sharpe fragte sich, warum sie nicht überglücklich war, mit ihrem Captain wiedervereinigt zu werden, doch dann vergaß er die Frage, als auf der Straße eine Salve krachte. Er drehte sich um und sah, dass ein Araber in den Torweg taumelte. Sein Gewand war voller Blut, und einen Augenblick später sprang ein halbes Dutzend Highlander auf den zuckenden Schwerverwundeten zu und begann, seine Kleidung zu zerreißen. Einer der Highlander schlitzte das Gewand des Opfers mit seinem Bajonett auf, und Sharpe sah, dass der Sterbende ein feines Paar Reitstiefel trug.

»Da ist eine Frau!«, rief einer der Plünderer, als er Simone im Hof erblickte, doch dann sah er Sharpes angelegte

Muskete und hob beschwichtigend eine Hand. »Alles für dich, wie? Kein Problem, Sergeant, wir machen keinen Ärger.«

Dann ruckte der Kopf des Mannes zur Straße herum, und er rief seinen Kumpanen eine Warnung zu. Die sechs Männer rannten davon.

Einen Moment später tauchte im Torweg eine Reihe Sepoys unter dem Kommando eines berittenen Offiziers auf. Es waren die ersten disziplinierten Soldaten, die Sharpe in der Stadt sah, und sie stellten die Ordnung wieder her. Der Offizier spähte in den Hof, sah nichts Verdächtiges und befahl seinen Männern, in Reihe weiterzumarschieren. Eine halbe Kompanie von Rotröcken mit Kilts folgte den Sepoys. Sharpe nahm an, dass Wellesley die Feldwache des Tages in die Stadt befohlen hatte. Die Feldwache wurden jeweils aus Halbkompanien von jedem Bataillon zusammengestellt.

In einer Ecke des Hofs gab es einen Brunnen. Sharpe zog einen Ledereimer hoch und gab Simone und sich zu trinken. Er schöpfte mehr Wasser für das Pferd der Französin, und dabei hörte er McCandless seinen Namen durch die Straßen rufen.

»Hier, Sir!«, rief er zurück. »Hier!«

McCandless brauchte einen Moment, um ihn zu finden, und als der Schotte bei ihm war, sah Sharpe, dass der Colonel vor Wut kochte.

»Wo sind Sie herumgeritten, Mann?«, fragte McCandless verdrossen. »Er ist entkommen! Einfach abgehauen! Wegmarschiert wie ein Spielzeugsoldat!« Er starrte vom Sattel aus wütend auf Sharpe hinab.

»Ich konnte keine Männer finden, Sir, es tut mir leid, Sir«.

»Nur eine Kompanie. Das war alles, was wir brauchten!«, sagte McCandless ärgerlich, dann bemerkte er Simone Joubert und riss seinen Feldhut vom Kopf. »Ma’am«, sagte er und nickte ihr zu.

»Dies ist Colonel McCandless, Ma’am«, stellte Sharpe vor, »und dies ist Simone, Sir.« Er konnte sich nicht an ihren

Nachnamen erinnern.

»Madame Joubert«, stellte sich Simone selbst vor.

McCandless blickte sie finster an. Er fühlte sich immer verlegen in der Anwesenheit von Frauen, und er wusste nicht, was er zu dieser jungen Frau sagen sollte, und so sah er stattdessen Sharpe wütend an. »Ich brauchte nur eine Kompanie, Sharpe! Eine popelige Kompanie!«

»Er hat mich gerettet, Colonel«, sagte Simone.

»Das hatte ich angenommen, Ma'am, das konnte ich mir denken«, sagte der Colonel unglücklich und ließ durchblicken, dass Sharpe seine Zeit verschwendet hatte. Weitere Rußflocken wirbelten in dem Rauch von der Straße in den Hof, während in der Straße jenseits des Torwegs die Männer der Feldwache Plünderer aus den Geschäften und Häusern zerrten. McCandless starrte gereizt zu Simone, die ihn ruhig anblickte. Der Schotte war ein Gentleman und wusste, dass das Wohlergehen der Frau jetzt unter seine Verantwortung fiel, doch er verabscheute diese Pflicht. Er räusperte sich, doch dann stellte er fest, dass er nichts zu sagen wusste.

»Madame Jouberts Ehemann, Sir, dient in Dodds Regiment«, sagte Sharpe.

»So, so, tatsächlich?«, fragte McCandless mit plötzlichem Interesse.

»Mein Mann hoffte, das Kommando des Regiments nach Colonel Mathers zu übernehmen«, erklärte Simone. »aber leider traf Major Dodd ein.« Sie zuckte mit den Schultern.

Der Colonel runzelte die Stirn. »Warum haben Sie die Stadt nicht mit Ihrem Mann verlassen?«

»Das wollte ich ja, Colonel.«

»Und Sie wurden erwischt, wie?« Der Colonel tätschelte sein Pferd, das nervös tänzelte. »Sagen Sie, Ma'am, haben Sie in der Stadt ein Quartier?«

»Das hatte ich, Colonel. Das hatte ich. Aber ob jetzt noch etwas davon übrig ist ...«

Simone zuckte mit den Schultern, als erwarte sie, dass ihr Quartier ausgeraubt worden sei.

»Haben Sie Diener?«

»Der Hauswirt hat Dienerschaft, und sie stand uns zur Verfügung. Mein Mann hat natürlich einen Diener.«

»Aber Sie müssen irgendwo bleiben, Ma’am.«

»Das nehme ich an, ja.« Simone schwieg einen Moment nachdenklich und fügte dann hinzu: »Aber ich bin hier allein, Colonel.«

»Sergeant Sharpe wird sich um Sie kümmern, Ma’am«, sagte McCandless. Und dann kam ihm ein Gedanke, der ihn erschreckte. »Es macht Ihnen doch nichts aus, dies zu tun, Sharpe?«, fragte er besorgt.

»Ich werde es schon schaffen«, sagte Sharpe.

»Und ich soll einfach hier bleiben?«, fragte Simone. »Ist das alles, was Sie vorschlagen, Colonel?«

»Ich schlage vor, Ma’am, Sie wieder mit Ihrem Mann zu vereinen«, sagte McCandless, »aber das wird einige Zeit dauern. Einen Tag oder zwei. Sie müssen Geduld haben.«

»Verzeihung, Colonel«, sagte Simone und bedauerte ihren heftigen Tonfall.

»Es tut mir leid, Ihnen diesen Dienst aufbürden zu müssen, Sharpe«, sagte McCandless, »aber sorgen Sie für die Sicherheit der Dame, bis wir die Dinge arrangieren können. Halten Sie mich auf dem Laufenden, wo Sie sind, und ich werde kommen und Sie finden, wenn alles arrangiert ist.«

»Jawohl, Sir.«

Der Colonel zog sein Pferd herum und preschte vom Hof.

Seine Laune, die in den Keller gefallen war, als Dodd aus dem Nordtor der Stadt entkommen war, besserte sich, denn er sah in Simone Joubert eine von Gott geschickte Möglichkeit, in das Herz der Armee seines Feindes vorzustoßen. Die Frau ihrem Mann zurückzugeben mochte nicht die Rache der Company an Dodd vergelten, doch es würde sicherlich eine beispiellose Gelegenheit sein, Sindhias Streitkräfte auszukundschaften. So ritt McCandless, um

Wellesleys Genehmigung für einen solchen Ausflug einzuholen, während Simone Sharpe durch die leeren Straßen führte, um ihr Haus zu finden.

Auf ihrem Weg passierten sie einen Ochsenkarren, der umgekippt und mit Steinen beschwert worden war, sodass seine Deichsel himmelwärts ragte. An der Deichsel hing ein aufgehängter Sepoy. Der Mann war noch nicht ganz tot und zuckte im Todeskampf, und Offiziere, sowohl schottische als auch indische, zwangen verlegene und halb betrunkene Männer, auf den sterbenden Sepoy zu schauen, als Mahnung an das Schicksal, das Plünderer erwartete.

Simone erschauerte, und Sharpe führte sie schnell vorbei, die Zügel ihres Pferdes in der linken Hand.

»Hier, Sergeant«, sagte sie schließlich und führte ihn in eine Gasse, die mit weggeworfener Beute von Plünderern übersät war. Oberhalb von ihnen trieb Rauch durch die Stadt, in der Frauen weinten und Rotröcke an der Stadtmauer patrouillierten.

Ahmadnagar war gefallen.

Major Dodd hatte Wellesley falsch eingeschätzt, und das erschütterte ihn. Eine Eskalade war zu tollkühn, zu draufgängerisch für den Mann, den Dodd als Boy Wellesley verspottete. Es war weder das, was Dodd von Wellesley erwartet hatte, noch das, was er erhofft hatte. Dodd hatte Vorsicht erwartet, denn ein vorsichtiger Feind ist leichter zu besiegen, doch stattdessen hatte Wellesley eine verletzende Verachtung für Ahmadnagars Verteidiger gezeigt und einen Angriff durchgeführt, der leicht hätte zurückgeschlagen werden können. Wenn Dodds Männer während des Angriffs auf den Wehrgängen gewesen wären, dann wäre der Angriff zurückgeschlagen worden, daran hatte Dodd keinen Zweifel, denn es waren nur vier Leitern eingesetzt worden, und diese kleine Anzahl machte die Leichtigkeit und Schnelligkeit des britischen Siegs sogar noch demütigender. Es ließ darauf schließen, dass General Sir Arthur Wellesley ein Selbstvertrauen besaß, für das weder sein Alter noch seine

Erfahrung hatten sorgen können. Es machte klar, dass Dodd Wellesley unterschätzt hatte, und das setzte ihm zu.

Dodds Entscheidung, zu Pohlmanns Armee zu desertieren, war ihm durch die Umstände aufgezwungen worden, und er hatte sie nicht bereut, denn europäische Offiziere, die den Marathen-Führern dienten, waren bekannt für die Reichtümer, die sie anhäuften, und die Marathen-Armeen waren ihren britischen Feinden zahlenmäßig weit überlegen, sodass sie wahrscheinlich die Gewinner dieses Kriegs sein würden. Aber wenn sich die Briten plötzlich als unbesiegbar erwiesen, würde es keine Reichtümer und keinen Sieg geben. Es würde nur die Niederlage und schändliche Flucht bleiben.

Als Dodd von der gefallenen Stadt wegritt, war er geneigt, Wellesleys plötzlichen Erfolg auf Anfängerglück zurückzuführen. Dodd redete sich ein, dass die Eskalade ein dummes Spiel gewesen war, das unfairerweise mit einem Sieg belohnt worden war. Es war eine vorschnelle Strategie, sagte sich Dodd, und weil sie Erfolg gehabt hatte, konnte sie Wellesley leicht wieder zur Unbesonnenheit verführen, und nächstes Mal würde sie sicherlich bestraft werden. So versuchte Dodd, etwas Gutes im Schlechten zu entdecken.

Captain Joubert konnte nichts Gutes dabei finden. Er ritt hinter Dodd und drehte sich ständig im Sattel um, weil er hoffte, einen Blick auf Simones weißes Kleid unter den Flüchtlingen zu erhaschen, die aus dem nördlichen Tor strömten, aber er sah kein Anzeichen von ihr, ebenso wenig wie von Lieutenant Sillière. Er spürte, wie seine Augen feucht wurden, und dann hatte er die schreckliche Vorstellung, dass seine junge Simone vergewaltigt werden würde, und eine Träne rann aus seinem Augenwinkel über die Wange.

»Warum, zum Teufel, blasen Sie Trübsal?«, fragte Dodd.

»Mir ist was ins Auge gekommen«, antwortete Joubert. Er wünschte, forscher aufzutreten und sich durchzusetzen,

doch er fühlte sich von dem Engländer herabgesetzt und eingeschüchtert.

Eigentlich hatte sich Joubert die meiste Zeit seines Lebens herabgesetzt gefühlt. Seine kleine Statur und seine schüchterne Natur machten ihn zum Ziel Mächtigerer, und als sein Regiment in Frankreich den Befehl erhalten hatte, einen Offizier zu suchen, der als Berater zu Sindhia, dem Maharadscha von Gwalior, geschickt werden konnte, war die Wahl auf ihn gefallen. Sie hatten Joubert geschickt, den Offizier, den niemand vermissen würde, doch der unbeliebte Posten hatte Joubert eine Glückssträhne gebracht, als das Schiff auf der Fahrt nach Indien auf der Insel Île de France einen Stopp eingelegt hatte.

Er hatte Simone kennen gelernt, sie umworben und erobert, und er war stolz auf sie, denn er wusste, dass andere Männer sie attraktiv fanden. Es schmeichelte ihm, dass sie sich für ihn entschieden hatte. Vielleicht hätte er es genossen, wenn er nicht gewusst hätte, wie verzweifelt unglücklich sie war. Dass sie unglücklich war, führte er auf die Launen einer frisch verheirateten Frau und die Hitze Indiens zurück. Er tröste sich mit dem Gedanken, dass er in ein, zwei Jahren nach Frankreich zurückbefohlen werden würde, und dort würde Simone Zufriedenheit in der Gesellschaft seiner großen Familie finden. Sie würde Mutter werden, lernen, den Haushalt zu führen, und so ihr bequemes und sorgenfreies Schicksal akzeptieren. Vorausgesetzt, sie hatte Ahmadnagars Fall überlebt.

Er trieb sein Pferd an und ritt neben Dodd.

»Sie hatten recht, Colonel«, sagte der Franzose widerwillig. »Durch Kämpfen war nichts zu gewinnen.« Er suchte die Unterhaltung, um sich von seinen Ängsten um Simone abzulenken.

Dodd nahm das Kompliment mit einem Grunzlaut zur Kenntnis. »Für Madame Joubert tut es mir leid«, zwang er sich zu sagen.

»Die Briten werden Neuigkeiten schicken, dessen bin ich sicher«, sagte Joubert. Er klammerte sich an die Hoffnung, dass Simone von irgendeinem galanten Offizier gerettet wurde.

»Aber ein Soldat ist am besten ohne Frau dran«, sagte Dodd und drehte sich im Sattel um, um zur Nachhut zu blicken. »Sikals Kompanie hinkt hinterher«, grollte er. Er schaute Joubert an. »Sagen Sie den Scheißkerlen, sie sollen sich beeilen!« Er blickte Joubert nach, als er davonritt, dann ritt er zur Spitze der Kolonne, wo seine Vorhut mit aufgepflanzten Bajonetten und geladenen Musketen marschierte.

Das Regiment war zwar aus Ahmadnagar entkommen, aber es war noch nicht aus aller Gefahr heraus. Kavallerie der Briten und Marathen waren um die Stadt geritten, um jeden aufzureiben, der aus der Garnison flüchten konnte, und diese Reiter bedrohten jetzt beide Flanken von Dodds Kolonne, doch ihre Bedrohung war gering. Eine große Zahl anderer Männer floh aus der Stadt, und diese Flüchtlinge waren, weil sie nicht in disziplinierten Formationen flüchteten, viel leichtere Ziele für die Reiter, die hämisch triumphierend um die Flüchtlinge kreisten.

Dodd beobachtete, wie Lanzen und Säbel in die verstreuten Flüchtlinge gestoßen wurden, doch wenn einige der Reiter seinen eigenen weiß berockten Reihen zu nahe kamen, befahl er einer Kompanie zu halten, Front zu machen und ihre Musketen anzulegen. Die Drohung einer Salve reichte für gewöhnlich, um die Reiter zu zwingen, sich leichtere Ziele zu suchen, und kein einziger Feind kam bis auf Pistolenschussweite an Dodds Reihen heran.

Einmal, als sich die Kolonne ungefähr zwei Meilen nördlich der Stadt befand, versuchte eine entschlossene Schwadron britischer Dragoner, den Marsch des Regiments zu verhindern, doch Dodd befahl, zwei seiner kleinen Kanonen abzuprotzen, und ihre armseligen Kugeln, die über den flachen, trockenen Boden hüpften, reichten aus, die blau

berockten Reiter zu vertreiben und nach einem anderen Winkel für einen Angriff suchen zu lassen.

Dodd verstärkte die Drohung, indem er seine Kompanie an der Spitze eine Musketensalve feuern ließ, und obwohl die Distanz groß war, wurde ein Dragoner aus dem Sattel geschossen.

Zufrieden beobachtete Dodd, wie die Reiter aufgaben. Er empfand Stolz auf sein neues Regiment.

Dies war das erste Mal gewesen, dass er es in Aktion gesehen hatte, und obwohl die aufgeregte Kavallerie kaum ein ernst zu nehmender Feind war, fand er die Ruhe und Tüchtigkeit seiner Männer lobenswert. Keiner reagierte überhastet, hantierte in Panik mit dem Ladestock, und keiner schien von dem plötzlichen blutigen Fall der Stadt beunruhigt zu sein.

Niemand hatte gezögert, auf die Zivilisten zu schießen, die eine Bedrohung für ihr Entkommen durch das Nordtor gewesen waren. Stattdessen hatten sie den Feind gebissen wie eine Kobra, die sich verteidigt.

Das brachte Dodd auf eine Idee. Die Kobras! So würde er sein Regiment nennen, die Kobras! Er nahm an, dass der Name seine Männer inspirieren und dem Feind Angst einjagen würde. Dodds Kobras. Der Name begeisterte ihn.

Bald ließ Dodd seine Verfolger weit zurück. Mindestens vierhundert andere Männer, die meisten davon Araber, hatten sich seinem Regiment angeschlossen, und er hieß sie willkommen, denn je mehr Männer er aus der Katastrophe mitbrachte, desto besser würde sein Ruf bei Colonel Pohlmann sein.

Am frühen Nachmittag erreichten seine Kobras die Kuppe der Anhöhe, von der er die weite Deccan-Ebene überblicken konnte. In der dunstigen Ferne konnte er den braunen Fluss Godavari erkennen, der sich durch das trockene Gebiet schlängelte. Jenseits dieses Flusses war die Sicherheit. Hinter ihm war die Straße leer, aber er wusste, dass es nicht

lange dauern würde, bis die verfolgende Kavallerie wieder auftauchen würde.

Das Regiment hatte am Fuß der Anhöhe angehalten, und Dodd ließ es eine Weile rasten. Einige der flüchtigen Araber waren Kavalleristen, und Dodd schickte diese Männer voraus, um ein Dorf zu suchen, das seinem Regiment Nahrung geben konnte. Er nahm an, dass er kurz vor dem Godavari biwakieren musste, aber morgen würde er einen Weg finden, um ihn zu überqueren, und ein, zwei Tage später würde er mit fliegenden Fahnen in Pohlmanns Lager marschieren. Ahmadnagar mochte gefallen sein wie ein verfaulter Baum, aber Dodd hatte sein Regiment mit nur einem Dutzend Männern Verlust in Sicherheit gebracht.

Er bedauerte die zwölf Gefallenen, nicht jedoch den Verlust von Sillière, aber er bedauerte besonders, dass Simone Joubert nicht aus der Stadt entkommen war. Dodd hatte gespürt, dass sie ihn nicht mochte, und er hatte eine pikante Freude bei dem Gedanken gefunden, ihrem verzweifelten Ehemann trotz dieser Abneigung Hörner aufzusetzen, doch anscheinend musste er dieses Vergnügen vergessen oder zumindest aufschieben. Aber das machte nichts. Er hatte sein Regiment und die Geschütze gerettet, und die Zukunft versprach viel Profit für beide.

So ritt William Dodd als glücklicher Mann nach Norden.

Simone führte Sharpe durch drei kleine Zimmer in einem Obergeschoss des Hauses, in dem es roch, als gehöre es einem Gerber. Im ersten Zimmer standen ein Tisch und vier nicht dazu passende Stühle, von denen zwei von Plünderern zerbrochen worden waren, im zweiten stand eine große Badewanne, und das dritte enthielt nichts außer einer Strohmatratze, die aufgeschlitzt worden war und deren Füllmaterial auf dem Boden verstreut lag.

»Ich hatte gedacht, dass Männer, die sich Sindhia anschließen, reich werden«, sagte Sharpe erstaunt über die engen, schlecht möblierten Zimmer.

Simone setzte sich auf einen der unbeschädigten Stühle. Sie wirkte den Tränen nahe.

»Pierre ist kein Söldner«, sagte sie, »sondern ein Berater. Sein Sold wird von Frankreich gezahlt, nicht von Sindhia.«

»Er gibt gewiss nicht viel aus, nicht wahr?« Sharpe warf einen Blick durch die drei schäbigen Zimmer. »Wo sind die Diener?«

»Unten. Sie arbeiten für den Hausbesitzer.«

Sharpe hatte in dem Stall, in dem er Simones Pferd untergestellt hatte, einen Besen entdeckt, und er ging ihn jetzt holen. Er füllte aus dem Brunnen einen Eimer mit Wasser und stieg die Treppe an der Seite des Hauses hinauf.

Simone hatte sich nicht von der Stelle gerührt, verharrte auf dem Stuhl und hatte die Hände vors Gesicht geschlagen, und so wischte er den Schmutz selbst auf. Wer auch immer die Zimmer geplündert hatte, er hatte sich entschieden, das Badezimmer als Toilette zu benutzen, und so zog er die Wanne zum Fenster, öffnete die Läden und schüttete den stinkenden Wanneninhalt in die Gasse. Dann bespritzte er die Wanne mit Wasser und schrubbte sie mit einem schmuddeligen Handtuch sauber.

»Der Hauswirt ist sehr stolz auf das Bad.« Simone war zur Tür gekommen und schaute ihm zu. »Und er lässt uns extra dafür zahlen.«

»Ich hatte nie eine richtige Wanne.« Sharpe klopfte auf die Zinkwanne. Er nahm an, dass sie von einem Europäer nach Indien gebracht worden war, denn die Außenseite war mit Rahseglern bemalt. »Wie füllen Sie sie?«

»Das machen die Diener. Es dauert lange, und dann ist das Wasser für gewöhnlich kalt.«

»Ich lasse sie für Sie füllen, wenn Sie wollen.«

Simone zuckte mit den Schultern. »Wir brauchen zuerst etwas zu essen.«

»Wer kocht? Sagen Sie nur nicht, die Diener unten.«

»Ja. Aber wir müssen die Lebensmittel kaufen.« Sie tastete nach der kleinen Handtasche an ihrer Hüfte.

»Machen Sie sich keine Sorgen wegen des Geldes, meine Liebe«, sagte Sharpe. »Können Sie nähen?«

»Meine Nadeln sind auf dem Packtier.«

»Ich habe ein Necessaire mit Nähutensilien«, sagte Sharpe, nahm den Besen mit ins Schlafzimmer, kehrte das Stroh zusammen und stopfte es in die aufgeschlitzte Matratze. Dann nahm er das Necessaire aus seinem Tornister, gab es Simone und bat sie, die Matratze zuzunähen. »Ich werde was zu essen finden, während Sie das nähen«, sagte er und ging mit seinem Tornister hinaus.

In der Stadt war es jetzt still, ihre Überlebenden duckten sich vor den Siegern. Sharpe schaffte es, eine Hand voll Patronen für etwas Brot, Linsen und einige Mangos einzutauschen. Er wurde zweimal von patrouillierenden Rotröcken und Sepoys gestoppt, doch seine Sergeantstreifen und die Nennung des Namens Colonel McCandless überzeugten die Offiziere, dass er nichts Böses im Schilde führte.

Er fand die Leiche des Arabers, der vor dem Hof erschossen worden war, in dem er mit Simone Zuflucht gesucht hatte, und zog ihr die Reitstiefel aus. Es waren feine Stiefel aus rotem Leder, und Sharpe hoffte, dass sie passen würden. In einer Gasse in der Nähe entdeckte er einen Stapel Seidenstoff für Saris, offenbar von einem Plünderer fallen gelassen, und er hob einige Ballen auf, bevor er zu Simones Zimmern zurückkehrte.

Er schob die Tür auf. »Ich habe Ihnen sogar einige Betttücher mitgebracht«, rief er, dann ließ er das Bündel fallen, weil Simone im Badezimmer aufgeschrien hatte.

Sharpe rannte zur Tür und stand drei Indern gegenüber, die jetzt zu ihm herumfuhren. Einer war ein älterer Mann mit dunklem Gewand, das reich mit Blumen bestickt war, während die beiden jüngeren Männer schlichte weiße Gewänder trugen.

»Haben Sie Ärger?«, fragte Sharpe Simone.

Der ältere Mann blaffte Sharpe mit einem Schwall von Worten auf Marathi an.

»Halt die Klappe«, sagte Sharpe. »Ich rede mit der Dame.«

»Es ist der Hausbesitzer«, sagte Simone und wies auf den Mann mit dem bestickten Gewand.

»Er will Sie raushaben?«, riet Sharpe, und Simone nickte. »Er nimmt wohl an, er kann eine bessere Miete von einem britischen Offizier bekommen, oder?« Er legte die Lebensmittel auf den Boden und ging zu dem Hausbesitzer, »Sie wollen mehr Miete? Ist es das?«

Der Hauswirt trat von Sharpe zurück und sagte etwas zu seinen beiden Dienern, die sich Sharpe von beiden Seiten näherten. Sharpe rammte seinen rechten Ellbogen in den Bauch des einen, stampfte mit dem linken Fuß auf den Fuß des anderen, packte beide an den Ohren und schlug ihre Köpfe gegeneinander, dass es knallte. Dann ließ er sie los, und sie taumelten benommen weg. Sharpe zog das Bajonett aus der Scheide und grinste den Hauswirt an.

»Sie will ein Bad nehmen, verstanden? Bad.« Er wies auf das Zimmer, in dem die Badewanne stand. »Und sie will heißes Wasser, du gieriger Bastard, heißes und dampfendes Wasser. Und sie braucht etwas zu essen.« Er deutete auf die erbärmlichen Lebensmittel, die er besorgt hatte. »Du kochst das Essen, wir verzehren es, und wenn du irgendetwas anderes ändern willst, du Bastard, redest du zuerst mit mir, verstanden?«

Einer der Diener hatte sich genügend erholt, um einzugreifen, und war dumm genug zu versuchen, Sharpe von seinem Herrn wegzuziehen. Der Diener war ein großer und junger Mann, doch er hatte nichts von Sharpes Wildheit. Sharpe schlug ihn hart, traf ihn von Neuem und stieß ihm das Knie in den Unterleib. Und als der Diener auf halbem Weg zum Boden war, sprang Sharpe zu ihm, riss ihn hoch und hämmerte ihm die Faust ans Kinn. Dieser letzte Hieb trieb den Mann auf den kleinen Balkon über der Außentreppe.

»Flieg, und brich dir ein Bein, du Blödmann«, sagte Sharpe und kippte den Mann über das Geländer. Er hörte den Mann aufschreien, als er in der Gasse landete, doch Sharpe hatte sich bereits zum Schlafzimmer umgewandt. »Haben wir immer noch ein Problem?«, fragte er den Hausbesitzer.

Der Mann verstand kein Wort Englisch, doch ihm dämmerte jetzt, was Sharpe meinte. Es gab kein Problem. Er wich aus der Wohnung zurück, gefolgt von seinem verbliebenen Diener, und Sharpe ging mit ihnen bis zur Treppe.

»Essen«, sagte er und schob das Brot, die Linsen und Früchte in die Hände des eingeschüchterten Hauswirts. »Und das Pferd der Madame muss gestriegelt und getränkt werden. Und mit Futter versorgt. Pferd, da, siehst du?« Er wies in den Hof. »Füttere den Gaul«, befahl er.

Der Diener, den er über den Balkon geworfen hatte, lehnte an der gegenüberliegenden Wand in der Gasse und betastete seine blutende Nase.

Sharpe spuckte aus und kehrte dann ins Haus zurück. »Ich hab Hauswirte noch nie leiden können«, murmelte er, als er zu Simone zurückkehrte.

Simone war es halb zum Lachen, und halb befürchtete sie, dass der Hausbesitzer sich furchtbar rächen würde.

»Pierre hatte Angst vor ihm«, sagte sie, »und er weiß, dass wir arm sind.«

»Sie sind nicht arm, meine Liebe, Sie sind bei mir«, sagte Sharpe.

»*Rich* Richard«, sagte Simone und freute sich über den Scherz in einer fremden Sprache.

»Reicher, als Sie ahnen, meine Liebe. Wie viel Garn ist noch übrig?«

»Garn? Ah, zum Nähen. Sie haben viel davon. Warum fragen Sie?«

»Weil Sie mir einen Gefallen tun könnten, meine Liebe.« Er legte seinen Tornister und das Koppel ab und zog den Uniformrock aus. »Ich bin nicht so geschickt mit der Nadel«, erklärte er. »Natürlich kann ich flicken und stopfen, aber

jetzt brauche ich etwas feine Näharbeit. Richtig feine.« Er setzte sich, und Simone setzte sich ihm gegenüber und beobachtete fasziniert, wie er den Inhalt seines Tornisters herausnahm. Da waren zwei Ersatzhemden, Fußlappen, Schuhwichse, eine Bürste und die Dose mit Mehl, das er auf sein Haar auftragen sollte, obwohl er es nicht mehr gepudert hatte, seit er mit McCandless Seringapatam verlassen hatte. Er nahm seinen steifen Lederkragen heraus, den er ebenfalls nicht benutzt hatte, dann eine Ausgabe von »Gullivers Reisen«, die ihm Mister Lawford geschenkt hatte, damit er das Lesen üben konnte. Er hatte das in letzter Zeit vernachlässigt, und das Buch war feucht und hatte einige Seiten verloren.

»Sie können lesen?«, fragte Simone und berührte scheu das Buch.

»Ich bin nicht sehr gut darin.«

»Ich lese gern.«

»Dann könnten Sie mir helfen, besser zu werden?« Sharpe zog das Stück Leder aus dem Tornister, das zur Reparatur seiner Schuhe diente, und darunter war eine Schicht Sackleinen. Er nahm sie heraus und kippte dann den Rest des Tornisterinhaltes auf den Tisch.

Simone stockte der Atem.

Da waren Rubine und Smaragde und Perlen, Gold, weitere Smaragde und Saphire und Diamanten und ein großer Rubin, halb so groß wie ein Hühnerei.

»Vermutlich wird es eine Schlacht geben, bevor dieser Sindhia seine Lektion lernt, und höchstwahrscheinlich werden wir dann keine Tornister tragen, weil sie zu schwer sind, verstehen Sie? Ich will das nicht in meinem Tornister lassen, damit es von irgendeinem Bastard von der Gepäckwache geklaut wird.«

Simone berührte einen der Steine und blickte dann staunend zu Sharpe auf. Er war sich nicht sicher, ob es klug war, ihr den Schatz zu zeigen, denn solche Dinge wurden am besten sehr geheim gehalten, doch er gestand sich ein,

dass er versuchte, sie zu beeindrucken, und das war ihm offensichtlich gelungen.

»Gehört das Ihnen?«, fragte sie.

»Das gehört alles mir.«

Simone schüttelte verwundert den Kopf. Dann begann sie, die Edelsteine zu sortieren und aufzureihen. Sie bildete Züge von Smaragden, Züge von Rubinen und von Perlen, von Saphiren und eine Kompanie von Diamanten, und alles wurde von dem großen Rubin kommandiert.

»Der gehörte Tippu Sultan«, sagte Sharpe und tippte auf den Rubin. »Er trug ihn an seinem Hut.«

»Tippu? Der ist doch tot, oder?«, fragte Simone.

»Und ich war es, der ihn getötet hat«, sagte Sharpe stolz. »Es war eigentlich kein Hut, es war ein Tuchhelm, ein Turban, wissen Sie? Und der Rubin war genau in der Mitte, und Tippu glaubte, er sei unsterblich, weil der Turban in die Quelle von Zum-Zum getaucht worden war.«

Simone lächelte. »Zum-Zum?«

»Sie ist in Mekka. Wo auch immer, zum Teufel, Mekka ist. Doch es hat nicht funktioniert. Ich habe ihm eine Kugel in den Schädel geschossen, direkt durch den verdammten Turban hindurch. Er hätte den Turban genauso gut in die Themse werfen können, so wenig hat er ihm genutzt.«

»Sie sind reich!«, sagte Simone.

Das Problem war, reich zu bleiben. Sharpe hatte keine Zeit gehabt, falsche Fächer für den neuen Tornister und die Patronentasche anzufertigen, um die in Chasalgaon verbrannten zu ersetzen, und so hatte er den Reichtum lose und ungetarnt in seinem Tornister gehabt. Er hatte eine Schicht von Smaragden auf dem Grund seiner neuen Patronentasche aufbewahrt, wo sie relativ sicher sein würden, doch er brauchte ein sicheres Versteck für die anderen Juwelen.

Er gab Simone eine Reihe Diamanten, und sie versuchte, sie abzulehnen, doch dann nahm sie die Steine scheu an

und hielt einen an die Seite ihrer Nase, wo elegante indische Frauen oftmals genau solch ein Juwel trugen.

»Wie sieht das aus?«, fragte sie.

»Wie ein Stück teurer Rotz.«

Sie streckte ihm die Zunge aus. »Es ist wunderschön«, sagte sie. Sie schaute auf den Diamanten, der noch seinen schwarzen Samtüberzug hatte, damit der Stein mehr glänzen würde, dann öffnete sie ihre kleine Handtasche. »Meinen Sie wirklich, ich sollte den nehmen?«

»Nur zu, Mädchen, nehmen Sie ihn.«

»Und wie soll ich das Pierre erklären?«

»Sie sagen, Sie haben ihn nach dem Kampf bei einem Gefallenen gefunden. Das wird er glauben.« Er beobachtete, wie sie die Diamanten in die Handtasche steckte. »Ich muss den Rest verstecken«, erklärte er ihr. Er nahm an, dass einige der Steine in seine Feldflasche passen würden, wo sie ein bisschen klappern würden, wenn sie leer war. Außerdem würde er beim Trinken aufpassen müssen, damit er kein Vermögen verschluckte. Aber damit war noch nicht das ganze Problem gelöst, denn es blieben noch viele Steine übrig.

Mit seinem Messer schnitt er einen Saum seines roten Rocks auf und begann, die kleinen Rubine in den Schlitz zu stecken, doch als sich die Steine längs des Saums drängten, war die Wölbung des Rocks wie ein Hinweis für jeden Soldaten, das bei ihm reiche Kriegsbeute zu finden war.

»Verstehen Sie, was ich meine?« Er zeigte Simone die Wölbung des Saums.

Sie nahm den Rock, holte Sharpes Nähzeug aus dem Schlafzimmer und begann, für jeden Edelstein einen eigenen kleinen Beutel in dem geöffneten Saum zu nähen. Die Arbeit kostete sie den ganzen Nachmittag, und als sie fertig war, wog der rote Uniformrock doppelt so viel. Der große Rubin war am schwersten zu verstecken. Sharpe löste das Problem, indem er sein langes Haar aus dem Beutel wand, der mit Schrot beschwert war und mit dem es

zusammengehalten wurde, dann schlitzte er den Beutel auf und entleerte das Schrot. Er füllte den Beutel mit dem großen Rubin und den kleinen Steinen, die übrig waren, und dann brachte Simone den Beutel wieder an seinem Haar an. Bei Einbruch der Dunkelheit waren die Juwelen versteckt.

Sie aßen bei Lampenlicht. Die Badewanne war nicht gefüllt worden, doch Simone sagte, sie hätte schon einmal in dieser Woche gebadet, und so machte es ihr nichts aus.

Sharpe hatte einen kurzen Ausflug in der Dunkelheit gemacht und war mit zwei Tonflaschen Arrak zurückgekehrt, und sie tranken den Schnaps im Lampenschein. Sie unterhielten sich, sie lachten, und schließlich ging das Öl in der Lampe zur Neige. Die Flamme erlosch flackernd, und im Zimmer wurde es düster bis auf die Streifen Mondschein, die durch die Läden vor dem Fenster sickerten.

Simone war in Schweigen verfallen, und Sharpe wusste, dass sie daran dachte, zu Bett zu gehen.

»Ich habe Ihnen einige Laken mitgebracht.« Er wies auf den Saristoff.

Sie schaute ihn unter halb gesenkten Wimpern an. »Und wo werden Sie schlafen, Sergeant Sharpe?«

»Ich werde schon einen Platz finden, meine Liebe.«

Es war das erste Mal, dass er in Sariseide schlief, nicht, dass er es wahrgenommen hätte. Es war also keine so schlechte Idee gewesen, ihr die Edelsteine zu zeigen.

Er erwachte beim Krähen des Hahns und dem Donnern eines Zwölfpfünder-Geschosses, eine Erinnerung, dass die Welt und der Krieg weitergingen.

Major Stokes war zu dem Schluss gelangt, dass das wahre Problem mit der Uhr des Radschas die hölzernen Achsenlager waren. Sie schwollen bei feuchtem Wetter an, und er tüftelte glücklich an der Herstellung neuer Lager aus Metall, als der Sergeant mit dem zuckenden Gesicht wieder in seinem Büro auftauchte.

»Sie schon wieder«, sagte der Major statt eines Grußes. »Ich kann mich nicht an Ihren Namen erinnern.«

»Hakeswill, Sir. Sergeant Obadiah Hakeswill.«

»Die Bestrafung von Edom, wie?«, sagte der Major und fragte sich, ob er das Metall gießen oder drehen sollte.

»Edom, Sir? Edom?«

»Das ist im Alten Testament ein Land östlich und südöstlich des Toten Meeres, und der Prophet Obadiah, Sergeant, sagt die Bestrafung von Edom voraus«, sagte der Major. »Er bedrohte es mit Feuer und Knechtschaft, wenn ich mich richtig erinnere.«

»Er hatte zweifellos seine Gründe, Sir«, sagte Hakeswill, und in seinem Gesicht zuckte es, »wie ich meine habe. Mir geht es um Sergeant Sharpe, Sir.«

»Der ist leider nicht hier. Hier fällt alles auseinander!«

»Er ist fort, Sir?«, fragte Hakeswill.

»Abkommandiert, Sergeant, von höherer Macht. Nicht mein Werk, ich konnte überhaupt nichts dagegen tun. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich Sharpe für immer hier behalten, aber ein Colonel McCandless forderte ihn an, und wenn Colonels etwas fordern, gehorcht ein einfacher Major. Soweit ich weiß, was nicht viel ist, ritten sie los, um sich General Wellesleys Streitkräften anzuschließen.« Der Major kramte jetzt in einer hölzernen Truhe. »Wir hatten einige feine Bohrer, das weiß ich. Benutzt man für Zündlöcher. Nicht, dass wir sie jemals gebraucht hätten. Wir brauchten noch kein Zündloch nachzubohren.«

»McCandless, Sir?«

»Ein Colonel der Company, aber immer noch ein Colonel. Ich werde eine Rundfeile brauchen, nehme ich an.«

»Ich kenne Colonel McCandless, Sir«, sagte Hakeswill düster. Er hatte mit McCandless und Sharpe den Kerker Tippus geteilt, und er wusste, dass der Schotte ihn nicht leiden konnte, was an sich egal war, denn Hakeswill mochte McCandless ebenso wenig. Aber der Schotte war ein Colonel, und wie Major Stokes zu verstehen gegeben hatte, wenn Colonel etwas forderten, gehorchten andere Männer. Hakeswill sagte sich, dass Colonel McCandless ein Problem

sein könnte, aber eines, das warten konnte. Jetzt kam es dringend darauf an, Sharpe einzuholen.

»Haben Sie irgendwelche Konvois nach Norden, Sir? Zur Armee, Sir?«

»Einer verlässt die Stadt morgen«, sagte Stokes hilfreich. »Transportiert Munition. Aber haben Sie die Befugnis zu reisen?«

»Ich habe die Befugnis, Sir, die habe ich.« Hakeswill berührte die Tasche mit der kostbaren Urkunde. Es ärgerte ihn, dass Sharpe fort war, aber er wusste, dass es wenig Sinn hatte, seinen Ärger zu zeigen. Es kam darauf an, das Opfer einzuholen, und dann würde Gott über Obadiah Hakeswills Glück lächeln.

So viel erklärte er seiner Abteilung von sechs Männern, als sie in einer von Seringapatams Tavernen einkehrten. Bis jetzt wussten die sechs Männer nur, dass sie den Befehl hatten, Sergeant Sharpe zu verhaften, doch Hakeswill hatte längst erkannt, dass er mit diesen Männern mehr Informationen teilen musste, damit sie ihm begeistert folgten, besonders, wenn es nach Norden ging, wo Wellesley gegen die Marathen kämpfte. Hakeswill betrachtete sie alle als gute Männer, womit er meinte, dass sie alle verschlagen, gewalttätig und käuflich waren, aber er musste sich ihrer Loyalität versichern.

»Sharpie ist reich«, erzählte er ihnen. »Säuft, wenn er will, hurt, wenn er will. Er ist stinkreich.«

»Er arbeitet in der Waffenkammer«, erklärte Private Kendrick. »Da kann man viel mit Gaunereien beiseite schaffen.«

»Und er wird nie erwischt? So viel kann er sich nicht ergaunert haben«, sagte Hakeswill, und in seinem Gesicht zuckte es. »Wollt ihr die Wahrheit über Dick Sharpe wissen? Ich sage sie euch. Er war der glückliche Scheißer, der in Seringapatam Tippu kaltmachte.«

»Das glaube ich nicht«, meinte Flaherty.

»Und wer war es dann?«, fragte Hakeswill herausfordernd. »Und warum wurde Sharpie nach der Schlacht zum Sergeant gemacht? Er sollte kein Sergeant sein! Er hat keine Erfahrung.«

»Er hat gut gekämpft. Das hat Mister Lawford gesagt.«

»Der verdammte Mister Lawford«, sagte Hakeswill verächtlich. »Niemand hat gemeldet, dass Sharpie gut gekämpft hat. Wenn das alles ist, was man dazu braucht, dann wäre ich Major General! Nein, ich glaube, dass er sich die Sergeantstreifen gekauft hat.«

»Gekauft?« Die Privates starrten Hakeswill an.

»Ist doch wohl klar. Da gibt es gar keine andere Möglichkeit. Das steht schon in der Bibel! Bestechung, Jungs, Bestechung, und ich weiß, wo er das Geld herhat. Ich habe ihn nämlich einmal verfolgt. Hier in Seringapatam. Unten in die Goldschmiedestraße ging er und machte seine Geschäfte, und danach krallte ich mir seinen Geschäftspartner. Er wollte mir nicht sagen, um welches Geschäft es gegangen war, aber ich nahm ihn ein bisschen freundlich in die Mangel, und als es genügend wehtat, zeigte er mir einen Rubin. So groß war das Ding!« Der Sergeant zeigte mit Zeigefinger und Daumen die Größe an, fast die halbe Größe eines Hühnereis. »Sharpie wollte das Ei verkaufen, versteht ihr? Und woher hat Sharpie diesen Reichtum?«

»Von Tippu?«, fragte Kendrick staunend.

»Und wisst ihr, wie viele Klunker Tippu hatte? Mehr, als er wog! Er trug mehr Edelsteine auf sich als eine Weihnachtshure, und wisst ihr, wo diese Steine jetzt sind?«

»Sharpe«, stieß Flaherty atemlos hervor.

»Richtig, Private Flaherty«, sagte Hakeswill. »Eingenäht in seine Uniformsäume, in seine Stiefel, versteckt in seinen Taschen und im Tschako. Ein verdammtes Vermögen, weshalb wir ihn nicht zurück zum Bataillon schleppen wollen, wenn wir ihn schnappen, oder?«

Die sechs Männer starrten Hakeswill an. Sie wussten, dass sie seine Favoriten waren, und alle von ihnen standen in seiner Schuld, aber jetzt erkannten sie, dass er ihnen noch mehr Grund gab, ihm dankbar zu sein.

»Gleiche Anteile, Sergeant?«, fragte Private Lowry.

»Gleiche Anteile?«, rief Hakeswill. »Gleiche? Ich fasse es nicht! Hört zu, ihr Spinner, ihr hättet keine Chance, überhaupt was zu teilen, wenn ich nicht so freundlich zu euch wäre. Wer hat euch für diesen Ausflug ausgewählt?«

»Das waren Sie, Sergeant.«

»Ja klar, das habe ich getan. Aus Menschenfreundlichkeit. Und ihr zahlt es mir zurück, indem ihr gleiche Anteile fordert?« In Hakeswills Gesicht zuckte es. »Ich hätte fast Lust, dich zurückzuschicken, Lowry.«

Er wirkte betrübt, und die Privates schwiegen.

»Undankbarkeit«, sagte Hakeswill in gekränktem Tonfall, »scharf wie der Zahn einer Schlange ist die. Gleiche Anteile! Das hat man ja noch nie gehört!« Er zog den kostbaren Haftbefehl aus der Tasche, legte ihn auf eine Stelle des Tisches, auf der es keinen verschütteten Arrak gab, und strich ihn glatt. »Seht euch das an, Jungs, ein Vermögen. Die Hälfte für mich, und ihr blöden Wichser könnt euch die andere Hälfte teilen. Zu gleichen Teilen.« Er stieß Lowry vor die Brust. »Aber ich bekomme die Hälfte, so steht es schon in der Bibel.« Er faltete das Papier und verstaute es vorsichtig in seiner Patronentasche. »Auf der Flucht erschossen«, sagte er und grinste. »Darauf habe ich vier Jahre gewartet, Jungs, vier verdammt lange Jahre.«

Er brütete vor sich hin. Dann verzerrte sich sein Gesicht bei der Erinnerung. »Er hat mich vor die Tiger geworfen, dieses Schwein! Mich!« In seinem Gesicht zuckte es krampfhaft. »Doch die Tiger haben mich nicht gefressen, sie haben mich verschont. Und wisst ihr, warum? Weil ich unsterblich bin, Jungs! Gott hält die Hand über mich! So steht es schon in der Bibel.«

Die sechs Privates schwiegen. Verrückt war Hakeswill, total verrückt. Selbst die Armee rekrutierte einen Verrückten nur widerstrebend, denn sie zuckten und sabberten und sprachen mit sich selbst. Aber die Armee hatte Hakeswill genommen, und er hatte überlebt. Böswillig, mächtig und scheinbar unsterblich. Sharpe hatte ihn den Tigern zum Fraß hingeworfen, doch die Tiger waren tot, und Hakeswill lebte noch.

Er war ein schlimmer Mann, wenn man ihn zum Feind hatte, und jetzt gab das Stück Papier in der Patronentasche Hakeswill die Macht über Sharpe. Und Obadiah Hakeswill konnte den Profit bereits riechen. Ein Vermögen. Dazu brauchte er nur nach Norden zu reiten, bei der Armee den Haftbefehl zu zeigen und das Opfer kaltzumachen. Obadiah erschauerte. Der Reichtum war so nahe, dass er ihn fast schon ausgeben konnte.

»Ich schnappe ihn«, murmelte er vor sich hin. »Ich erledige ihn. Und dann werde ich auf seine Leiche pissen, das werde ich. Das wird mein Tag der Rache sein.«

Obadiah Hakeswill und die sechs Männer verließen Seringapatam am Morgen, um nach Norden zu marschieren.

KAPITEL 5

Sharpe war sonderbarerweise erleichtert, als Colonel McCandless ihn am nächsten Morgen fand, denn die Stimmung in den kleinen Zimmern im oberen Stockwerk war peinlich.

Simone schien sich wegen der Ereignisse in der Nacht zu schämen, und wenn Sharpe mit ihr zu sprechen versuchte, schüttelte sie nur heftig den Kopf und schaute ihm nicht in die Augen. Später versuchte sie, ihm zu erklären, was mit ihr los war, murmelte etwas von Arrak und den Edelsteinen und über ihre Enttäuschung in der Ehe, doch sie konnte ihre Worte nicht in angemessenem Englisch formulieren, obwohl keine Sprache der Welt nötig war, um klarzumachen, dass sie bedauerte, was geschehen war. Deshalb freute sich Sharpe, McCandless' Stimme in der Gasse jenseits der Außentreppe zu hören.

»Ich dachte, ich habe Ihnen gesagt, dass Sie mich wissen lassen sollen, wo Sie sind«, beschwerte sich McCandless, als Sharpe ihn vom oberen Treppenabsatz aus begrüßte.

»Das habe ich getan«, log Sharpe. »Ich habe einen Fähnrich des 78. gebeten, Sie aufzusuchen, Sir.«

»Der ist nie bei mir gewesen!«, sagte McCandless, als er die Außentreppe hinaufstieg. »Wollen Sie mir sagen, dass Sie die Nacht allein mit dieser Frau verbracht haben, Sergeant?«

»Sie haben mir befohlen, sie zu beschützen, Sir.«

»Ich habe Ihnen nicht befohlen, ihre Ehre aufs Spiel zu setzen! Sie hätten mich vorher fragen müssen, ob Sie allein bei ihr bleiben können.«

»Ich wollte Sie nicht belästigen, Sir.«

»Pflicht ist nie eine Belästigung, Sharpe.« McCandless hatte den kleinen Balkon an der obersten Treppenstufe erreicht. »Der General hat den Wunsch ausgedrückt, mit Madame Joubert zu dinieren, und ich musste erklären, dass

sie indisponiert ist. Ich habe gelogen, Sharpe!« Der Colonel stieß empört einen Finger auf Sharpes Brust. »Aber was hätte ich tun sollen? Ich konnte ja kaum zugeben, dass ich sie mit einem Sergeant allein gelassen habe!«

»Es tut mir leid, Sir.«

»Ich nehme an, es ist kein Schaden entstanden«, sagte McCandless widerwillig. Dann nahm er seinen Hut ab, als er Sharpe ins Wohnzimmer folgte, wo Simone am Tisch saß. »Guten Morgen, Madame«, sagte der Colonel dröhnend. »Haben Sie gut geschlafen?«

»Ja, das habe ich«, erwiderte Simone und errötete, doch McCandless war zu weit entfernt und in Gedanken, um das Erröten wahrzunehmen und zu deuten.

»Ich habe gute Nachrichten, Madame«, fuhr der Schotte fort. »General Wellesley hat zugestimmt, dass Sie sich mit Ihrem Mann treffen sollen. Dabei gibt es jedoch ein Problem.« Jetzt war McCandless an der Reihe zu erröten. »Ich kann Ihnen nicht mit einer Anstandsdame dienen, und ich habe kein Dienstmädchen. Ich versichere Ihnen, dass Sie sich völlig auf mein Ehrenwort verlassen können, aber Ihr Ehemann könnte etwas dagegen haben, wenn es Ihnen an weiblicher Begleitung bei der Reise fehlt.«

»Pierre wird keinen Einwand haben, Colonel«, sagte Simone sanft.

»Und ich kann Ihnen zusichern, dass sich Sergeant Sharpe wie ein Gentleman verhalten wird«, sagte McCandless mit einem scharfen Blick zu Sharpe.

»Das tut er, Colonel, das tut er«, sagte Simone und blickte sehr scheu zu Sharpe.

»Gut!«, sagte McCandless, erleichtert, mit solch einem heiklen Thema fertig zu sein, und schlug seinen Zweispitz gegen das Bein. »Heute regnet es nicht, und ich wage zu sagen, dass es ein heißer Tag werden wird. Können Sie in einer Stunde zum Aufbruch bereit sein, Madame?«

»In weniger, Colonel.«

»In einer Stunde wird reichen, Madame. Werden Sie mir die Ehre erweisen, am Nordtor zu warten? Ich werde Ihr Pferd bereithalten, Sharpe.«

Sie verließen die Stadt nach Norden, vorbei an der Batterie, die ausgegraben worden war, um die dicken Mauern der Festung zu beschießen. Die vier Geschütze der Batterie waren nur Zwölfpfünder, kaum stark genug, um die Mauer der Festung einzubeulen, geschweige denn zu zerbrechen, doch General Wellesley nahm an, dass die Garnison durch die schnelle Niederlage der Stadt so entmutigt sein würde, dass selbst ein paar Schüsse mit den Zwölfpfündern sie zur Kapitulation bewegen konnte.

Die vier Geschütze hatten im Morgengrauen das Feuer eröffnet, doch es war nur sporadisch gewesen, bis McCandless seinen Trupp aus der Stadt führte und sie plötzlich alle auf einmal schossen.

Simones Pferd, erschreckt durch den unerwarteten Lärm, scheute zur Seite. Simone ritt im Damensattel gleich hinter dem Colonel, während Sevajee und seine Männer den Schluss bildeten. Sharpe trug endlich Reitstiefel – die roten Lederstiefel mit stählernen Sporen, die er von der Leiche des Arabers genommen hatte.

Er blickte zurück, als sie von der Stadt fortritten. Er sah die riesigen Rauchfahnen aus der Mündung der Zwölfpfünder-Kanone, und eine Sekunde später hörte er die Explosion, und gerade, als das Donnern nachließ, ein Krachen, als die Kugel gegen die Festungsmauer flog. Dann feuerten die anderen drei Geschütze, und er stellte sich das Zischen vor, als die Kanoniere Wasser auf die überhitzten Läufe schütteten. An der roten Festungsmauer erblühte der Rauch, als die Kanone der Verteidiger das Feuer erwiderte, doch die Pioniere hatten den Kanonieren eine tiefe Batterie gegraben und mit einem dicken Wall roter Erde geschützt, und das Feuer des Feindes verlor sich darin. Dann ritt Sharpe an einem Wäldchen vorbei, und die Kanonade war nur noch ein

Grummeln am Horizont. Als sie die Böschung hinunterritten, war das Krachen der Geschütze ganz verstummt.

Es war eine trostlose Expedition. Colonel McCandless hatte Simone nichts zu sagen, die ihrerseits immer noch in sich zurückgezogen war. Sharpe versuchte, sie aufzuheitern, doch Simone fühlte sich bei seinen ungeschickten Versuchen nur noch elender, und nach einer Weile verfiel auch er in Schweigen.

Frauen sind ein Rätsel, dachte er. Während der Nacht hatte sich Simone wie eine Ertrinkende an ihn geklammert, aber seit dem Morgengrauen hatte es den Anschein, als wäre sie lieber ertrunken.

»Reiter zur Rechten, Sergeant!«, sagte McCandless, und sein Tonfall klang wie ein Vorwurf, weil Sharpe die Kavallerie nicht als Erster entdeckt hatte. »Vermutlich unsere, aber es könnte auch der Feind sein.«

Sharpe starrte nach Osten.

»Es sind unsere, Sir!«, rief er und gab seinem Pferd die Sporen, um McCandless einzuholen.

Einer der entfernten Reiter hielt die neue Unionsfahne, und Sharpes scharfe Augen hatten sie erspäht. Die Fahne war in diesen Tagen aus der Ferne besser zu erkennen, denn seit der Eingliederung von Irland in das Vereinigte Königreich war ein diagonales rotes Kreuz der Fahne hinzugefügt worden, und obwohl das neue Muster der Fahne ungewohnt und merkwürdig wirkte, fiel es auf.

Die Kavallerie wirbelte eine Staubwolke auf, als sie im Bogen ritt, um McCandless’ Trupp abzufangen. Sevajee und seine Männer ritten ihr im kurzen Galopp entgegen, und Sharpe sah, dass sich die Reiter der beiden Gruppen herzlich begrüßten.

Die Fremden stellten sich als *brindarries* aus den Marathen-Staaten heraus, die sich – wie Sevajee – mit den Briten gegen Sindhia verbündet hatten. Diese Söldner standen unter dem Kommando eines britischen Offiziers, und sie waren wie Sevajees Männer mit Lanzen, *tulwars*,

Luntenschlossmusketen, Steinschlossgewehren, Pistolen und Pfeil und Bogen bewaffnet. Sie trugen keine Uniform, doch eine Hand voll der sechzig Männer besaß Brustharnische, und die meisten hatten Metallhelme, die gefiedert oder mit Rosshaar geschmückt waren. Ihr Offizier, ein Dragoner-Captain, ritt neben McCandless und berichtete, dass er auf der fernen Seite des Flusses Godavari ein weiß berocktes Bataillon gesehen hatte.

»Ich habe nicht versucht, den Fluss zu durchqueren, denn sie waren nicht gerade freundlich«, sagte der Captain.

»Aber Sie sind sicher, dass sie weiße Uniformröcke hatten?«

»Daran gibt es keinen Zweifel, Sir«, sagte der Captain und bestätigte, dass Dodd den Fluss bereits überquert haben musste. Der Captain fügte hinzu, dass er einige Getreidehändler, die südlich des Godavari gereist waren, befragt hatte, und diese Männer hatten ihm erzählt, dass Pohlmanns *campoo* nahe bei Aurangabad biwakierte.

Diese Stadt gehörte zu Haidarabad, doch die Händler hatten kein Anzeichen dafür gesehen, dass die Marathen eine Belagerung der Stadt vorbereiteten. Der Captain versammelte sein Pferd, um südwärts weiterzureiten und seine Neuigkeit Wellesley zu überbringen.

»Wünsche Ihnen einen guten Tag, Colonel.« Der Dragoner-Offizier tippte an seinen Helm und grüßte Simone, und dann führte er seine Männer davon.

McCandless entschied, in dieser Nacht am südlichen Ufer des Godavari zu lagern, und Sharpe baute aus zwei Pferdedecken ein Zelt für Simone.

Sevajee und seine Männer schlugen ihr Lager auf einer Klippe oberhalb des Flusses auf, zwanzig Yards vom Zelt entfernt, und McCandless und Sharpe breiteten ihre Decken daneben aus.

Der Fluss stand hoch, doch er hatte noch nicht die Schlucht mit den steilen Wänden gefüllt, die Jahrhundert für Jahrhundert vom Monsun tiefer in das Land gegraben

worden war, und Sharpe nahm an, dass der Fluss nur den halben Wasserstand hatte. Wenn der verspätete Monsun begann, würde der Godavari zu einem reißenden Strom von einer Viertelmeile Breite anschwellen, doch selbst jetzt bei halber Höhe war er ein enormes Hindernis, während er mit seiner Last aus Treibgut ostwärts strömte.

»Zu tief, um hindurchzuwaten«, sagte McCandless, als die Sonne unterging.

»Die Strömung wirkt stark, Sir.«

»Die schwemmt Sie zu Tode, Mann.«

»Und wie durchquert die Armee den Fluss, Sir?«

»Mit großen Schwierigkeiten, Sharpe, aber Disziplin überwindet immer die Schwierigkeiten. Dodd kam rüber, und so können wir es sicherlich auch schaffen.«

McCandless hatte in seiner Bibel gelesen, doch die hereinbrechende Dunkelheit machte das Lesen ohne Lampe unmöglich, und er schloss das Buch. Simone hatte mit ihnen gegessen, war jedoch wenig mitteilsam gewesen, und McCandless war froh, als sie sich in ihre Decken zurückzog.

»Frauen komplizieren die Dinge«, sagte der Schotte unglücklich.

»Ist das so, Sir?«

»Unruhe«, sagte McCandless geheimnisvoll, »sie bringen alles in Unruhe.« Im flackernden Schein der kleinen Flammen des Lagerfeuers wirkte sein ohnehin ausgemergeltes Gesicht wie ein Totenschädel. Er schüttelte den Kopf. »Es ist die Hitze, Sharpe, davon bin ich überzeugt. Je weiter südlich Sie reisen, desto mehr Sünde wird von den Frauen provoziert. Es macht natürlich Sinn. In der Hölle ist es heiß, und die Hölle ist das Ziel der Sünde.«

»Sie glauben also, dass es im Himmel kalt ist, Sir?«

»Ich stelle mir gern vor, dass es erfrischend ist«, antwortete der Colonel ernst. »Wie in Schottland. Bestimmt nicht so heiß wie in Indien. Die Hitze hier hat eine schlimme Auswirkung auf einige Frauen. Sie lässt gewisse Dinge in ihnen frei.« Er verstummte, dachte offenbar, dass er nicht zu

viel sagen sollte. »Ich bin fest überzeugt, dass Indien schlecht für europäische Frauen ist«, fuhr er dann fort, »und ich werde froh sein, wenn wir Madame Joubert loswerden. Dennoch kann ich nicht leugnen, dass ihr Schicksal für mich günstig ist. Es erlaubt mir, einen Blick auf Lieutenant Dodd zu werfen.«

Sharpe stocherte mit einem halb verbrannten Stock im Feuer. Funken wirbelten empor. »Hoffen Sie, Lieutenant Dodd gefangen zu nehmen? Bringen wir deshalb Madame zu ihrem Mann zurück?«

McCandless schüttelte den Kopf. »Ich bezweifle, dass wir die Chance bekommen werden, Sharpe. Nein, wir nutzen die uns vom Himmel geschenkte Möglichkeit, einen Blick auf unseren Feind zu werfen. Unsere Armeen marschieren in gefährliche Territorien, denn kein Ort in Indien kann Armeen in der Größe der Marathen-Streitkräfte aufstellen, und wir sind zahlenmäßig beträchtlich unterlegen. Wir brauchen nachrichtendienstliche Erkenntnisse, Sharpe, also beobachten Sie, und beten Sie, wenn wir sie erreichen. Halten Sie die Augen offen. Wie viele Bataillone? Wie viele Geschütze? In welchem Zustand sind die Geschütze? Wie viele Protzen? Schauen Sie sich die Infanterie genau an. Luntenschlossmusketen oder andere? In einem Monat oder so werden wir gegen diese Feinde kämpfen. Je mehr wir also über sie wissen, desto besser.« Der Colonel warf Erde aufs Feuer, löschte die letzten Flämmchen, die Sharpe gerade angefacht hatte. »Jetzt schlafen Sie, Mann. Sie werden all Ihre Kraft und Ihren Verstand am Morgen brauchen.«

Am nächsten Morgen ritten sie flussabwärts, bis sie zu einem Dorf neben einem großen, verlassenen Hindutempel gelangten. In dem Dorf gab es kleine Korbboote, die walisischen *coracles* ähnelten – Boote aus mit Häuten überzogenem Weidengeflecht –, und McCandless erstand ein halbes Dutzend davon als Fährboote. Die ungesattelten Pferde mussten hinter den Booten schwimmen.

Es war ein gefährliches Durchfurten des Flusses, denn die braune Strömung packte die leichten Boote und riss sie flussabwärts. Die Pferde, in deren Augen das Weiße zu sehen war, schwammen hinter den Korbbooten, die keinerlei Abdichtung hatten, sondern durch das geschickte enge Flechten das Wasser aus dem Boot fernhielten, und das Zerren der Zügel der Pferde an den Booten dehnte den leichten Holzrahmen und das Geflecht so sehr, dass alarmierend viel Wasser hineinlief.

Sharpe benutzte seinen Tschako, um sein Boot auszuschöpfen, doch die Bootsführer grinsten nur über seine nutzlosen Bemühungen und tauchten ihre Paddel härter ins Wasser. Einmal spießte ein halb untergetauchter Baumstamm fast Sharpes Boot auf, und wenn der Stamm das Boot getroffen hätte, wäre es sicherlich umgekippt, doch die beiden Bootsführer ruderten das Boot geschickt zur Seite und wichen dem Baumstamm aus, bevor sie weiterpaddelten.

Es dauerte eine halbe Stunde, bis sie an Land waren und die Pferde gesattelt hatten.

Simone hatte ein Boot mit McCandless geteilt, und die kurze Reise hatte die Hälfte ihres dünnen Leinenkleids mit Wasser getränkt, sodass das nasse Gewebe hauteng an ihrem Körper anlag. McCandless war verlegen, und er bot ihr eine Pferdedecke an, damit sie sich sittsam verhüllen konnte, doch Simone schüttelte den Kopf.

»Wohin geht es jetzt, Colonel?«, fragte sie.

»Gen Aurangabad, Ma'am«, sagte McCandless schroff, und er vermied es, ihren verführerischen Körper anzusehen. »Aber zweifellos werden wir abgefangen werden, bevor wir diese Stadt erreichen. Ich glaube, Sie werden morgen Abend bei Ihrem Mann sein.«

Sevajees Männer ritten jetzt weit voraus, auseinander gezogen, um jeden Feind rechtzeitig zu entdecken. Dieser Landstrich gehörte dem Radscha von Haidarabad, einem Verbündeten der Briten, doch es war Grenzgebiet, und die

einzigen befreundeten Soldaten nördlich des Godavari waren in den Garnisonen von Haidarabads abgeschiedenen Festungen. Der Rest waren allesamt Marathen, obwohl Sharpe an diesem Tag keinen Feind sah.

Die einzigen Leute, die er sah, waren Bauern, die damit beschäftigt waren, die Bewässerungsgräben auf ihren Feldern zu säubern oder die großen steinernen Brennöfen zu bedienen, die im Sonnenschein rauchten. Die Ziegeleiarbeiter waren Frauen und Kinder, fettig und verschwitzt, die den Reisenden kaum einen Blick schenkten.

»Es ist ein hartes Leben«, sagte Simone zu Sharpe, als sie einen halb erbauten Brennofen passierten, wo ein Aufseher unter einem Sonnensegel auf der faulen Haut saß und die Kinder anbrüllte, schneller zu arbeiten.

»Alles Leben ist hart, wenn man kein Geld hat«, sagte Sharpe, dankbar dafür, dass Simone endlich ihr Schweigen gebrochen hatte. Sie ritten ein paar Längen hinter dem Colonel und sprachen mit gesenkter Stimme, damit er sie nicht hören konnte.

»Geld und Rang«, sagte Simone.

»Rang?«, fragte Sharpe.

»Die sind für gewöhnlich das Gleiche«, sagte Simone. »Colonels sind reicher als Captains, nicht wahr?«

Und Captains sind im Allgemeinen reicher als Sergeants, dachte Sharpe, sagte jedoch nichts.

Simone berührte die kleine Tasche an ihrer Hüfte. »Ich sollte dir deine Diamanten zurückgeben.«

»Warum?«

»Weil ...«, begann sie, sprach dann jedoch nicht weiter. »Ich will nicht, dass du denkst ...«, versuchte sie es von Neuem, fand jedoch keine Worte.

Sharpe lächelte sie an. »Nichts ist passiert, meine Liebe«, sagte er. »Das sagst du deinem Mann. Nichts ist passiert, und du hast die Diamanten bei einem Gefallenen gefunden.«

»Er wird wollen, das ich sie ihm gebe. Für seine Familie.«

»Dann sag ihm nichts davon.«

»Er spart Geld«, erklärte Simone, »damit seine Familie ohne Arbeit leben kann.«

»Das wollen wir alle. Wir träumen von einem Leben ohne Arbeit. Deshalb wollen wir alle Offiziere sein.«

»Und ich denke an mich«, fuhr sie fort, als ob Sharpe nichts gesagt hätte. »Was sollen wir tun? Wir können nicht hier in Indien bleiben. Ich muss nach Frankreich reisen. Wir sind wie Schiffe, Sergeant, die nach einem sicheren Hafen suchen.«

»Und Pierre ist sicher?«

»Er ist sicher«, sagte Simone freudlos, und Sharpe verstand, was sie in den letzten beiden Tagen gedacht hatte. Er konnte ihr im Gegensatz zu ihrem Ehemann keine Sicherheit bieten, und obwohl sie Pierres Welt abstumpfend fand, war sie von der Alternative entsetzt. Sie hatte es in einer Nacht gewagt, von dieser Alternative zu kosten, aber jetzt scheute sie davor zurück. »Du denkst nicht schlecht von mir?«, fragte sie Sharpe besorgt.

»Ich bin vermutlich ein bisschen verliebt in dich«, sagte Sharpe. »Wie könnte ich Schlechtes von dir denken?«

Sie wirkte erleichtert, und für den Rest des Tages plauderte sie fast glücklich.

McCandless befragte sie genau über Dodds Regiment, wie es ausgebildet und ausgerüstet war, und obwohl sie sich kaum für solche Dinge interessiert hatte, befriedigten ihre Antworten den Colonel, die er sich in einem kleinen schwarzen Notizbuch notierte.

Sie übernachteten in einem Dorf, und am nächsten Tag ritten sie noch vorsichtiger weiter.

»Wenn wir auf den Feind treffen, Sharpe, halten Sie die Hände von Ihrer Waffe entfernt«, riet McCandless.

»Jawohl, Sir.«

»Wenn Sie einem Marathen einen Vorwand liefern zu denken, Sie wären ein Feind«, sagte der Colonel heiter, »wird er Sie als Zielscheibe benutzen. Sie sind keine

außergewöhnlich guten Reiter, aber als Räuber sind sie unübertroffen. Sie greifen in Schwärmen an, Sharpe. Eine Horde, die sich wie ein Sturm nähert. Nichts außer Staub und dem Glänzen von Säbeln. Großartig!«

»Sie mögen sie, Sir?«

»Ich mag, dass sie wild sind, Sharpe«, sagte McCandless. »Wir haben uns zu Hause bezähmt, aber hier draußen lebt ein Mann von seiner Waffe und seinem Verstand. Das vermisse ich, seit wir uns Ordnung auferlegt haben.«

»Warum haben wir uns bezähmt, Sir?«

»Weil es unsere Pflicht ist, Sharpe. Handel, Ordnung, Gesetz und christliche Anständigkeit, das ist unser Geschäft.« McCandless starrte voraus zum nördlichen Horizont, über dem ein Streifen weißlichen Nebels hing. Es war Staub, der in die Luft gewirbelt wurde, vielleicht nur von einer Herde Rinder oder Schafe, doch der Staub wuchs, und plötzlich schwenkten Sevajees Männer scharf nach Westen ab und galoppierten außer Sicht.

»Werden sie uns im Stich lassen, Sir?«, fragte Sharpe.

»Der Feind wird Sie und mich wahrscheinlich mit Respekt behandeln, Sharpe«, sagte McCandless, »aber Sevajee kann keine Höflichkeit von ihm erwarten. Der Feind betrachtet ihn als Verräter und richtet ihn auf der Stelle hin. Wir werden uns mit ihnen treffen, wenn wir Madame Joubert bei ihrem Mann abgeliefert haben. Sevajee und ich haben einen Treffpunkt vereinbart.«

Die Staubwolke kam näher, und Sharpe sah einen hellen Glanz von reflektiertem Sonnenschein darin und wusste, dass er das erste Anzeichen der Horde war, die von McCandless als großartige wilde Reiter bezeichnet worden war. Der Sturm näherte sich.

Die Marathen-Kavalleristen hatten sich zu einer langen Linie ausgebreitet, als sie sich McCandless' kleinem Trupp näherten. Es waren nach Sharpes Schätzung zweihundert oder mehr Reiter, und als sie näher ritten, wurden ihre Flanken schneller und nahmen ihre Opfer in eine Zange.

McCandless ließ sich nicht anmerken, dass er die Bedrohung erkannte, sondern ritt ruhig weiter, während die wilden Reiter von den beiden Flanken mit Lärm und Staub vorbeipreschten.

Sharpe sah, dass sie kleine Männer auf kleinen Pferden waren. Britische Kavallerie war größer, und ihre Pferde waren schwerer, doch diese drahtigen Reiter wirkten trotzdem kampfstark. Die gekrümmten Klingen der gezogenen *tulwars* glänzten wie ihre mit Federn geschmückten Helme, die sich zu einem Helmbusch erhoben, der mit Rosshaar, Geierfedern und bunten Bändern geschmückt waren. Weitere Bänder waren in die Mähnen ihrer Pferde geflochten oder bei den Bogenschützen an die Spitzen der Bogen gebunden. Die Reiter preschten an McCandless vorbei und kehrten dann im Bogen zurück. Staub wirbelte, Gebissketten klirrten, Sattelleder knarrte.

Der Anführer der Marathen-Abteilung ritt auf McCandless zu, der tat, als sei er überrascht, weil sein Weg blockiert war, jedoch trotzdem den Feind höflich und selbstsicher begrüßte. Der

Kavalleriebefehlshaber hatte einen wuchernden Vollbart und eine Narbe auf der Wange, ein Glasauge und strähniges Haar, das weit unter seinem Helm hervorhing. Er hielt seinen *tulwar* drohend, doch McCandless ignorierte die Klinge, ebenso das meiste dessen, was der feindliche Kommandeur sagte. Stattdessen stellte er mit dröhnender Stimme, die keinerlei Nervosität verriet, seine Forderung. Der Schotte überragte die kleineren Reiter, und weil er seine Anwesenheit unter ihnen scheinbar als völlig natürlich empfand, akzeptierten sie, was er sagte.

»Ich habe verlangt, dass sie uns zu Pohlmann eskortieren«, informierte der Schotte Sharpe.

»Das hätten sie vermutlich ohnehin getan, Sir.«

»Natürlich hätten sie das, aber es ist besser, dass ich das fordere, als dass sie uns dazu zwingen«, sagte McCandless, und dann, mit einer herrischen Geste, gab er dem Marathen-

Anführer die Erlaubnis voranzureiten, und der Feind formierte sich gehorsam zu beiden Seiten der drei Europäer zu einer Eskorte.

»Die Kerle sehen fein aus, nicht wahr?«, fragte McCandless.

»Toll, Sir.«

»Aber hoffnungslos unmodern.«

»Sie könnten mich täuschen, Sir«, sagte Sharpe. Obwohl viele der Marathen-Reiter Waffen trugen, die in der Schlacht bei Crécy nützlicher gewesen wären als im modernen Indien, hatten alle neuere Musketen in ihren Sattelholstern, und alle besaßen gekrümmte *tulwars*.

McCandless schüttelte den Kopf. »Sie mögen die feinste leichte Kavallerie sein, aber sie können keinen Angriff erfolgreich abschließen und sich gegen Salvenfeuer behaupten. Es ist selten nötig, dass man ein Karree gegen solche Männer formieren muss, Sharpe. Sie sind prima für die Arbeit als Vorhut, unerreicht als Verfolgertrupp, aber zu vorsichtig im Kampf vor den Geschützen.«

»Können Sie ihnen das verdenken?«, fragte Simone.

»Nein, das kann ich nicht, Madame«, sagte McCandless, »Aber wenn sich ein Pferd nicht im Feuer behaupten kann, dann ist es von geringem Nutzen in der Schlacht. Sie erreichen keine Siege, wenn Sie wie eine Horde Jäger durch das Land preschen, nur wenn Sie dem Feuer des Feindes widerstehen und es überwinden. Ein Soldat bekommt seinen Sold dafür, dass er vor den Mündungen des Feindes standhaft bleibt.«

Und das, dachte Sharpe, ist etwas, was ich noch nicht selbst erlebt habe. Er hatte vor Jahren in Flandern den Franzosen gegenübergestanden, doch diese Schlachten waren flüchtig und im Regen verschwommen, und die Reihen waren nie geschlossen gewesen. Er hatte nie das Weiße im Auge des Feindes gesehen, nie seine Salven gehört und erwidert. Er hatte bei Malavelly gekämpft, doch diese »Schlacht« war nur eine Salve und ein Angriff gewesen, und der Feind hatte an diesem Tag nicht

gekämpft, sondern war geflüchtet. Und in Seringapatam war Sharpe das Grauen, durch die Bresche zu gehen, erspart geblieben.

Er sagte sich, dass er eines Tages in einer Schlacht kämpfen und die Salven ertragen würde, und er fragte sich, ob er sich behaupten oder in Panik ausbrechen würde. Oder ob er überhaupt noch die Gelegenheit haben würde, eine Schlacht zu erleben, denn trotz McCandless' lässigem Selbstvertrauen gab es keine Gewissheit, dass er diesen Besuch im Lager des Feindes überleben würde.

Sie erreichten Pohlmanns Armee an diesem Abend. Das Lager befand sich einen kurzen Marsch südlich von Aurangabad entfernt, und es war meilenweit an einer großen Rauchwolke zu erkennen, die am Himmel hing. Die Lagerfeuer verbrannten getrocknete Fladen von Ochsendung, und der scharfe Rauch drang in Sharpes Kehle, als er an den Reihen der Infanteriezelte vorbeitrabte.

Das Lager ähnelte sehr einem britischen Camp, abgesehen davon, dass die Zelte aus Rietmatten statt aus Segeltuch bestanden. Doch die Reihen waren ordentlich arrangiert, die Musketen sorgsam zu Pyramiden zusammengestellt, und ein disziplinierter Ring von Außenposten bewachte das Lager am Rand.

Sie passierten einige europäische Offiziere, die mit ihren Pferden Dressur ritten, und einer dieser Männer trieb sein Pferd an und ritt zu den Neuankömmlingen. Er ignorierte McCandless und Sharpe und nahm stattdessen vor Simone den gefiederten Hut ab.

»*Bonsoir*, Madame.«

Simone sah den Mann nicht an, sondern tippte ihr Pferd leicht mit der Reitgerte an.

»Dieser Typ ist Franzose, Sir«, sagte Sharpe zu McCandless.

»Ich spreche die Sprache, Sergeant«, sagte der Colonel.

»Was tut ein Franzmann hier, Sir?«

»Das Gleiche wie Lieutenant Dodd, Sharpe. Er lehrt Sindhias Infanterie das Kämpfen.«

»Wissen sie nicht, wie man kämpft, Sir? Ich dachte, das ist selbstverständlich.«

»Sie kämpfen anders als wir«, sagte McCandless und beobachtete, wie der Franzose, den Simone hatte abblitzen lassen, davonritt.

»Und wie ist das, Sir?«

»Der Europäer hat gelernt, eine Lücke schnell zu schließen, Sergeant. Je näher man einem Mann ist, desto wahrscheinlicher ist es, dass man ihn töten kann. Aber je näher Sie dem Feind kommen, desto wahrscheinlicher können Sie selbst getötet werden, doch es hat keinen Sinn, in der Schlacht an diese Befürchtung zu denken. Ran an den Feind, die Reihen schließen und mit dem Töten anfangen, das ist der Trick. Aber wenn es eine Möglichkeit gibt, wird sich der Inder zurückhalten und auf große Entfernung zu töten versuchen, und Typen wie Dodd lehren sie, die Lücken hart und schnell zu schließen. Dafür braucht man Disziplin, Disziplin und dicht geschlossene Reihen und gute Sergeants. Und zweifellos lehrt er sie auch, die Kanonen zu benutzen.«

Letzteres sprach der Colonel bitter, denn sie trabten neben einem Artilleriepark, in dem schwere Kanonen aufgereiht waren. Die Geschütze sahen für Sharpe sonderbar aus. Bei vielen waren die Mündungen mit Mustern verziert, und einige waren sogar bunt bemalt. Sie alle standen ordentlich und hatten Protzen und volles Zubehör – Ansetzer, Wischer, Ladeschaufeln, Handspaken und Eimer. Die Achsen glänzten vom Schmierfett, und auf den langen Läufen war keine Spur von Rost zu sehen. Jemand schien zu wissen, wie die Geschütze gepflegt wurden, und das ließ darauf schließen, dass sie auch wussten, wie sie benutzt wurden.

»Haben Sie sie gezählt, Sharpe?«, fragte McCandless unvermittelt.

»Nein, Sir.«

»Siebzehn in diesem Park, hauptsächlich Neunpfünder, aber es gibt hinten eine paar viel schwerere. Halten Sie die

Augen offen, Mann! Deshalb sind wir hier.«

»Jawohl, Sir, selbstverständlich, Sir.«

Sie passierten eine Reihe angebundener Kamele, dann ein Gehege, in dem ein Dutzend Elefanten ihren Mittagsfraß aus Palmenblättern und gebuttertem Reis erhielten. Kinder folgten den Männern, die den Reis trugen, um aufzulesen, was aus den Kübeln schwappte. Einige von der Marathen-Eskorte waren vorausgeritten, um die Neuigkeit von den Besuchern zu verbreiten, und Neugierige versammelten sich, um McCandless und seine beiden Gefährten zu begaffen, die immer noch tiefer in das große Lager ritten.

Die Menschenmenge wurde größer, als sie sich der Mitte des Lagers näherten, die von großen Zelten markiert war. Eines dieser Zelte bestand aus blau und gelb gestreiftem Segeltuch, und davor standen zwei Flaggenmaste. Der Wind war flau, und die bunten Fahnen hingen schlaff an den großen Masten.

»Überlassen Sie das Reden mir«, befahl McCandless Sharpe.

»Selbstverständlich, Sir.«

Simone schnappte plötzlich nach Luft.

Sharpe wandte den Kopf und sah, dass sie über die Köpfe einer neugierigen Menge hinweg zu einer Gruppe europäischer Offiziere starrte. Sie blickte zu Sharpe, und er sah Traurigkeit in ihren Augen. Sie schenkte ihm ein scheues Lächeln.

»Pierre«, erklärte sie kurz, dann zuckte sie mit den Schultern und gab ihrem Pferd einen Klaps mit der Reitgerte, und es preschte von Sharpe fort.

Simones Ehemann, ein kleiner Mann in weißem Uniformrock, starrte seine Frau ungläubig an, dann spiegelte sein Gesicht Freude wider, und er rannte seiner Frau entgegen. Sharpe war sonderbar eifersüchtig auf ihn.

»Damit ist unsere Pflicht erfüllt«, sagte McCandless glücklich. »Die zickige Frau sind wir losgeworden.«

»Die unglückliche, Sir.«

»Sie hat nichts, was sie beschäftigt hält, das ist der Grund. Der Teufel liebt Müßiggang, Sharpe.«

»Dann muss er mich die meiste Zeit hassen.« Sharpe schaute zu Simone, sah, wie sie aus dem Sattel glitt und von ihrem kleineren Mann umarmt wurde. Dann verbarg die Menge die Sicht auf das Paar.

Jemand rief eine Beleidigung zu den beiden britischen Reitern, und die anderen Zuschauer johlten oder lachten, doch Sharpe gewann Trost aus McCandless' Selbstvertrauen. Der Schotte zeigte eine glücklichere Stimmung als in den vergangenen Tagen, denn er genoss es, mitten im Lager seines Feindes zu sein.

Eine Gruppe von Männern tauchte aus dem großen gestreiften Zelt auf. Sie waren fast alle Europäer, und in vorderster Reihe stand ein großer, muskulöser Mann in Hemdsärmeln, der von indischen Soldaten in purpurfarbenen Uniformröcken bewacht wurde.

»Das ist Colonel Pohlmann«, sagte McCandless und nickte zu dem großen, rotgesichtigen Mann hin.

»Der Typ, der Sergeant zu sein pflegte, Sir?«

»Ja, das ist er.«

»Sie haben ihn kennen gelernt, Sir?«

»Einmal, vor ein paar Jahren. Ein ganz freundlicher Typ, Sharpe, aber ich bezweifle, dass er vertrauenswürdig ist.«

Wenn Pohlmann überrascht war, einen britischen Offizier in seinem Lager zu sehen, so ließ er sich das nicht anmerken. Stattdessen breitete er in einer überschwänglichen Geste des Willkommens die Arme aus.

»Sind Sie neue Rekruten?«, rief er.

McCandless verzichtete darauf, die spöttische Frage zu beantworten. Stattdessen glitt er von seinem Pferd. »Erinnern Sie sich nicht an mich, Colonel?«

»Natürlich erinnere ich mich an Sie«, sagte Pohlmann mit einem Lächeln. »Colonel Hector McCandless, einst in der Schottischen Brigade Seiner Majestät und jetzt im Dienst der East India Company. Wie könnte ich Sie vergessen,

Colonel? Sie versuchten, mir beizubringen, die Bibel zu lesen.« Pohlmann grinste und entblößte nikotingelbe Zähne. »Aber sie haben meine Frage nicht beantwortet, Colonel. Sind Sie gekommen, um sich unserer Armee anzuschließen?«

»Ich bin nichts als ein Abgesandter, Colonel.« McCandless klopfte Staub von seinem Kilt. Er hatte darauf bestanden, ihn zu dem Treffen mit dem Feind zu tragen. Das Kleidungsstück rief bei Pohlmanns Gefährten einige Belustigung hervor, doch sie hüteten sich, ihr Lächeln zu zeigen, wenn McCandless in ihre Richtung blickte. »Ich habe Ihnen eine Frau gebracht«, fügte McCandless als Erklärung hinzu.

»Wie sagt man in England für ›Eulen nach Athen tragen‹? Kohlen nach Newcastle?«, fragte Pohlmann.

»Ich habe Madame Joubert sicheres Geleit gegeben«, erwiderte der Schotte steif.

»Das war also Simone, die ich vorbeireiten sah«, sagte Pohlmann. »Ich habe mich schon gefragt, wer das sein kann. Und sie wird willkommen sein, wage ich zu sagen. Wir haben genug von allem in dieser Armee: Kanonen, Musketen, Pferde, Munition, Männer. Aber es können nie genug Frauen in einer Armee sein, oder?« Er lachte und befahl dann zweien seiner Leibwächter, sich um die Pferde der Besucher zu kümmern. »Sie sind einen weiten Weg geritten, Colonel«, sagte Pohlmann zu McCandless, »so lassen Sie mich Ihnen Erfrischungen anbieten. Ihnen auch, Sergeant«, schloss er Sharpe in seine Einladung ein. »Sie müssen müde sein.«

»Ich bin kaputt nach diesem Ritt«, sagte Sharpe und stieg schwerfällig und dankbar aus dem Sattel.

»Sie sind nicht an Pferde gewöhnt, wie?« Pohlmann ging zu Sharpe und legte ihm freundlich den Arm um die Schultern. »Sie sind ein Infanterist, was bedeutet, dass Sie harte Füße und einen weichen Hintern haben. Ich mag es auch nicht, auf einem Pferd zu sitzen. Sie wissen, wie ich zu

einer Schlacht komme? Auf einem Elefanten. So sollte man es machen, Sergeant. Wie ist Ihr Name?«

»Sharpe, Sir.«

»Dann willkommen in meinem Hauptquartier, Sergeant Sharpe. Sie sind gerade pünktlich zum Abendessen gekommen.«

Er führte Sharpe und McCandless in das Zelt und verharrte, um sie das verschwenderische Innere betrachten zu lassen. Sie sahen Teppiche, Seidendrapierungen, Messingkronleuchter, einen Tisch mit Schnitzereien und Canapés. McCandless runzelte die Stirn bei solchem Luxus, aber Sharpe war beeindruckt.

»Nicht schlecht für einen ehemaligen Sergeant, wie?« Pohlmann drückte Sharpes Schulter.

»Sie, Sir?«, fragte Sharpe und gab vor, Pohlmanns Geschichte nicht zu kennen.

»Ich war Sergeant beim Hannoverschen Regiment der East India Company« sagte Pohlmann, »einquartiert in einem Rattenloch in Madras. Jetzt befehlige ich eine Armee des Königs und habe all diese gepuderten Fatzken, die mich bedienen.« Er nickte zu seinem Gefolge von Offizieren, die tolerant lächelten, weil sie an Pohlmanns Beleidigungen gewohnt waren. »Wollen Sie mal pinkeln gehen, Sergeant?«, fragte Pohlmann und nahm den Arm von Sharpes Schulter. »Oder sich frisch machen?«

»Könnte beides nicht schaden, Sir.«

»Hinter dem Zelt.« Er wies hin. »Dann kommen Sie zurück und trinken mit mir.«

McCandless hatte Pohlmanns Jovialität mit Misstrauen beobachtet. Er hatte außerdem den Geruch von starkem Schnaps in Pohlmanns Atemluft gerochen und nahm an, dass ihn ein Saufabend erwartete. Selbst wenn er jeglichen Alkohol ablehnen würde, blieb ihm die betrunkene Hänselei von anderen nicht erspart. Es war eine düstere Aussicht, die er nicht allein ertragen wollte.

»Sie nicht, Sharpe«, flüsterte er Sharpe zu, als der ins Zelt zurückkehrte.

»Was nicht, Sir?«

»Sie bleiben nüchtern, haben Sie verstanden? Ich werde Sie nicht wegen eines Katers auf dem ganzen Rückweg zur Armee verhätscheln.«

»Selbstverständlich werde ich nüchtern bleiben«, sagte Sharpe. Eine Zeit lang versuchte er auch, McCandless zu gehorchen, doch Pohlmann bestand darauf, dass er vor dem Abend mit ihm anstieß.

»Sie sind doch kein Abstinenzler, oder?«, fragte Pohlmann mit gespieltem Entsetzen, als der Sergeant versuchte, einen Becher mit Brandy abzulehnen. »Sie sind doch kein Bibel lesender Abstinenzler? Sagen Sie mir nicht, dass die britische Armee moralisch wird!«

»Nein, Sir, das bin ich nicht, Sir.«

»Dann trinken Sie mit mir auf König Georg von Hannover und auf England!«

Sharpe trank gehorsam auf die Gesundheit ihres gemeinsamen Souveräns, dann auf Königin Charlotte, und bei diesen Höflichkeiten leerte sich sein Becher mit Brandy, und ein Serviermädchen wurde gerufen, um ihn aufzufüllen, damit Sharpe auf Seine Königliche Hoheit George, den Prinzen von Wales, anstoßen konnte.

»Sie mögen das Mädchen?«, fragte Pohlmann und nickte zu der Serviererin, die geschmeidig einem französischen Major auswich, der versuchte, sie am Sari zu packen.

»Sie ist hübsch, Sir«, sagte Sharpe.

»Hübsch sind sie alle, Sergeant. Ich halte ein Dutzend von ihnen als Frauen, ein weiteres Dutzend als Dienerinnen und Gott weiß wie viele andere, die nur danach streben, diese Positionen einzunehmen. Sie wirken schockiert, Colonel McCandless.«

»Ein Mann, der in den Zelten der Gottlosen lebt, wird bald auf gottlosen Wegen wandeln«, sagte McCandless.

»Gott sei Dank dafür«, erwiderte Pohlmann, dann klatschte er in die Hände, damit das Essen aufgetragen wurde.

Viele der Offiziere aßen in dem Zelt. Ein halbes Dutzend waren Marathen, der Rest Europäer, und kurz nachdem die Schüsseln und Teller auf dem Tisch standen und das Essen serviert wurde, traf Major Dodd ein.

Die Dunkelheit brach herein. Kerzen erhellten das Zelt, und Sharpe erkannte Dodds Gesicht sofort. Der Anblick des langen, vorspringenden Kinns, der blässlichen Haut und der gnadenlosen Augen brachte die Erinnerung an Chasalgaon zurück, an die Fliegen, die auf Sharpes Augen und seinem Hals krochen und an das Krachen, als Männer über die Toten hinwegstiegen und die Verwundeten erschossen.

Dodd, der Sharpes wütenden Blick nicht bemerkte, nickte Pohlmann zu.

»Ich entschuldige mich dafür, Colonel Pohlmann, dass ich zu spät komme«, sagte er steif und förmlich.

»Ich habe damit gerechnet, dass Captain Joubert zu spät dran ist«, sagte Pohlmann, »denn ein Mann, der gerade wieder mit seiner Frau vereint ist, hat Besseres zu tun, als pünktlich zum Essen zu erscheinen, wenn er überhaupt sein Abendessen einnimmt. Haben Sie ebenfalls Simone willkommen geheißen, Major?«

»Nein, das habe ich nicht. Ich habe mich um die Posten gekümmert.«

»Major Dodds Pflichtgefühl beschämt uns alle«, sagte Pohlmann. »Hatten Sie bereits das Vergnügen, Major Dodd kennen zu lernen, Colonel?«, fragte er McCandless.

»Ich weiß, dass die Company fünfhundert Guineen für Lieutenant Dodds Gefangennahme zahlen wird«, grollte McCandless, »und mehr noch, wage ich zu sagen, nach seiner Bestialität in Chasalgaon.«

Dodd zeigte keine Reaktion auf die Feindseligkeit des Colonels, aber Pohlmann lächelte. »Sie sind wegen der Belohnung gekommen, Colonel, nicht wahr?«

»Ich würde das Geld nicht anrühren«, sagte McCandless, »denn es klebt Blut daran. Und Mord, Treulosigkeit und Unehre.«

Die Worte waren zu Pohlmann gesprochen, aber an Dodd gerichtet, dessen Gesicht sich anspannte, als er sie hörte. Er hatte einen Platz am Ende des Tisches eingenommen und bediente sich mit Essen. Die anderen Gäste schwiegen, fasziniert von der Anspannung, die zwischen McCandless und Dodd herrschte.

Pohlmann genoss die Konfrontation. »Sie sagen, Major Dodd ist ein Mörder, Colonel?«

»Ein Mörder und Verräter.«

Pohlmann blickte am Tisch entlang. »Major Dodd? Haben Sie nichts zu sagen?«

Dodd griff nach einer Scheibe Brot und brach sie in zwei Hälften.

»Als ich das Pech hatte, in der Company zu dienen, Colonel«, sagte er zu Pohlmann, »war Colonel McCandless wohlbekannt als Leiter der Nachrichtenabteilung. Er hatte die unehrenhafte Aufgabe, die Feinde der Company auszuspionieren, und ich zweifle nicht daran, dass er aus diesem Grund hier ist. Er kann große Töne spucken, wie er will, aber er ist hier, um zu spionieren, Colonel.«

Pohlmann lächelte. »Ist das wahr, McCandless?«

»Ich habe Madame Joubert zu ihrem Mann zurückgebracht, Pohlmann, nichts sonst«, sagte McCandless.

»O doch«, widersprach Pohlmann. »Major Dodd hat recht! Sie sind der Chef des Nachrichtendienstes der Company, nicht wahr? Was bedeutet, dass Sie in der misslichen Lage der lieben Simone eine Chance gesehen haben, unsere Armee auszukundschaften.«

»Sie folgern zu viel«, sagte McCandless.

»Unsinn, Colonel. Probieren Sie das Lamm. Es ist in Milch gekocht. Was möchten Sie also sehen?«

»Mein Bett«, sagte McCandless knapp und lehnte die Portion Lammfleisch ab. Er aß nie Fleisch. »Nur mein Bett«,

fügte er hinzu.

»Ich werde dafür sorgen, dass Sie es sehen«, sagte Pohlmann freundlich. Der Hannoveraner legte eine Pause ein und fragte sich, ob er die Feindseligkeit zwischen McCandless und Dodd neu anstacheln sollte, doch er sagte sich, dass die beiden einander genügend beleidigt hatten. »Aber morgen werde ich für eine Besichtigungstour für Sie sorgen. Sie können sich ansehen, was auch immer Sie wollen, McCandless. Sie können unsere Kanoniere bei der Arbeit sehen, unsere Infanterie inspizieren, Sie können überallhin gehen, wohin Sie wollen, und mit jedem reden, mit dem Sie möchten. Wir haben nichts zu verbergen.« Er lächelte den erstaunten McCandless an. »Sie sind mein Gast, Colonel, also muss ich Ihnen richtige Gastfreundschaft bieten.«

Er hielt sein Wort, und am nächsten Morgen wurde McCandless eingeladen, Pohlmanns gesamte *compoo* zu inspizieren. »Ich wünschte, es wären mehr Soldaten hier, aber Sindhia ist ein paar Meilen nördlicher mit Saleurs und Duponts *compoo*s. Ich würde gern behaupten, dass sie nicht so gut wie meine sind, aber in Wirklichkeit sind beide sehr fähige Einheiten. Beide haben natürlich europäische Offiziere, und beide sind richtig ausgebildet. Ich kann nicht so viel über die Infanterie des Radschas von Berar sagen, aber seine Kanoniere sind unseren ebenbürtig.«

McCandless sagte den ganzen Morgen wenig, und Sharpe, der es gelernt hatte, die Stimmungen des Schotten zu deuten, sah, dass er aus der Fassung gebracht worden war und sich unbehaglich fühlte. Das war auch kein Wunder, denn Pohlmanns Soldaten wirkten so gut wie alle im Dienst der Company. Der Hannoveraner befehligte sechseinhalbtausend Mann Infanterie, fünfhundert Kavalleristen und ebenso viele Pioniere und besaß achtunddreißig Geschütze. Diese *compoo* allein war der Infanterie von Wellesleys Armee zahlenmäßig überlegen und besaß mehr Geschütze, und es gab zwei gleiche *compoo*s in

Sindhias Diensten, ganz zu schweigen von seiner Horde Kavallerie.

Klar, dass McCandless sauer ist, dachte Sharpe. Der Schotte täuschte zwar Dankbarkeit gegenüber seinem Gastgeber vor, doch Sharpe spürte, dass McCandless' Mut sogar noch mehr sank, als Pohlmann für eine Demonstration seiner Artillerie sorgte und ihn zwang zuzuschauen, wie die Kanoniere eine Batterie von großen Achtzehnpfünder-Geschützen mit dem Eifer und Können der britischen Armee bedienten.

»Das sind gut gemachte Stücke«, prahlte Pohlmann, als er McCandless zu den heißen Geschützen führte, die hinter den vom Mündungsfeuer verbrannten Stellen im Gras standen. »Vielleicht für europäischen Geschmack ein bisschen auffällig bunt, aber nicht übel.«

Die Geschütze waren allesamt mit grellen Farben bemalt, und einige hatten Namen in verschnörkelter Schrift auf dem Verschluss.

»Inspizieren Sie sie, Colonel!«, sagte Pohlmann laut. »Das ist ausgezeichnete Arbeit. Unsere Radachsen brechen nicht, das kann ich Ihnen versichern.«

Pohlmann war bereit, McCandless sogar noch mehr zu zeigen, doch nach dem Mittagessen zog es der Schotte vor, den Nachmittag in seinem geliehenen Zelt zu verbringen. Er behauptete, Ruhe zu brauchen, doch Sharpe nahm an, dass der Colonel genug Demütigungen erlitten hatte und sich Notizen über alles Gesehene machen wollte.

»Wir werden morgen Abend reiten, Sharpe«, sagte der Colonel. »Können Sie sich bis dahin selbst beschäftigen?«

»Colonel Pohlmann möchte, dass ich mit ihm auf seinem Elefanten reite, Sir.«

Der Colonel blickte finster drein. »Er mag es zu protzen.« Es hatte den Anschein, als wolle er Sharpe befehlen, die Einladung abzulehnen, doch schließlich zuckte er mit den Schultern. »Werden Sie nur nicht seekrank.«

Die Bewegung des Sitzes auf dem Rücken eines Elefanten ähnelte tatsächlich der eines Schiffes auf rauer See, denn er schwankte hin und her, als der Dickhäuter nordwärts stampfte. Zuerst musste sich Sharpe am Rand des Korbsitzes festklammern, aber als er sich erst an die Schaukelei gewöhnt hatte, entspannte er sich und lehnte sich auf dem gepolsterten Sitz zurück. Der Sitz hatte zwei Plätze hintereinander, und Sharpe saß auf dem hinteren.

Nach einer Weile drehte sich Pohlmann auf seinem Sitz und zeigte, wie er seine Rückenlehne ausrasten und so flach stellen konnte, dass der ganze Sitz zu einem gepolsterten Bett wurde, das mit den Vorhängen, die vom Weidengeflecht des Sitzdaches herunterhingen, verdeckt werden konnte.

»Es ist ein feiner Platz, zu dem man eine Frau mitnehmen kann, Sergeant«, sagte Pohlmann, als er die Rückenstütze wieder in ihre aufrechte Position stellte. »Aber man muss aufpassen, dass die Gurte nicht reißen. Einmal ist der Haltegurt gebrochen, und der gesamte Sitz fiel runter! Zum Glück langsam, und ich hatte meine Hosen noch an, sodass nicht zu viel Würde verloren ging.«

»Sie sehen nicht aus wie ein Mann, der sich viel Sorgen um seine Würde macht, Sir.«

»Ich sorge mich um meinen Ruf«, erwiderte Pohlmann, »was nicht das Gleiche ist. Ich bewahre meinen guten Ruf, indem ich Schlachten gewinne und Gold verschenke. Diese Männer«, er wies zu seiner Leibwache, die zu beiden Seiten des Elefanten marschierte, »erhalten so viel Sold wie ein Lieutenant in britischem Dienst. Und so viel wie meine europäischen Offiziere!« Er lachte. »Sie alle verdienen mehr Geld, als sie sich jemals erträumt haben. Sehen Sie sich diese Leute an!« Er nickte zu den Reitern, die dem Elefanten folgten. Dodd war darunter, ritt jedoch abseits von den anderen und mit einem verdrossenen Ausdruck im länglichen Gesicht, als widere es ihn an, seinem befehlshabenden Offizier die Aufwartung zu machen. Sein Pferd war eine plumpe Stute, so gereizt und widerspenstig

wie ihr Herr. »Gier, Sharpe, Gier ist das beste Motiv für einen Soldaten«, sagte Pohlmann. »Gier lässt sie kämpfen wie Dämonen, wenn unser Herr und Meister uns jemals zu kämpfen erlaubt.«

»Sie meinen, das wird er nicht erlauben, Sir?«

Pohlmann grinste. »Sindhia hört lieber auf seine Astrologen, als seinen Europäern zuzuhören, doch ich stecke den Bastarden einiges Geld zu, wenn die Zeit kommt, und sie werden ihm weismachen, dass die Sterne günstig stehen. Er wird mir dann die ganze Armee geben und mich von der Kette lassen.«

»Wie groß ist die ganze Armee, Sir?«

Pohlmann lächelte. Er erkannte, dass Sharpe im Auftrag von Colonel McCandless Fragen stellte. »Wenn Sie uns gegenüberstehen, Sharpe, sollten wir über hunderttausend Mann sein. Und von diesen sind fünfzehntausend Infanteristen erstklassig, dreißigtausend Infanteristen verlässlich, und der Rest sind Reiter, die nur gut zum Plündern der Verwundeten sind. Wir haben ebenfalls hundert Geschütze, jedes davon so gut wie jedes europäische. Und wie groß wird eure Armee sein?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Sharpe mit ausdrucksloser Miene.

Pohlmann lächelte. »Wellesley hat vielleicht siebeneinhalbtausend Mann, Infanterie und Kavallerie, während Colonel Stevenson vielleicht weitere siebentausend hat. Wie viel ist das zusammen? Vierzehneinhalbtausend? Mit vierzig Geschützen? Sie glauben, vierzehntausend Männer können hunderttausend besiegen? Und was geschieht, Sergeant Sharpe, wenn ich es schaffe, eine eurer kleinen Armeen zu schlagen, bevor die andere sie unterstützen kann?«

Sharpe sagte nichts, und Pohlmann lächelte. »Sie sollten überlegen, ob Sie mir nicht besser Ihr Können verkaufen, Sharpe.«

»Ich, Sir?«, antwortete Sharpe leichthin.

»Sie, Sergeant Sharpe«, sagte Pohlmann eindringlich und drehte sich auf seinem Sitz, um Sharpe anzustarren. »Deshalb habe ich Sie an diesem Nachmittag eingeladen. Ich brauche europäische Offiziere, Sharpe, und jeder Mann, der so jung wie Sie Sergeant wird, muss über großes Können verfügen. Ich biete Ihnen Rang und Reichtum an, Sharpe. Sehen Sie mich an. Vor zehn Jahren war ich Sergeant wie Sie. Jetzt reite ich auf einem Elefanten in den Krieg, brauche zwei weitere, um mein Gold zu transportieren, und habe drei Dutzend Frauen, die darin wetteifern, meinen Säbel scharf zu machen. Haben Sie jemals von George Thomas gehört?«

»Nein, Sir.«

»Ein Ire, Sergeant, und nicht mal ein Soldat! George war ein ungebildeter Seemann, des Lesens und Schreibens unkundig, aus der Gosse von Dublin, und bevor er sich zu Tode soff, der arme Mann, war er der General der Begum Somroo. Ich glaube, er war auch ihr Liebhaber, obwohl das kein Unterschied für diese besondere Dame war, aber bevor George starb, brauchte er einen ganze Herde von Elefanten, um sein Gold zu transportieren. Und warum? Weil die indischen Fürsten unsere Fähigkeiten brauchen, Sergeant. Statten Sie sich mit einem guten Europäer aus, und Sie gewinnen Ihre Kriege. Ich habe in der Schlacht von Malpura zweiundsiebzig Geschütze erbeutet, und habe das Gewicht dieser Geschütze in purem Gold als meine Belohnung verlangt. Und bekommen. In zehn Jahren könnten Sie so reich sein, wie Sie wollen, so reich wie Benoît de Boigne. Sie haben von ihm gehört?«

»Nein, Sir.«

»Er war ein Savoyarde, Sergeant, und in nur vier Jahren verdiente er hunderttausend Pfund, und dann kehrte er heim und heiratete eine siebzehnjährige Adlige. In nur vier Jahren! Von einem Captain in Savoyens Armee zum Gouverneur des halben Territoriums von Sindhia. Hier kann man ein Vermögen machen, und Rang und Geburt spielen keine Rolle. Nur die Fähigkeit zählt, nichts als die Fähigkeit.«

Pohlmann legte eine Pause ein, den Blick auf Sharpe gerichtet. »Ich würde Sie morgen zu einem Lieutenant machen, Sergeant, und Sie können in meiner *compoo* kämpfen, und wenn Sie gut sind, werden Sie nach einem Monat Captain sein.«

Sharpe schaute den Hannoveraner an, sagte jedoch nichts. Pohlmann lächelte. »Wie stehen Ihre Chancen, ein Offizierspatent in der britischen Armee zu bekommen?«

Sharpe grinste. »Null Chance, Sir.«

»Also? Ich biete Ihnen Rang, Reichtum und so viele *bibbis*, wie Sie flach legen können.«

»Ist Mister Dodd deswegen desertiert, Sir?«

Pohlmann lächelte. »Major Dodd ist desertiert, Sharpe, weil ihm die Hinrichtung wegen Mordes drohte und weil er vernünftig ist und meinen Job will. Was er jedoch nicht zugeben würde.« Der Hannoveraner drehte sich auf dem Sitz. »Major Dodd!«, rief er.

Der Major trieb seine Stute an die Seite des Elefanten und blickte zum Sitz hoch. »Sir?«

»Sergeant Sharpe möchte wissen, warum Sie sich unserer Armee angeschlossen haben.«

Dodd bedachte Sharpe mit einem misstrauischen Blick und zuckte mit den Schultern. »Ich bin abgehauen, weil es keine Zukunft für die Company gibt«, sagte er. »Ich war seit zweiundzwanzig Jahren Lieutenant, zweiundzwanzig Jahre lang! Für die Company zählt nicht, wie gut ein Soldat ist, man muss warten, bis man an der Reihe ist, und während ich die ganze Zeit zuschaute, wie sich reiche, junge Narren in den Reihen des Königs emporkauften, musste ich Bücklinge vor den nutzlosen Bastarden machen. Ja, Sir, nein, Sir, drei verdammte Taschen voll, Sir, und darf ich Ihnen Ihre Taschen tragen, Sir, und Ihnen den Arsch abwischen, Sir?« Dodd war immer ärgerlicher geworden, während er gesprochen hatte, doch jetzt versuchte er, sich wieder unter Kontrolle zu bringen. »Ich konnte nicht zur Armee des Königs gehen, Sergeant, weil mein Vater in Suffolk eine Mühle betrieb und

kein Geld für ein Patent in der Armee des Königs da war. Das bedeutete, dass ich nur zur Company gehen konnte, und Offiziere des Königs behandeln Männer der Company wie Dreck. Ich kann zwanzig der Bastarde niederkämpfen, aber Fähigkeit zählt nicht in der Company. Lass dir nichts zuschulden kommen, warte, bis du an der Reihe bist, und dann verrecke für die Aktionäre, wenn der Vorstand es dir sagt.« Er erregte sich von Neuem. »Deshalb bin ich desertiert«, endete er dann ruhiger.

»Und Sie, Sergeant?«, fragte Pohlmann. »Welche Chancen wird die Armee Ihnen bieten?«

»Ich weiß nicht, Sir.«

»O doch«, widersprach Pohlmann. »Sie wissen es.«

Der Elefant war stehen geblieben, und der Hannoveraner wies nach vorn.

Sharpe sah, dass sie am Waldrand angelangt waren, und eine halbe Meile entfernt war die große Stadt mit Mauern wie jene, die von den Schotten bei Ahmadnagar erklettert worden waren. Auf der Stadtmauer flatterten Fahnen, und in den Schießscharten spiegelten sich die Sonnenstrahlen auf den Läufen der Geschütze.

»Das ist Aurangabad«, sagte Pohlmann, »und jeder innerhalb diese Mauern bepisst sich vor Angst, weil ich im Begriff bin, mit einer Belagerung anzufangen.«

»Aber Sie fangen nicht an?«

»Ich freue mich auf Wellesley«, sagte Pohlmann. »Und wissen Sie, warum? Ich habe nie eine Schlacht verloren, Sharpe, und ich werde meinen Trophäen den Degen eines britischen Major Generals hinzufügen. Dann werde ich mir einen Palast bauen, einen verdammt großen Marmorpalast. Und in den Fluren werden britische Geschütze aufgereiht sein, und britische Fahnen werden mein Schlafzimmer vor der Sonne schützen, und ich vögele meine *bibbis* auf einer Matratze, die mit britischem Rosshaar gestopft ist.«

Pohlmann schwelgte eine Weile in diesem Traum, und dann, mit einem letzten Blick auf die Stadt, befahl er dem

Elefantenführer, mit dem Elefanten umzukehren.

»Wann reitet McCandless fort?«, fragte er Sharpe.

»Heute Abend, Sir.«

»Nach Einbruch der Dunkelheit?«

»Ich nehme an gegen Mitternacht, Sir.«

»Das verschafft Ihnen viel Zeit zum Nachdenken, Sergeant. Zum Nachdenken über Ihre Zukunft. Um zu überlegen, was die Rotröcke Ihnen anbieten und was Sie bei mir erwartet. Und wenn Sie über diese Dinge nachgedacht haben, kommen Sie zu mir.«

»Ich werde darüber nachdenken, Sir, ja, das werde ich.«

Und das stimmte.

KAPITEL 6

Colonel McCandless hatte sich entschlossen, nicht an Pohlmanns Abendessen teilzunehmen, verbot es jedoch Sharpe nicht.

»Aber betrinken sie sich nicht«, ermahnte er den Sergeant, »und seien Sie um Mitternacht an meinem Zelt. Ich will im Morgengrauen zurück am Godavari sein.«

»Jawohl, Sir«, sagte Sharpe, dann ging er zu Pohlmanns Zelt, wo sich die meisten der Offiziere der Brigade versammelt hatten. Dodd war da und ebenfalls ein halbes Dutzend Frauen von Pohlmanns europäischen Offizieren, darunter Simone Joubert, doch von ihrem Mann war nichts zu sehen.

»Er ist heute Nacht für die Posten verantwortlich«, erklärte Simone Sharpe, als er sie danach fragte, »und Colonel Pohlmann hat mich zum Essen eingeladen.«

»Er hat mich eingeladen, mich seiner Armee anzuschließen«, erzählte Sharpe.

»Tatsächlich?« Ihre Augen weiteten sich, als sie von ihrem Stuhl aufblickte. »Und? Wirst du in seine Armee eintreten?«

»Es würde bedeuten, dass ich nahe bei dir bin, Ma’am«, sagte Sharpe, »und das ist ein Anreiz.«

Simone lächelte leicht über das Kompliment. »Ich glaube, du wärst kein so guter Soldat, wenn du deine Loyalität um einer Frau willen änderst, Sergeant.«

»Er verspricht, dass ich in kürzester Zeit ein Offizier sein werde«, sagte Sharpe.

»Und ist es das, was du willst?«

Sharpe hockte sich auf die Hacken, damit er näher bei ihr sein konnte. Die anderen europäischen Frauen sahen es und spitzten die Lippen mit Missbilligung, die aus Neid geboren war, aber Sharpe bekam ihre Blicke gar nicht mit. »Ich glaube, ich wäre gern Offizier, ja. Und ich kann mir einen sehr guten Grund denken, Offizier in dieser Armee zu sein.«

Simone errötete. »Ich bin eine verheiratete Frau, Sergeant. Das weißt du.«

»Aber selbst verheiratete Frauen brauchen Freunde«, sagte Sharpe.

In diesem Augenblick packte ihn eine große Hand am zusammengebundenen Haar und riss ihn auf die Füße.

Sharpe fuhr wütend herum, um zu sehen, wer ihn da so grob packte. Es war der grinsende Major Dodd.

»Ich kann Sie doch nicht vor Frauen knien lassen, Sharpe«, sagte Dodd und verneigte sich unbeholfen vor Simone. »Guten Abend, Madame.«

»Major«, erwiderte Simone kühl.

»Sie werden mir verzeihen, Madame, wenn ich Ihnen Sergeant Sharpe raube?«, fragte Dodd. »Ich möchte mit ihm sprechen. Kommen Sie, Sharpe.« Er nahm Sharpe am Arm und führte ihn durch das Zelt. Der Major war beschwipst und offenbar in der Laune, noch mehr zu trinken, denn er schnappte sich von einem Diener einen ganzen Krug Arrak und nahm dann zwei Becher von einem Tisch.

»Madame Joubert gefällt Ihnen, wie?«, fragte er Sharpe.

»Ja, ich mag sie, Sir.«

»Sie ist vergeben, Sergeant. Denken Sie daran, wenn Sie zu uns kommen. Sie ist vergeben.«

»Sie meinen, sie ist verheiratet, Sir?«

»Verheiratet?« Dodd lachte, schenkte Arrak ein und gab einen Becher Sharpe. »Wie viele europäische Offiziere können Sie hier sehen? Und wie viele europäische Frauen? Und wie viele von ihnen sind jung und hübsch wie Madame Joubert? Rechnen Sie es aus, Junge. Und drängeln Sie sich nicht vor.« Dodd grinste bei diesen Worten, und sein Tonfall war offenbar scherzhaft gemeint. »Aber Sie schließen sich uns an, nicht wahr?«

»Ich denke darüber nach, Sir.«

»Sie werden dann in meinem Regiment sein, Sharpe«, sagte Dodd. »Ich brauche europäische Offiziere. Ich habe nur Joubert bekommen, und er ist verdammt nutzlos, und so

habe ich mit Pohlmann gesprochen, und er sagt, Sie können zu meinen Kobras kommen. Ich gebe Ihnen drei eigene Kompanien, um die Sie sich kümmern, und Gott helfe Ihnen, wenn Sie sie nicht in erstklassiger Verfassung halten. Ich mag es, mich um die Männer zu kümmern, denn in der Schlacht kümmern sie sich um einen selbst, und Gott gnade jedem Offizier, der mich im Stich lässt.« Er legte eine Pause sein, um die Hälfte seines Arraks zu trinken und nachzuschenken. »Ich werde Sie hart rannehmen, Sharpe, verdammt hart, aber in dieser Armee ist viel Gold zu holen, wenn wir erst Boy Wellesley vernichtend geschlagen haben. Geld ist Ihre Belohnung, Junge, viel Geld.«

»Und deshalb sind Sie hier, Sir?«

»Deshalb sind wir alle hier, Sie Narr. Alle außer Joubert, der von seiner Regierung auf diesen Posten geschickt worden ist und zu blöde ist, sich an Sindhias Gold zu bedienen. Melden Sie sich bei mir am Morgen. Wir marschieren morgen Nacht nach Norden, was bedeutet, dass Sie einen Tag haben werden, um sich einzuarbeiten, und danach sind Sie Mister Sharpe, Gentleman. Kommen Sie morgen früh zu mir, Sharpe, und legen Sie diesen verdammten roten Rock ab.« Er stieß Sharpe mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Wenn ich einen roten Rock sehe«, fuhr er fort, »möchte ich Blut sehen.« Er grinste und zeigte gelbliche Zähne.

»Wie in Chasalgaon, Sir?«, fragte Sharpe.

Dodds Grinsen verschwand. »Warum, zum Teufel, fragen Sie das?«, grollte er.

Sharpe hatte gefragt, weil er sich an das Massaker erinnert und sich gefragt hatte, ob er jemals unter einem Mann dienen konnte, der solch ein Blutbad befohlen hatte, doch er sagte nichts davon. »Ich habe Geschichten gehört, Sir, aber keiner erzählt uns etwas Genaues, Sir. Sie wissen darüber Bescheid, und so habe ich mich gefragt, was dort geschehen ist.«

Dodd ließ sich die Antwort durch den Kopf gehen und zuckte dann mit den Schultern. »Ich habe keine Gefangenen

gemacht, Sharpe, das ist geschehen. Ich habe die Bastarde bist auf den letzten Mann kaltgemacht.«

Und bis auf den letzten Jungen, dachte Sharpe und dachte an Davi Lal. Seine Miene blieb ausdruckslos, und er zeigte keine Spur von Erinnerung oder Hass. »Warum haben Sie keine Gefangenen gemacht, Sir?«

»Weil Krieg ist!«, erwiderte Dodd heftig. »Wenn Männer gegen mich kämpfen, Sergeant, dann will ich, dass sie mich fürchten, denn dadurch ist die Schlacht halb gewonnen, bevor sie angefangen hat. Das ist nicht menschenfreundlich, ich weiß, aber wer hat je gesagt, dass ein Krieg menschenfreundlich ist? Und in diesem Krieg, Sergeant«, er deutete zu den Offizieren, die sich um Colonel Pohlmann drängten, »frisst ein Hund den anderen. Wir sind alle im Wettbewerb. Und niemand weiß, wer gewinnen wird. Der Skrupelloseste wird der Sieger sein. Was habe ich also in Chasalgaon getan? Ich habe für meinen Ruf gesorgt, Sharpe. Mir einen Namen gemacht. Das ist die Regel Nummer eins des Krieges, Sergeant. Sorgen Sie dafür, dass die Bastarde Sie fürchten. Und wissen Sie, was Regel Nummer zwei ist?«

»Stellen Sie keine Fragen, Sir?«

Dodd grinste. »Nein, Junge, die zweite Regel heißt, vergrößere nie Fehlschläge. Und die dritte, kümmern Sie sich um Ihre Männer. Sie wissen, warum ich diesen Goldschmied vermöbelt habe? Davon haben Sie gehört, nicht wahr? Ich werde es Ihnen sagen. Es war nicht, weil er mich betrogen hat, was der Fall gewesen ist, sondern weil er einige meiner Männer betrogen hat. So kümmerte ich mich um sie und ließ ihn von ihnen gründlich verprügeln, und der Bastard starb daran, was er verdient hatte, dieses reiche, fette Schwein.«

Der Major wandte sich um und blickte finster zu den Bediensteten, die Essen aus Pohlmanns Küchenzelt brachten.

»Und hier sind sie genauso schlecht, Sharpe. Sehen sie sich all dieses Essen an. Das reicht, um zwei Regimenter zu

beköstigen, Sharpe, und die Männer schieben Kohldampf. Kein richtiges Versorgungssystem, verstehen Sie? Es kostet Geld, das ist der Grund. In dieser Armee wird kein Essen an Sie ausgegeben, sie gehen raus und klauen es sich.« Sein Gesicht spiegelte Missbilligung wider. »Ich habe es Pohlmann gesagt. Bauen Sie eine Verpflegungsstelle auf, habe ich gesagt, doch das hat er nicht getan, denn es kostet Geld. Sindhia hortet Lebensmittel in seinen Festungen, doch er gibt sie erst aus, wenn er sie bezahlt bekommt, und Pohlmann will auf keinen Penny von seinem Profit verzichten, und so verfault der Proviant in den Lagerschuppen, während wir weitermarschieren, denn nach einer Woche haben wir eine Reihe von Feldern leer gefressen und müssen zu den nächsten marschieren. Das ist eine verdammte Methode, eine Armee zu führen.«

»Vielleicht werden Sie eines Tages das System ändern, Sir«, sagte Sharpe.

»Das werde ich!«, sagte Dodd energisch. »Das werde ich, verdammt noch mal! Und wenn Sie Verstand haben, Junge, dann werden Sie mir helfen. Als Sohn eines Müllers hat man einiges gelernt, Sergeant, und zwar nicht nur, wie man Korn mahlt, sondern auch, dass ein Narr und sein Geld leicht zu trennen sind. Und Sindhia ist ein Narr, aber wenn ich die Chance bekomme, werde ich den Scheißkerl zum Kaiser von Indien machen.« Er wandte sich um, als ein Diener einen Gong schlug. »Es ist Zeit fürs Essen.«

Es war eine merkwürdig gedämpfte Stimmung beim Abendessen, obwohl Pohlmann sein Bestes tat, um seine Gesellschaft bei guter Laune zu halten.

Sharpe hatte sich bemüht, einen Platz neben Simone zu ergattern, doch Dodd und ein schwedischer Captain waren ihm zuvor gekommen, und Sharpe hatte einen kleinen Schweizer Doktor als Tischnachbarn, der ihm während der gesamten Mahlzeit Fragen über die religiösen Gepflogenheiten in britischen Regimentern stellte.

»Ihre Militärgeistlichen sind fromme Männer, ja?«

»Besoffene Bastarde, Sir, jedenfalls die meisten.«

»Das kann nicht stimmen!«

»Erst vor einem Monat habe ich zwei von ihnen aus einem Puff geschleppt, Sir. Sie wollten nicht zahlen, Sir.«

»Sie erzählen mir nicht die Wahrheit!«

»Auf Gottes Ehre, Sir. Reverend Cooper war einer von ihnen, und es gibt kaum einen Sonntag, an dem er nüchtern ist. Er hat eine Weihnachtspredigt zu Ostern gehalten, so blau war er.«

Die meisten der Gäste gingen früh, Dodd darunter, doch ein paar Hartnäckige blieben, um mit dem Colonel Karten zu spielen.

Pohlmann grinste Sharpe an. »Sie spielen mit, Sharpe?«

»Ich bin nicht reich genug, Sir.«

Pohlmann schüttelte in gespielter Wut über die Antwort den Kopf. »Ich werde Sie reich machen, Sharpe. Glauben Sie mir das?«

»Ich glaube Ihnen, Sir.«

»Sie haben sich also entschieden? Sie kommen in mein Regiment?«

»Ich möchte immer noch ein bisschen darüber nachdenken, Sir.«

Pohlmann zuckte mit den Schultern. »Da gibt es nichts nachzudenken. Entweder werden Sie ein reicher Mann, oder Sie verrecken für König George.«

Sharpe verließ die übrig gebliebenen Offiziere bei ihrem Kartenspiel und ging durch das Lager davon. Er dachte wirklich nach oder versuchte es wenigstens, und er suchte einen ruhigen Platz, doch eine Menge von Soldaten wettete bei Hundekämpfen, und ihr Geschrei und das Kläffen und Winseln der Hunde hallte weit durch die Dunkelheit.

Sharpe ließ sich auf einer freien Fläche nahe bei den angebundenen Kamelen nieder, die Pohlmanns Nachschub an Raketen transportierten, und dort lag er und starrte durch den Nebel von Rauch zu den Sternen empor. Millionen von Sternen.

Er hatte immer gedacht, es sei eine Antwort auf alle Geheimnisse des Lebens in den Sternen, doch immer wenn er sie anschaute, ließ sich die Antwort nicht finden. Im Waisenhaus war er zur Strafe gepeitscht worden, weil er in einer klaren Nacht durch das Dachfenster der Werkstatt zum Himmel gestarrt hatte. »Du bist nicht hier, um die Dunkelheit anzuglotzen, Junge«, hatte der Aufseher geschnauzt. »Du bist hier, um zu arbeiten.« Und die Peitsche war auf Sharpes Schultern geklatscht, und er hatte gehorsam auf den großen Haufen Hanfseile hinabgeschaut, die gesplisst werden mussten.

»Du musst ein Handwerk lernen, Junge«, hatte der Meister ihm immer wieder gesagt, und so hatte Sharpe sich daran gehalten und eines gelernt – aber es war nicht das Seilerhandwerk gewesen. Er hatte das Killergewerbe gelernt. Eine Muskete laden und abfeuern. Er hatte es noch nicht oft ausgeübt, aber er mochte es. Er erinnerte sich an Malavelly, als die Salve auf den nahenden Feind geschossen worden war und sich jegliches Gefühl des Unglücklichseins und des Zorns im Lauf der Muskete konzentriert hatte und in einer Explosion aus Feuer, Rauch und Blei hinausgespuckt worden war.

Er hielt sich nicht für unglücklich. Nicht jetzt. Die Armee war in den letzten Jahren gut zu ihm gewesen, doch er spürte, dass immer noch etwas falsch in seiner Seele war. Er wusste nicht, was es war, denn er fand, dass er im sorgsamen Denken nichts taugte. Er war ein Mann der Tat, denn immer wenn ein Problem gelöst werden musste, konnte er für gewöhnlich eine Lösung finden, doch für einfaches Denken war er nicht von großem Nutzen. Aber jetzt musste er denken, und er starrte zu den vom Rauch verschwommenen Sternen in der Hoffnung, dass sie ihm helfen würden. Doch sie schimmerten nur weiter. Lieutenant Sharpe, dachte er, und es überraschte ihn, dass er nichts Seltsames an dieser Vorstellung fand.

Die Sache war natürlich lächerlich. Richard Sharpe ein Offizier? Aber irgendwie konnte er die Idee nicht abschütteln. Sie ist lachhaft, versuchte er, sich selbst zu überzeugen, wenigstens in der britischen Armee, aber nicht hier. Nicht in Pohlmanns Armee, denn Pohlmann war einst selbst Sergeant gewesen.

»Verdammt, verdammt«, entfuhr es ihm laut, und eines der Kamele rülpste als Antwort.

Das Gejohle der Wetter feierte den Tod eines Hundes bei dem blutigen Kampf, und irgendwo in der Nähe spielte ein Soldat auf einem der merkwürdigen indischen Instrumente, zupfte an den langen Saiten eine klagende Melodie.

Im britischen Lager würden sie singen, dachte Sharpe, doch hier sang keiner. Sie waren zu hungrig, doch Hunger stoppte keinen Mann beim Kämpfen. Er hatte Sharpe nie gestoppt. Diese hungrigen Männer konnten also kämpfen, und sie brauchten Offiziere, und er musste nur aufstehen, sich den Staub abklopfen, zu Pohlmann Zelt schlendern und Lieutenant Sharpe werden. Mister Sharpe. Und er würde seine Sache gut machen. Besser als Morris, besser als die meisten der jüngeren Offiziere der Armee.

Er war ein guter Sergeant, ein verdammt guter, und er genoss es, Sergeant zu sein. Er bekam Respekt, nicht nur wegen der Streifen auf seinen roten Ärmeln und weil er die Mine in Seringapatam in die Luft geblasen hatte, sondern weil er gut und hart war. Er hatte keine Angst davor, eine Entscheidung zu treffen. Das war der Schlüssel zum Erfolg, nahm er an. Und es machte ihm Spaß, Entscheidungen zu treffen. Er genoss den Respekt, den ihm seine Entscheidungsfreudigkeit brachte.

Ihm wurde klar, dass er sich in seinem ganzen Leben nach Respekt gesehnt hatte. Himmel, dachte er, was würde es für eine Freude sein, ins Waisenhaus zu spazieren, mit goldenen Tressen auf dem Rock und einem Säbel des Offiziers an der Seite? Das war der Respekt, den er von den Bastarden in Brewhouse Lane wünschte, die gesagt hatten, es würde nie

etwas aus ihm werden, und die ihn blutig gepeitscht hatten, weil er ein Bastard aus der Gosse war.

Bei Gott, dachte er, das Waisenhaus besuchen würde das Leben perfekt machen! Brewhouse Lane, er mit Tressen auf dem Uniformrock und Offizierssäbel und mit Simone am Arm und die Juwelen eines verstorbenen Königs an ihrem Hals. Alle im Waisenhaus würden den Hut vor ihnen ziehen und dienern.

Perfekt, dachte er, einfach perfekt, und als er sich diesem Traum hingab, ertönte ein ärgerlicher Ruf aus den Zelten bei Pohlmanns großem Zelt, und einen Augenblick später krachte eine Waffe.

Nach dem Schuss herrschte einen Moment Stille, als ob Gewalt einen Kampf Betrunkener beendet hätte, dann hörte Sharpe Männerlachen und Hufschlag.

Er hatte sich aufgesetzt und starrte zum großen Zelt. Die Pferde galoppierten ziemlich nahe an ihm vorbei, und dann verlor sich ihr Hufschlag in der Dunkelheit.

»Komm zurück!«, rief ein Mann auf Englisch, und Sharpe erkannte McCandless' Stimme.

Sharpe sprang auf und rannte los.

»Komm zurück!«, rief McCandless von Neuem, und dann krachte wieder ein Schuss, und Sharpe hörte den Colonel aufjaulen wie einen geprügelten Hund.

Stimmen riefen jetzt durcheinander. Die Offiziere, die Karten gespielt hatten, rannten auf McCandless' Zelt zu, und Pohlmanns Leibwächter folgten ihnen.

Sharpe wich einem Lagerfeuer aus, sprang über einen schlafenden Mann hinweg und sah einen Schemen, der sich eilig von dem Tumult entfernte. Der Schatten hatte eine Muskete in der Hand und hielt sich halb geduckt, als wolle er nicht gesehen werden. Sharpe zögerte nicht, sondern bog ab und rannte auf den Mann zu.

Als der Flüchtige Sharpe kommen hörte, lief er schneller. Dann wurde ihm klar, dass er nicht entkommen konnte. Er verharrte jäh und drehte sich nach seinem Verfolger um. Der

Mann zog ein Bajonett hervor und schob es auf den Lauf seiner Muskete.

Sharpe sah Mondschein auf der lange Klinge blitzten, sah das Weiß der Zähne des Mannes in der Dunkelheit, und dann stieß das Bajonett auf ihn zu, doch Sharpe hatte sich zu Boden fallen lassen und glitt unter der Klinge vorwärts durch den Staub. Er schlang die Arme um die Beine des Mannes, ruckte daran, und der Mann stürzte zurück. Sharpe schlug die Muskete mit der linken Hand zurück und hämmerte die Rechte auf die im Mondschein schimmernden Zahnreihen.

Der Mann versuchte, ihm in den Unterleib zu treten, und stieß die gekrümmten Finger nach seinen Augen, doch Sharpe schnappte mit dem Mund einen der Finger und biss zu. Der Mann schrie vor Schmerzen auf, doch Sharpe biss noch härter zu, und dann spuckte er dem Mann die abgetrennte Fingerspitze ins Gesicht und versetzte ihm einen letzten Fausthieb.

»Bastard«, keuchte Sharpe und zerrte den Mann auf die Füße.

Zwei von Pohlmanns Offizieren trafen jetzt ein, einer noch mit einem Kartenblatt in der Hand.

»Nehmen Sie seine verdammte Muskete«, sagte Sharpe im Befehlston. Der Mann bäumte sich in Sharpes Griff auf, doch er war viel kleiner als Sharpe, und mit einem Tritt zwischen seine Beine brachte er ihn zur Räson. »Komm mit, du Bastard!«, sagte Sharpe.

Einer der Offiziere hob die Muskete vom Boden auf, und Sharpe fühlte an ihrem Lauf. Er war heiß, die Waffe war soeben abgefeuert worden. »Wenn du meinen Colonel gekillt hast, du Dreckskerl, bringe ich dich um«, sagte Sharpe und zerrte den Mann an den Lagerfeuern vorbei zu der Traube von Offizieren, die sich vor dem Zelt des Colonels versammelt hatten.

McCandless’ beide Pferde waren verschwunden. Sowohl die Stute als auch der Wallach waren gestohlen worden, und

Sharpe wurde klar, dass es ihr Hufschlag gewesen war, den er auf seinem Lagerplatz gehört hatte. McCandless, erwacht von den Geräuschen der Pferdediebe, war aus dem Zelt geeilt und hatte mit seiner Pistole auf die Männer gefeuert. Einer von ihnen hatte zurückgeschossen, und die Kugel hatte den linken Oberschenkel des Colonels getroffen. Er lag jetzt auf dem Boden und war schrecklich bleich.

Pohlmann brüllte nach seinem Arzt.

»Wer ist das?«, fragte er Sharpe und nickte zu dem Gefangenen hin.

»Der Bastard, der auf Colonel McCandless gefeuert hat, Sir. Die Muskete ist noch heiß.«

Der Mann erwies sich als einer von Major Dodds Sepoys, einer der Männer, die mit Dodd von der Company desertiert waren, und er wurde in die Obhut von Pohlmanns Leibwache gegeben.

Sharpe kniete sich neben McCandless, der gegen seine Schmerzen ankämpfte, als der Doktor eintraf, der Schweizer, der beim Abendessen neben Sharpe gesessen hatte, und sein Bein untersuchte.

»Ich hatte geschlafen!«, beklagte sich der Colonel. »Diebe, Sharpe, Diebe!«

»Wir werden Ihre Pferde finden«, versicherte Pohlmann dem Schotten, »und wir werden die Diebe finden.«

»Sie haben meine Sicherheit garantiert«, beschwerte sich McCandless.

»Die Schurken werden bestraft werden«, versprach Pohlmann. Dann half er Sharpe und zwei anderen Männern, den verwundeten Colonel anzuheben und in das Zelt zu tragen, wo sie ihn auf das Feldbett legten. Der Doktor sagte, die Kugel habe den Knochen verfehlt und keine Arterie sei verletzt worden, doch er wolle seine Instrumente holen und versuchen, die Kugel herauszuoperieren.

»Wollen Sie etwas Brandy, McCandless?«, fragte Pohlmann.

»Natürlich nicht. Keinen Alkohol. Sagen Sie ihm, er soll anfangen.«

Der Arzt verlangte mehr Laternen, Wasser und seine Zangen und Skalpelle. Dann verbrachte er zehn qualvolle Minuten damit, nach der Kugel zu suchen, die tief in McCandless’ Oberschenkel gedrungen war. Der Schotte äußerte weder einen Schmerzenslaut, als die Sonde in die Wunde glitt, noch, als die langstielige Zange zur Kugel geschoben wurde. Der Schweizer Arzt schwitzte, doch McCandless lag nur mit geschlossenen Augen und zusammengepressten Lippen da.

»Jetzt haben wir die Kugel gleich«, sagte der Doktor und begann zu ziehen, doch das Fleisch hatte sich um die Zange geschlossen, und er musste fast seine ganze Kraft aufwenden, um die Kugel aus der Wunde zu ziehen. Endlich war sie heraus, mit einem Schwall hellen Blutes, und McCandless stöhnte auf.

»Alles erledigt, Sir«, sagte Sharpe.

»Gott sei Dank«, krächzte McCandless, »Gott sei Dank.« Der Schotte öffnete die Augen. Der Doktor verband den Oberschenkel, und McCandless schaute an ihm vorbei zu Pohlmann. »Das ist Verrat, Colonel, Verrat! Ich war Ihr Gast!«

»Ihre Pferde werden gefunden werden, Colonel, das verspreche ich Ihnen«, sagte Pohlmann.

Obwohl seine Männer das Lager bis zum Morgen durchsuchten, wurden die beiden Pferde nicht gefunden. Sharpe war der Einzige, der sie identifizieren konnte, denn Colonel McCandless war nicht in der Verfassung zu gehen, und Sharpe sah keine Pferde, die den gestohlenen ähnelten. Das hatte er auch nicht erwartet, denn jeder Pferdedieb, der auch nur halbwegs bei Verstand war, kannte ein Dutzend Tricks, um seine Beute zu verbergen und Spuren zu beseitigen. Das Aussehen der Tiere würde verändert, ihr Fell gefärbt werden, und dann bekamen sie ein Klistier, sodass sie den Kopf hängen ließen, und wahrscheinlich würden sie zu den Kavalleriepferden gestellt werden, die ohnehin kaum voneinander zu unterscheiden waren. Beide Pferde von McCandless waren von europäischen Geblüt und größer und

von besserer Qualität als die meisten Pferde in Pohlmanns Lager, trotzdem konnte Sharpe kein Anzeichen von ihnen entdecken.

Colonel Pohlmann ging in McCandless’ Zelt und bekannte, dass die Pferde nicht auffindbar waren. »Ich werde Ihnen selbstverständlich ihren Wert bezahlen«, fügte er hinzu.

»Ich werde das Geld nicht nehmen«, gab McCandless ärgerlich zurück.

Der Colonel war immer noch bleich und zitterte trotz der Hitze. Seine Wunde war verbunden, und der Doktor nahm an, dass sie schnell heilen würde, doch es bestand die Gefahr, dass das periodisch auftretende Fieber zurückkehren konnte.

»Ich werde nicht das Gold meines Feindes nehmen«, bekräftigte McCandless, und Sharpe nahm an, dass Schmerz und Zorn aus seinen Worten sprachen, denn er wusste, dass die beiden Pferde den Colonel viel gekostet haben mussten.

»Ich werde mir erlauben, das Geld trotzdem dazulassen«, bestand Pohlmann, »und diesen Nachmittag werden wir den Gefangenen hinrichten.«

»Tun Sie, was Sie müssen«, grollte McCandless.

»Und dann werden wir Sie nordwärts transportieren«, versprach der Hannoveraner, »denn Sie müssen unter Doktor Viedlers Obhut bleiben.«

McCandless setzte sich auf. »Sie transportieren mich nirgendwohin. Sie lassen mich hier, Pohlmann. Ich werde mich nicht auf Ihre Obhut verlassen, sondern auf Gottes Gnade.« Er ließ sich wieder aufs Bett sinken und stöhnte vor Schmerzen auf. »Und Sergeant Sharpe kann mich pflegen.«

Pohlmann blickte zu Sharpe. Der Hannoveraner schien sagen zu wollen, dass Sharpe vielleicht nicht bei McCandless bleiben wollte, doch dann nickte er nur, um McCandless Entscheidung zu akzeptieren. »Wenn Sie wünschen, verlassen zu werden, dann sei es so.«

»Ich habe mehr Vertrauen in Gott als in einen treulosen Söldner wie Sie, Pohlmann.«

»Wie Sie wünschen, Colonel«, sagte Pohlmann freundlich, zog sich rückwärts aus dem Zelt zurück und forderte Sharpe mit einer Geste auf, ihm zu folgen.

»Er ist ein sturer Knochen, nicht wahr?« Der Hannoveraner wandte sich um und sah Sharpe an. »Also, Sergeant, kommen Sie mit uns?«

»Nein, Sir«, sagte Sharpe.

In der vergangenen Nacht hatte er sich fast entschieden, Pohlmanns Angebot anzunehmen, doch der Pferdediebstahl und der Schuss, den der Sepoy abgefeuert hatte, hatten ihn umgestimmt. Er konnte McCandless nicht verletzt zurücklassen, und zu seiner Überraschung empfand er keine große Enttäuschung darüber, dass ihm die Entscheidung aufgezwungen worden war. Die Pflicht diktierte, dass er bleiben sollte, aber ebenso das Gefühl, und er bedauerte es nicht.

»Jemand muss sich um Colonel McCandless kümmern, Sir«, erklärte Sharpe. »Er hat sich in der Vergangenheit um mich gekümmert, also bin ich jetzt an der Reihe.«

»Es tut mir ehrlich leid«, sagte Pohlmann. »Die Hinrichtung wird in einer Stunde stattfinden. Ich finde, Sie sollten sie sehen, damit Sie Ihrem Colonel berichten können, dass ihm Gerechtigkeit widerfahren ist.«

»Gerechtigkeit, Sir?«, fragte Sharpe verächtlich. »Es ist keine Gerechtigkeit, diesen Typen zu erschießen. Er wurde von Major Dodd angestiftet.« Sharpe hatte keinen Beweis für diese Behauptung, nur den starken Verdacht. Er nahm an, dass Dodd, von McCandless' Beleidigungen erzürnt, den Pferdediebstahl in die Liste seiner Verbrechen aufgenommen hatte.

»Sie haben den Gefangenen verhört, oder nicht, Sir?«, fragte Sharpe. »Dann müssen Sie wissen, dass Dodd bis zum Hals in dieser Sache mit drinsteckt.«

Pohlmann lächelte müde. »Der Gefangene hat uns alles erzählt, ich nehme es jedenfalls an, aber was nützt das? Major Dodd bestreitet, dass der Mann die Wahrheit sagt, und

ein halbes Dutzend Sepoys sagen unter Eid aus, dass der Major nirgendwo in der Nähe von McCandless’ Zelt war, als die Schüsse fielen. Und wem würde die britische Armee glauben? Einem verzweifelten Sepoy oder einem Offizier?« Pohlmann schüttelte den Kopf. »So müssen Sie mit dem Tod eines Mannes zufrieden sein, Sergeant.«

Sharpe erwartete, dass der gefangene Sepoy erschossen werden würde, doch es gab kein Anzeichen auf ein Erschießungskommando, als der Zeitpunkt des Todes für den Mann kam. Zwei Kompanien von jedem der acht Bataillone von Pohlmann traten an, und die sechzehn Kompanien bildeten drei Seiten eines Karrees vor Pohlmanns gestreiftem Zelt an der vierten Seite. Die meisten der anderen Zelte waren bereits für den Marsch nach Norden abgebaut worden, doch das große Zelt war geblieben, und eine der Segeltuchwände war hochgebunden worden, sodass die Offiziere auf Stühlen, die im Schatten des Zelts aufgestellt waren, die Hinrichtung sehen konnten. Dodd war nicht anwesend, ebenso wenig Frauen des Regiments, doch einige der Offiziere nahmen ihre Plätze ein, und Pohlmanns Diener servierten Leckereien und Getränke.

Der Gefangene wurde von vier von Pohlmanns Leibwächtern zu der behelfsmäßigen Richtstätte geführt. Keiner der vier Männer trug eine Muskete. Stattdessen waren sie mit Zeltheringen, Holzhämmern und kurzen Stricken ausgerüstet. Der Gefangene, der nichts außer einem Stück Tuch um seine Lenden trug, blickte gehetzt hin und her, als suche er einen Flucht weg, doch auf ein Nicken von Pohlmann hin traten die Leibwächter die Beine unter ihm weg, dass er zu Boden fiel. Die Leibwächter knieten sich neben den Mann und banden die Stricke um seine Handgelenke und Fußknöchel und befestigten die Fesseln dann an den Zeltheringen. Der zum Tode verurteilte Mann lag mit gespreizten Armen und Beinen da und starrte in den wolkenlosen Himmel, als die Holzhämmer die acht Heringe in den Boden trieben.

Sharpe stand abseits der Hinrichtungsstätte. Keiner sprach ein Wort mit ihm oder sah ihn nur an. Kein Wunder, dachte er, dies ist eine Farce. All die Offiziere mussten wissen, dass Dodd der Schuldige war, doch der Sepoy musste sterben.

Die angetretenen Soldaten schienen der gleichen Meinung wie Sharpe zu sein, denn es herrschte Verdrossenheit in den Reihen. Pohlmanns *compoo* mochte gut bewaffnet und hervorragend ausgebildet sein, doch es herrschte keine zufriedene Atmosphäre darin.

Der Gefangene lag in der Mitte der Hinrichtungsstätte. Ein indischer Offizier in ein prächtiges Seidengewand gekleidet und mit einem stark gekrümmten *tulwar* an der Seite, hielt eine Rede. Sharpe verstand kein Wort. Er nahm an, dass den zuschauenden Soldaten gepredigt wurde, welches Schicksal jeden Dieb erwartete. Als die Ansprache beendet war, blickte der Offizier noch einmal auf den Gefangenen und ging dann zum Zelt zurück, und als er in dessen Schatten verschwand, wurde Pohlmanns großer Elefant mit seinen in Silber gefassten Stoßzähnen und dem metallenen Überhang hinter dem großen Zelt hervorgeführt.

Der Elefantenführer führte den Dickhäuter an einem seiner Ohren, doch als der Elefant den Gefangenen sah, brauchte er keine Führung mehr, sondern stampfte einfach auf den Mann am Boden zu. Das Opfer schrie um Gnade, doch Pohlmann hörte nicht auf das Flehen.

Pohlmann drehte sich zu Sharpe um. »Sie schauen zu, Sergeant?«

»Sie töten den falschen Mann, Sir. Sie sollten Dodd hinrichten.«

»Gerechtigkeit muss erfolgen«, sagte der Colonel und wandte sich wieder dem Elefanten zu, der ruhig neben dem Opfer stand, das sich in seinen Fesseln aufbäumte und sie zu sprengen versuchte. Der Sepoy schaffte es sogar, eine Hand zu befreien, doch anstatt sie zu benutzen, um an den anderen drei Stricken zu zerren, die ihn hielten, schlug er nutzlos nach dem Rüssel des Elefanten.

Ein Murmeln ging durch die Zuschauer der sechzehn Kompanien, doch die eingeborenen Sergeants riefen etwas, und das Raunen erstarb. Pohlmann beobachtete noch ein paar Sekunden, wie sich der Gefangene aufbäumte und in seiner Panik sinnlos um sich schlug. Dann holte er tief Luft und rief: »Haddah! Haddah!«

Der Gefangene schrie in schlimmer Vorahnung auf, und dann, sehr langsam, hob der Elefant einen schweren Vorderfuß und schob seinen Körper leicht vor. Der große Fuß senkte sich auf die Brust des Gefangenen und schien darüber zu verharren. Der Mann versuchte, den Fuß wegzudrücken, aber genauso gut hätte er versuchen können, einen Berg zur Seite zu schieben.

Pohlmann neigte sich vor, den Mund geöffnet, als der Elefant langsam, sehr langsam sein Gewicht auf die Brust des Mannes verlagerte. Es folgte ein weiterer Schrei. Dann konnte der Mann jedoch keine Luft mehr holen, um zu schreien, aber immer noch ruckte und zuckte er, und immer noch presste das Gewicht auf ihn.

Sharpe sah, dass sich seine Beine an den Fußfesseln spannten und sein Kopf hochruckte, und dann hörte er das Splittern von Rippen und sah Blut aus dem Mund des Opfers sprudeln.

Sharpe zuckte zusammen und versuchte, sich die Schmerzen vorzustellen, als der Elefant weiter mit seinem Gewicht Knochen und die Lunge und das Rückgrat zermalmte. Der Gefangene ruckte ein letztes Mal, dann fiel sein Kopf zurück, und ein großer Blutschwall schoss aus seinem offenen Mund und bildete eine Lache neben der Leiche.

Der Elefant trat zurück, und ein Laut wie ein Seufzen ging durch die Reihen der Soldaten. Pohlmann applaudierte, und die Offiziere folgten seinem Beispiel.

Sharpe wandte sich ab. Bastarde, dachte er, gemeine Bastarde.

Und diese Nacht marschierte Pohlmann nach Norden.

Sergeant Obadiah Hakeswill war kein gebildeter Mann, und er war nicht besonders clever, wenn nicht Verschlagenheit über Verstand ging, doch er verstand es sehr gut, Eindruck auf andere Menschen zu machen. Sie fürchteten ihn. Ob es ein einfacher Private frisch vom Rekrutierungs-Sergeant war oder ein General mit goldenen Tressen. Sie alle fürchteten ihn, alle außer zweien, und vor diesen beiden fürchtete sich Obadiah Hakeswill.

Einer war Sergeant Richard Sharpe, in dem Hakeswill eine Gewalttätigkeit spürte, die es mit seiner eigenen aufnehmen konnte, und der andere war Major General Sir Arthur Wellesley, der damals als Colonel des 33. Regiments stets völlig unempfindlich gegen Hakeswills Drohungen gewesen war.

So wäre Sergeant Hakeswill viel lieber nicht General Wellesley gegenübergetreten, doch als sein Konvoi Ahmadnagar erreichte, ergaben Hakeswills Fragen, dass Colonel McCandless nach Norden geritten war und Sharpe mitgenommen hatte.

Der Sergeant hatte gewusst, dass er ab jetzt nichts ohne Wellesleys Genehmigung tun konnte, und so war er zum Zelt des Generals gegangen und hatte sich bei einer Ordonnanz angemeldet, die einen Adjutanten informiert hatte. Der Adjutant hatte dann dem Sergeant befohlen, unter einem Schatten spendenden Baum zu warten.

Er wartete den größten Teil des Vormittags, während sich die Armee darauf vorbereitete, Ahmadnagar zu verlassen. Geschütze wurden aufgeprotzt, Ochsen vor Karren gespannt und Zelte abgebaut. Die Festung von Ahmadnagar, die das gleiche Schicksal wie die Stadt befürchtete, hatte nach ein paar Kanonenschüssen unterwürfig kapituliert. Und da sowohl die Stadt als auch ihre Festung in seinen Händen war, plante Wellesley jetzt, nach Norden zu marschieren, den Godavari zu durchqueren und die feindliche Armee aufzuspüren.

Hakeswill hatte nicht den Wunsch, sich an diesem Abenteuer zu beteiligen, doch er sah keine andere Möglichkeit, Sharpe einzuholen, und so ergab er sich in sein Schicksal.

»Sergeant Hakeswill?« Ein Adjutant kam aus dem großen Zelt des Generals.

»Sir!« Hakeswill stand zackig still.

»Sir Arthur wird Sie jetzt empfangen, Sergeant.«

Hakeswill marschierte in das Zelt, riss den Helm vom Kopf, machte eine schneidige Wendung nach links, marschierte drei Schritte und stoppte vor dem Feldtisch, an dem der General saß und Schreibarbeit erledigte. Hakeswill stand stocksteif still. In seinem Gesicht zuckte es.

»Rühren, Sergeant«, sagte Wellesley, der beim Eintreten des Sergeants kaum von seinen Papieren aufgeblickt hatte.

»Sir!« Hakeswill entspannte sich leicht. »Papiere für Sie, Sir!« Er zog den Haftbefehl für Sharpe hervor und hielt ihn dem General hin.

Wellesley griff nicht danach. Stattdessen lehnte er sich auf seinem Stuhl zurück und betrachtete Hakeswill, als hätte er nie zuvor einen Sergeant gesehen. Hakeswill stand starr und starrte über den Kopf des Generals hinweg auf die Zeltwand. Wellesley seufzte und neigte sich vor, ignorierte jedoch immer noch den Haftbefehl.

»Sagen Sie mir einfach, was es ist«, sagte er, und seine Aufmerksamkeit kehrte bereits wieder zu den Dokumenten auf seinem Feldtisch zurück. Ein Adjutant nahm alles entgegen, was der General unterzeichnete, streute Sand auf die Unterschriften und legte dann weitere Papiere auf den Tisch.

»Ich bin von Lieutenant Colonel Gore herbefohlen worden, Sir. Um Sergeant Sharpe festzunehmen, Sir.«

Wellesley blickte wieder auf, und Hakeswill erzitterte fast vor den kalten Augen. Er hatte das Gefühl, dass Wellesley durch ihn hindurchschauen konnte, und es führte in seinem

Gesicht zu einer Reihe krampfhafter Zuckungen. Wellesley wartete, bis die Krämpfe zu Ende waren.

»Sie sind allein hier, Sergeant?«, fragte er beiläufig.

»Mit einem Kommando von sechs Mann, Sir.«

»Insgesamt sieben! Um einen Mann festzunehmen?«

»Es ist ein gefährlicher Mann, Sir. Ich habe den Befehl, ihn nach Hurryhur zurückzubringen, Sir, so kann ich ...«

»Ersparen Sie mir die Einzelheiten«, sagte Wellesley und blickte wieder auf das nächste Papier, das er unterzeichnen musste. Er zählte einige Zahlen zusammen. »Seit wann ergeben vier Zwölfer und achtzehn eine Summe von achtundsechzig?«, sagte er im Selbstgespräch und korrigierte die Berechnung, bevor er unterschrieb. »Und seit wann stellt Captain Lampert einen Artilleriezug auf?«

Der Adjutant, der den Sandstreuer schwang, wurde rot. »Colonel Eldredge, Sir, ist indisponiert.« Eigentlich ist er besoffen, dachte der Adjutant, aber es ist unklug, in Anwesenheit eines Sergeants zu sagen, dass ein Colonel betrunken ist.

»Dann laden Sie Captain Lampert zum Abendessen sein. Wir müssen ihn ein bisschen Rechnen und normalen Menschenverstand lehren«, sagte Sir Arthur. Er unterzeichnete ein anderes Papier, dann legte er die Feder ab, lehnte sich zurück und sah Hakeswill an.

Er ärgerte sich über die Anwesenheit des Sergeants, weil er Hakeswill nicht leiden konnte, doch besonders, weil er seit Jahren nicht mehr der Kommandeur des 33. Regiments war und nicht mehr daran erinnert werden wollte. Ebenso wenig wollte er in keiner Position sein, in der er die Befehle seines Nachfolgers billigen oder missbilligen musste, denn das hielt er für eine Frechheit.

»Sergeant Sharpe ist nicht hier«, sagte er kühl.

»Das habe ich gehört, Sir. Aber er war hier?«

»Und ich bin nicht die Person, die sich mit dieser Sache beschäftigen sollte, Sergeant«, fuhr Wellesley fort und ignorierte Hakeswills Frage. Er nahm wieder die Feder,

tauchte sie ins Tintenfässchen und kreuzte auf einer Liste einen Namen durch, bevor er unterschrieb. »In ein paar Tagen wird Colonel McCandless zur Armee zurückkehren, und Sie werden sich mit Ihrem Haftbefehl bei ihm melden«, fuhr er fort. »Ich bezweifle nicht, dass er der Sache die gebührende Aufmerksamkeit widmen wird. Bis dahin sollte ich Sie nützlich beschäftigen. Ich sehe nicht gern sieben Männern herumgammeln, während der Rest der Armee arbeitet.« Wellesley wandte sich an den Adjutanten. »Wo fehlen uns Männer, Barclay?«

Der Adjutant überlegte einen Moment. »Captain Mackay könnte sicherlich einige Unterstützung brauchen, Sir.«

»Sehr gut.« Wellesley wies mit der Feder auf Hakeswill. »Sie werden sich bei Captain Mackay melden. Captain Mackay befehligt unseren Ochsenzug, und Sie werden tun, was immer er auch wünscht, bis Colonel McCandless Sie von diesem Dienst ablösen wird. Wegtreten!«

»Sir!«, sagte Hakeswill gehorsam, und innerlich war er wütend, weil der General nicht seine Empörung über Sharpe teilte. Er machte eine Kehrtwendung, marschierte aus dem Zelt und machte sich auf die Suche nach seinen Männern.

»Es geht alles vor die Hunde«, murmelte er bitter vor sich hin.

»Sergeant?« Flaherty blickte ihn fragend an.

»Es gab eine Zeit, in der selbst ein General Sergeants Respekt entgegenbrachte. Und jetzt sind wir Ochsenwächter. Nehmt eure verdammten Musketen auf!«

»Ist Sharpe nicht hier, Sergeant?«

»Natürlich ist er nicht hier! Wenn er hier wäre, hätten wir nicht den Befehl bekommen, den Ochsen die Ärsche abzuwischen, oder? Aber er kommt zurück. Ich habe das Wort des Generals darauf. Nur ein paar Tage, Jungs, und er wird mit all seinen versteckten glitzernden Steinen wieder hier sein.«

Hakeswills Wut ließ nach. Wenigstens war ihm nicht befohlen worden, sich bei einem kämpfenden Bataillon zu

melden. Jeder Dienst bei den Bagagetieren würde ihm eine ausgezeichnete Chance verschaffen, in den Armeelagern zu klauen. Dort konnte allerhand abgestaubt werden – und nicht nur in den Lagern, denn die Bagage reiste immer mit dem Tross der Frauen der Armee, und das bedeutete noch mehr Gelegenheiten. Es könnte schlimmer sein, dachte Hakeswill, solange dieser Captain Mackay kein Leuteschinder ist.

»Wisst ihr, was das Beschissene bei dieser Armee ist?«, fragte Hakeswill.

»Was?«, fragte Lowry.

»Sie ist voller verdammter Schotten«, grollte Hakeswill. »Ich hasse Schotten. Es sind keine Engländer, nur verdammtes Bauernpack. Wir hätten sie alle killen sollen, als wir die Chance hatten, aber stattdessen haben wir Mitleid mit ihnen gehabt. Skorpione an unserem Busen, das sind sie, so steht es schon in der Bibel. Und jetzt bewegt eure verdammten Ärsche!«

Aber es dauert nur ein paar Tage, tröstete sich der Sergeant, nur ein paar Tage, und Sharpe würde erledigt sein.

Colonel Pohlmanns Leibwache brachte McCandless zu einem kleinen Haus am Rande des Lagers. Eine Witwe und drei Kinder wohnten dort, und die Frau wich ängstlich vor den Marathen-Soldaten zurück, die sie vergewaltigt hatten, all ihre Lebensmittel gestohlen und ihren Brunnen mit ihrem Abwasser zu einer Kloake gemacht hatten. Der Schweizer Arzt hatte Sharpe die strikte Anweisung gegeben, dass der Verband am Bein des Colonels feucht gehalten werden musste.

»Ich würde Ihnen Medizin gegen sein Fieber geben, aber ich habe keine«, sagte der Doktor. »Wenn das Fieber schlimmer wird, halten Sie ihn nur warm und bringen ihn zum Schwitzen.« Der Arzt zuckte mit den Schultern. »Das könnte helfen.«

Pohlmann ließ Lebensmittel und einen Lederbeutel mit Münzen zurück. »Sagen Sie McCandless, dass dies das Geld

für seine Pferde ist«, trug er Sharpe auf.

»Jawohl, Sir.«

»Die Witwe wird sich um Sie kümmern«, sagte Pohlmann, »und wenn es dem Colonel wieder gut genug geht, können Sie ihn nach Aurangabad bringen. Und wenn Sie sich anders besinnen, Sharpe, Sie wissen, dass Sie mir willkommen sind.«

Pohlmann schüttelte Sharpe die Hand und stieg dann die silberne Treppe zu seinem Elefanten hinauf. Ein Reiter entfaltete sein Banner des weißen Pferdes von Hannover.

»Ich werde den Befehl geben, dass Sie nicht belästigt werden!«, rief Pohlmann von seinem Sitz auf dem Elefanten, dann schlug der Treiber gegen den Dickhäuter, und das Tier stampfte nordwärts.

Simone Joubert war die Letzte, die sich verabschiedete.

»Ich wünschte, du würdest bei uns bleiben«, sagte sie unglücklich.

»Das kann ich nicht.«

»Ich weiß. Vielleicht ist es auch das Beste.« Sie blickte nach links und rechts, um sich zu vergewissern, dass niemand zuschaute, neigte sich schnell vor und küsste Sharpe auf die Wange. »*Au revoir*, Richard.«

Er schaute ihr nach, ging dann in die Hütte, die nur aus einem Palmenblätterdach über Wänden aus vermoderten Schilfmatten bestand. Das Innere der Hütte war im Laufe der Zeit vom Rauch geschwärzt worden, und das einzige Möbelstück war die Pritsche, auf der McCandless lag.

»Die Frau ist eine Ausgestoßene«, erzählte der Colonel. »Sie hat bei der Beerdigungszeremonie ihres Mannes gegen die Sitten verstoßen, und so schickte ihre Familie sie fort.« Der Colonel zuckte zusammen, als Schmerzen durch seinen Oberschenkel stachen. »Geben Sie ihr die Lebensmittel und etwas Bargeld aus diesem Lederbeutel. Wie viel hat Pohlmann uns hier gelassen?«

Die Münzen in Pohlmanns Lederbeutel waren aus Silber und Kupfer, und Sharpe sortierte und zählte sie.

»Zweiundsechzig Pfund, Sir«, nannte er dann die Summe.

»Damit kann man gerade einen durchschnittlichen Kavalleriegaul kaufen«, meinte McCandless bitter, »aber kein Pferd von Geblüt.«

»Wie viel hat Ihr Wallach gekostet, Sir?«, fragte Sharpe.

»Fünfhundertzwanzig Guineen«, sagte McCandless weh mütig. »Ich habe ihn vor vier Jahren gekauft, nach der Schlacht von Seringapatam, und ich habe gehofft, dass es das letzte Pferd ist, das ich jemals kaufe. Abgesehen natürlich von der Stute, die ich für hundertvierzig Guineen bekommen habe. Das war ein Schnäppchen! Ich kaufte sie in Madras, frisch vom Schiff, und sie war nur Haut und Knochen, aber nach zwei Monaten auf der Weide hat sie sich prächtig entwickelt.«

Die Preise waren fast unvorstellbar für Sharpe. Fünfhundertzwanzig Guineen für ein Pferd? Man konnte davon ein ganzes Leben gut über die Runden kommen und sich jeden Tag ein Ale leisten. »Wird die Company nicht die Pferde ersetzen, Sir?«

McCandless lächelte traurig. »Sie könnte es, Sharpe, aber ich bezweifle sehr, dass sie es tut.«

»Warum, Sir?«

»Ich bin ein alter Mann«, sagte der Schotte, »und mein Sold ist eine schwere Belastung für das Konto der Company. Ich habe Ihnen erzählt, dass sie mich gern loswerden würden, Sharpe, und wenn ich darauf bestehe, dass sie mir die beiden Pferde ersetzen, könnten sie darauf drängen, dass ich meinen Abschied nehme.« Er seufzte. »Ich wusste, dass diese Verfolgung von Dodd zum Scheitern verurteilt ist. Das habe ich in den Knochen gespürt.«

»Wir werden Ihnen ein anderes Pferd besorgen, Sir«, sagte Sharpe.

McCandless schnitt eine Grimasse. »Wie? Durch beten?«

»Wir können Sie nicht zu Fuß gehen lassen, Sir. Sie sind ein Colonel! Außerdem war es eigentlich mein Fehler.«

»Ihr Fehler? Seien Sie nicht lächerlich, Sharpe.«

»Ich hätte bei Ihnen sein sollen, Sir. Aber ich war nicht da. Ich war unterwegs zum Nachdenken.«

Der Colonel musterte ihn lange. »Ich kann mir denken, Sergeant«, sagte er schließlich, »dass Sie über allerhand zu grübeln hatten. Wie war Ihr Elefantenritt mit Colonel Pohlmann?«

»Er hat mir Aurangabad gezeigt, Sir.«

»Ich nehme an, er ritt mit Ihnen auf die Hügelkuppe und zeigte Ihnen die Königreiche dieser Welt«, sagte der Colonel. »Was hat er Ihnen angeboten? Dass er Sie zum Lieutenant macht?«

»Ja, Sir.« Sharpe schoss das Blut in die Wangen, als er das zugab, aber es war düster in der Hütte der Witwe, und der Colonel sah es nicht.

»Hat er Ihnen von Benoȋt de Boigne und diesem Gauner George Thomas erzählt? Und Ihnen versprochen, dass Sie in zwei oder drei Jahren reich sein können?«

»Irgendwas in dieser Art, Sir.«

McCandless zuckte mit den Schultern. »Ich werde Ihnen nichts vormachen, Sharpe, er hat recht. Alles, was er Ihnen gesagt hat, stimmt. Dort draußen«, er wies zur untergehenden Sonne, deren Schein durch die Ritzen in den Schilfmatten fiel, »ist eine gesetzlose Gesellschaft, die seit Jahren den Soldaten mit Gold belohnt hat. Den Soldaten, wohlgemerkt, nicht den ehrbaren Bauern oder den hart arbeitenden Händler. Die Fürstentümer werden fett, Sharpe, und die Leute werden mager, doch es gibt nichts, was Sie aufhalten könnte, diesen Fürsten zu dienen. Nichts, außer dem Eid, mit dem Sie geschworen haben, Ihrem König zu dienen.«

»Ich bin noch hier, oder?«, sagte Sharpe entrüstet.

»Ja, Sharpe, das sind Sie«, sagte McCandless. Dann schloss er die Augen und stöhnte auf. »Ich befürchte, das Fieber wird wiederkommen. Vielleicht kommt es auch nicht.«

»Was tun wir also, Sir?«

»Tun? Nichts. Nichts hilft gegen das Fieber, abgesehen von einer Woche Zittern in der Hitze.«

»Ich meinte, um Sie zur Armee zurückzubringen, Sir. Ich könnte nach Aurangabad reiten und versuchen, jemanden als Boten zu finden.«

»Das könnten Sie nur, wenn Sie ihre Sprache sprechen«, sagte McCandless und lag dann eine Weile schweigend da. »Sevajee wird uns finden«, fuhr er schließlich fort. »Neuigkeiten verbreiten sich schnell in dieser Gegend, und Sevajee wird uns schließlich aufspüren.« Erneut schwieg er, und Sharpe dachte, er sei eingeschlafen, doch dann schüttelte der Colonel den Kopf und murmelte: »Zum Scheitern verurteilt. Lieutenant Dodd wird das Ende für mich sein.«

»Wir werden Dodd gefangen nehmen, Sir, das verspreche ich.«

»Ich bete darum, ich bete.« Der Colonel wies auf seine Satteltaschen in der Ecke der Hütte. »Würden Sie meine Bibel herausholen, Sharpe? Und mir vielleicht vorlesen, solange noch ein wenig Licht ist? Vielleicht etwas aus dem Buch Hiob, das wäre schön.«

McCandless verfiel tagelang in Fieber und Sharpe in Tage der Einsamkeit und Abgeschiedenheit. Er wusste nicht, ob der Krieg gewonnen oder verloren war, denn er sah niemanden, und keine Neuigkeiten drangen zu der Hütte unter den Bäumen. Um sich beschäftigt zu halten, reinigte er einen alten Bewässerungsgraben, der nordwärts über das Land der Frau verlief, jätete Unkraut, tötete Schlangen und schaufelte Erde, bis er durch ein Rinnsal von Wasser belohnt wurde.

Danach besserte er das Dach der Hütte aus, legte neue Palmenblätter auf die alten und band sie mit Farnwedeln fest. Er bekam Hunger, denn die Frau besaß keine anderen Lebensmittel als die von Pohlmann zurückgelassenen und einige getrocknete Bohnen. Sharpe arbeitete mit freiem Oberkörper, und seine Haut wurde so braun wie der Schaft

seiner Muskete. An den Abenden spielte er mit der Frau und ihren drei Kindern, baute kleine Festungen aus der roten Erde und bombardierte sie mit Steinen.

Einmal, in einer denkwürdigen Abenddämmerung, als sich ein Spielzeugwall als uneinnehmbar erwies, legte Sharpe eine Lunte aus dem Pulver dreier Musketenpatronen und blies eine Bresche in den Wall.

Er tat sein Bestes, um McCandless zu pflegen, wusch dem Colonel das Gesicht, las ihm aus der Bibel vor und träufelte ihm bitteres, mit Wasser verdünntes Schießpulver ein. Er war sich nicht sicher, ob das Pulver half, doch jeder Soldat hätte geschworen, dass es die beste Medizin gegen das Fieber war, und so fütterte Sharpe den Colonel mit der salzigen, bitteren Mischung.

Er machte sich Sorgen wegen der Kugelwunde in McCandless' Oberschenkel, denn als er eines Tages den Verband befeuchtet hatte, war er von der Witwe scheu zur Seite geschoben worden, und sie hatte darauf bestanden, den Verband von der Wunde zu lösen und einen eigenen Breiumschlag anzulegen. In ihrem Breiumschlag waren Moos und Spinnweben, und Sharpe fragte sich, ob es richtig gewesen war, sie die Mixtur machen zu lassen, doch in der ersten Woche verschlimmerte sich die Wunde nicht, und in den helleren Momenten behauptete der Colonel, die Schmerzen ließen nach.

Als der Bewässerungsgraben gesäubert war, besserte Sharpe den Brunnen der Witwe aus. Mit dem zerbrochenen hölzernen Eimer als Schaufel holte er ein paar Mal stinkenden Schlamm aus dem Boden des Brunnens, und während der gesamten Arbeitszeit dachte er an seine Zukunft. Er wusste, dass Major Stokes ihn in der Waffenkammer in Seringapatam wieder willkommen heißen würde, doch nach einer Weile würde sich das Regiment mit Sicherheit an ihn erinnern und ihn zurückhaben wollen, und das bedeutete, dass er zur Leichten Kompanie und Captain Morris und Sergeant Hakeswill zurückkehren musste.

Es schauderte Sharpe bei diesem Gedanken. Vielleicht würde Colonel Gore ihn versetzen? Die Jungs sagten, dass Gore ein anständiger Kerl sei, nicht so frostig wie Wellesley, und das war gut. Trotzdem fragte sich Sharpe oftmals, ob er Pohlmanns Angebot nicht besser angenommen hätte.

Lieutenant Sharpe, murmelte er vor sich hin, Lieutenant Sharpe. Warum nicht?

In diesen Momenten träumte er am hellen Tag, welche Freude es wäre, wieder zum Waisenhaus in der Brewhouse Lane zu gehen. Er würde mit Säbel und Zweispitz, mit Tressen an seiner Uniformjacke und Sporen an den Stiefeln gehen, und für jeden Peitschenhieb, den ihm die Bastarde versetzt hatten, würde er ihnen zehn zurückzahlen. Er empfand schrecklichen Zorn, wenn er sich an diese Schläge erinnerte, und er zerrte heftig an seiner selbst gemachten Schaufel, mit dem er den Brunnen säuberte, als könne er den Zorn mit harter Arbeit mildern.

In all diesen Tagträumen kehrte er nie in einem weißen Uniformrock nach Brewhouse Lane zurück, auch nicht in einem purpurfarbenen oder in einem anderen, nur in einem roten. Niemand in Britannien hatte je von Anthony Pohlmann gehört, und warum sollte es jemanden interessieren, dass ein Kind aus der Gosse in Wapping es zu einem Offizierspatent in der Armee des Maharadschas von Gwalior geschafft hatte? Ein Mann konnte genauso gut behaupten, Colonel des Mondes zu sein, keinen würde das jucken. Man würde ihn für einen versponnenen Bastard halten, und damit hatte es sich. Doch wenn er in Britanniens rotem Rock zurückkam, würde man ihn ernst nehmen, denn das bedeutete, dass er ein Offizier seiner eigenen Armee geworden war.

Eines Nachts, als der Regen auf das reparierte Dach der Hütte der Witwe prasselte und Colonel McCandless auf der Pritsche saß und erklärte, dass sein Fieber nachließ, fragte Sharpe den Colonel, wie man in Britanniens Armee Offizier wurde.

»Ich meine, wie es erreicht werden kann, Sir«, sagte er unbeholfen, »weil wir in England einen Mister Devlin hatten, der aus dem Mannschaftsstand kam. Er war der Sohn eines Schäfers gewesen, bevor er sein Offizierspatent kaufte, aber er war Lieutenant Devlin, als ich ihn kennen lernte.«

Und höchstwahrscheinlich ist er alt und verbittert als Lieutenant Devlin gestorben, dachte McCandless, doch er sprach es nicht aus. Stattdessen zögerte er, bevor er überhaupt etwas sagte. Er war sogar versucht, der Frage auszuweichen und vorzugeben, dass das Fieber schlimmer geworden sei, denn er verstand nur zu gut, was Sharpe damit bezweckte.

Die meisten Offiziere hätten über Sharpes Ambitionen gespottet, doch Hector McCandless war kein Spötter. Aber er wusste, dass es für einen Mann aus den Mannschaften für den Aufstieg zum Offizier das Risiko zweierlei Enttäuschungen gab: sowohl die Enttäuschung zu scheitern als auch die, Erfolg zu haben. Am wahrscheinlichsten war es, dass er scheiterte. Denn solche Beförderungen waren fast so selten wie die Zähne einer Henne. Ein paar Männer schafften den Sprung, und ihr Erfolg führte zwangsläufig ins Unglück. Es fehlte ihnen an der Erziehung der anderen Offiziere, an guten Manieren und an Selbstvertrauen. Im Allgemeinen wurden sie von den anderen Offizieren verachtet und als Quartiermeister eingesetzt, weil man glaubte, man könne ihnen nicht zutrauen, Männer in die Schlacht zu führen. Und es war sogar einige Wahrheit in diesem Vorurteil, denn die Unteroffiziere und Mannschaften selbst mochten Offiziere nicht, die aus den Mannschaften gekommen waren.

McCandless sagte sich, dass Sharpe all dies selbst wusste, und so ersparte er ihm, es alles noch einmal hören zu müssen.

»Es gibt zwei Möglichkeiten, Sharpe«, sagte er. »Erstens, Sie können ein Offizierspatent kaufen. Der Rang des Fähnrichs wird Sie vierhundert Pfund kosten, aber Sie

werden weitere hundertfünfzig Pfund brauchen, um sich selbst auszurüsten, und damit können Sie gerade ein angemessenes Pferd, einen Degen für vier Guineen und eine brauchbare Uniform kaufen, und Sie brauchen immer noch ein privates Einkommen, um Ihre Rechnungen für die Offiziersmesse bezahlen zu können. Ein Fähnrich verdient knapp fünfundneunzig Pfund pro Jahr, doch die Armee hält einiges davon für Unkosten und mehr für die Einkommenssteuer zurück. Sie haben von dieser neuen Steuer gehört, Sharpe?«

»Nein, Sir.«

»Eine böse Sache. Einem Mann abzunehmen, was er ehrlich verdient hat! Das ist Diebstahl, Sharpe, und die Diebe sind als Regierung getarnt.« Der Colonel blickte finster vor sich hin. »So ist ein Fähnrich also glücklich, siebzig Pfund von seinem Sold zu bekommen, und selbst wenn er genügsam lebt, wird er nicht seine Rechnungen für die Offiziersmesse bezahlen können. Die meisten Regimenter berechnen einem Offizier pro Tag zwei Shilling fürs Essen, einen Shilling für Wein, doch natürlich können Sie ohne Wein auskommen, und das Wasser ist gratis, aber Sie brauchen einen halben Shilling für die Messeordonnanz, weitere Sixpence fürs Frühstück und Sixpence für die Wäsche und deren Ausbesserung. Als Offizier können Sie nicht ohne mindestens hundert Pfund zusätzlich zu Ihrem Sold leben. Haben Sie so viel Geld?«

»Nein, Sir«, log Sharpe. In Wirklichkeit hatte er genügend Juwelen in seinen roten Rock eingenäht, um sich einen Majorsrang zu kaufen, doch er wollte nicht, dass McCandless das wusste.

»Gut«, sagte McCandless, »denn dies ist nicht der beste Weg. Die meisten Regimenter wollen nichts von einem Mann wissen, der sich aus den Mannschaften hochkauft. Warum sollten sie auch? Sie bekommen viele junge Anwärter aus den Grafschaften, die jede Menge Geld haben, sodass sie gut auf den Offizier aus dem Mannschaftsstand verzichten

können, der nicht mal in der Lage ist, die Rechnungen der Offiziersmesse zu bezahlen. Ich sage nicht, dass es unmöglich ist. Jedes Regiment, das in Westindien stationiert ist, wird Ihnen eine Fähnrichsstelle billig verkaufen, aber das liegt daran, dass sie angesichts des Gelbfiebers niemanden sonst dafür kriegen können. Eine Stationierung in Westindien ist wie ein Todesurteil. Aber wenn jemand in ein anderes als ein in Westindien stationiertes Regiment will, Sharpe, dann muss er auf den zweiten Weg hoffen. Er muss Sergeant sein und lesen und schreiben können. Aber es gibt noch eine dritte Anforderung. Der Mann muss eine ziemlich unmögliche tapfere Leistung vollbringen. Zum Beispiel ein Himmelfahrtskommando – also als Erster durch die Bresche stürmen – führen, doch jede Tat wird reichen, solange sie selbstmörderisch ist. Natürlich muss er sie unter den Augen des Generals vollbringen, sonst wäre alles Zeitverschwendung.«

Sharpe saß eine Weile schweigend da, bestürzt über die Hindernisse, die bei der Erfüllung seines Tagtraums im Weg lagen.

»Unterziehen sie ihn einer Prüfung, Sir?«, fragte er. »Im Lesen?« Dieser Gedanke war eine Besorgnis für ihn, denn obwohl sich sein Lesen Nacht für Nacht verbesserte, stolperte er immer noch über ziemlich einfache Wörter. Er behauptete, dass die Schrift in der Bibel zu klein sei, und McCandless war freundlich genug, um die Ausrede hinzunehmen.

»Eine Prüfung im Lesen? Guter Gott, nein! Nicht für einen Offizier!« McCandless lächelte müde. »Man glaubt natürlich seinem Wort.« Der Colonel schwieg einen Moment. »Aber ich habe mich oft gefragt, Sharpe, warum ein Mann aus dem Mannschaftsstand Offizier sein möchte«, fuhr er dann fort.

Damit er nach Brewhouse Lane zurückgehen und ein paar Zähne einschlagen kann, dachte Sharpe.

»Ich habe einfach nur so darüber nachgedacht, Sir«, sagte er stattdessen. »Nur deshalb habe ich gefragt.«

»In vielerlei Hinsicht haben Sergeants mehr Einfluss bei den Männern«, sagte McCandless. »Sie haben vielleicht weniger Prestige, doch mit Sicherheit mehr Einfluss als jeder rangniedrige Offizier. Ensigns und Lieutenants, Sharpe, sind sehr unbedeutend und die meiste Zeit von sehr wenig Nutzen. Erst wenn ein Mann den Rang des Captains erreicht, beginnt er, wertvoll zu werden.«

»Ich bin mir sicher, dass Sie recht haben«, sagte Sharpe. »Ich hatte nur so ein paar Gedanken.«

In dieser Nacht erlitt der Colonel einen Rückfall ins Fieber. Sharpe saß an der Tür der Hütte und lauschte dem Prasseln des Regens. Er konnte den Tagtraum nicht abschütteln, konnte nicht die Bilder vertreiben, wie er in der Brewhouse Lane die Gesichter wiedersah, die er hasste. Er wollte das Wiedersehen, ersehnte es. Und so träumte er weiter, erträumte das Unmögliche, und es gelang ihm nicht, den Traum aus seinem Kopf zu bekommen. Er wusste nicht, wie, aber irgendwie würde er den Sprung schaffen. Oder bei dem Versuch sterben.

KAPITEL 7

Dodd protzte mit seinem neuen Wallach Peter.

»Er ist so gut, weil er keine Eier hat, Monsieur«, informierte er Pierre Joubert, und er wiederholte die Worte in den nächsten paar Tagen immer wieder, um sicherzustellen, dass sein zweideutiger Scherz verstanden wurde.

Joubert lächelte und äußerte sich nicht dazu, und der Major hielt Lobreden über seinen Peter. Sein vorheriges Pferd war oft außer Puste geraten, während dieser Wallach den ganzen Tag geritten werden konnte und immer noch den Kopf hoch hielt und in seinem raumgreifenden Schritt energiegeladen wirkte.

»Ein Vollblut, Captain«, schwärmte Dodd Joubert vor, »ein englisches Vollblut. Kein alter französischer Klepper, sondern ein richtiges Pferd.«

Die Männer von Dodds Kobras mochten es, ihren Major auf seinem großen, prächtigen Pferd zu sehen. Es stimmte, dass ein Mann beim Erwerb des Tiers gestorben war, doch der Dieb war ein prima Bandit gewesen, und die Männer hatten gelacht, als der englische Sergeant das Lager durchsucht hatte, während Major Dodds Jemadar Gopal die Pferde weit entfernt versteckt hatte.

Colonel Pohlmann war weniger amüsiert.

»Ich habe McCandless sicheres Geleit versprochen, Major«, hatte er gegrollt, als er Dodd zum ersten Mal auf dem Wallach des Engländers gesehen hatte.

»Ganz recht, Sir.«

»Und Sie haben Ihrem Katalog an Verbrechen Pferdediebstahl hinzugefügt.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen, Sir«, sagte Dodd in gespielter Unschuld. »Ich habe dieses Tier gestern von einem Pferdehändler gekauft. Von einem Zigeunertypen aus Khamgaon. Der Kerl hat mir meine letzten Ersparnisse abgenommen.«

»Und das neue Pferd Ihres Jemadars?«, fragte Pohlmann und wies zu Gopal, der Colonel McCandless' Stute ritt.

»Er hat sie von demselben Mann gekauft«, sagte Dodd.

»Natürlich hat er das!« Pohlmanns Stimme klang müde. Er wusste, dass es sinnlos war, in einer Armee, die zum Stehlen ermunterte, einen Mann wegen Diebstahls zu tadeln, doch er fühlte sich beleidigt, weil Dodd gegen die Gastfreundschaft verstoßen hatte, die McCandless gewährt worden war.

Der Schotte hat recht gehabt, dachte Pohlmann. Dodd ist ein Mann ohne Ehre. Doch der Hannoveraner wusste, wenn Sindhia nur Heilige beschäftigte, dann würde er keine europäischen Offiziere haben.

Der Diebstahl von McCandless' Pferden fügte einen weiteren Grund für Pohlmann hinzu, weshalb er William Dodd nicht leiden konnte. Er fand den Engländer zu mürrisch, zu eifersüchtig und zu humorlos.

Trotz seiner Abneigung sah er in dem Major einen feinen Soldaten. Die Rettung seines Regiments in Ahmadnagar war eine schwierige Operation gewesen, die hervorragend durchgeführt worden war, und Pohlmann verstand die Leistung. Ebenso wusste er zu würdigen, dass Dodds Männer ihren neuen befehlshabenden Offizier mochten.

Pohlmann war sich nicht sicher, warum Dodd beliebt war, denn der Umgang mit ihm war nicht leicht. Man konnte nicht mit ihm plaudern, er lächelte selten, und er war pedantisch bei Kleinigkeiten, die andere Offiziere durchgehen ließen. Dennoch mochten ihn seine Männer. Vielleicht spürten sie, dass er auf ihrer Seite war und anerkannte, dass im Krieg von Offizieren nichts ohne Männer erreicht werden konnte, jedoch allerhand von Männern ohne Offiziere, und allein aus diesem Grund waren sie froh, diesen befehlshabenden Offizier zu haben. Und Männer, die ihren Kommandeur mochten, kämpften wahrscheinlich besser als Männer, die ihn hassten, und so war Pohlmann froh, dass er

William Dodd als Regimentskommandeur hatte, obwohl er ihn verachtete wie einen gemeinen Dieb.

Pohlmanns *compoo* hatte sich jetzt dem Rest von Sindhias Armee angeschlossen, die bereits durch die Truppen des Radschas von Berar angewachsen war, sodass über hunderttausend Männer und all ihre Tiere über die Deccan-Ebene wanderten und Furage suchten.

Die große Armee war ihrem Feind zahlenmäßig weit überlegen, doch Sindhia machte keinen Versuch, Wellesley zur Schlacht herauszufordern. Stattdessen führte er seine Streitmacht auf offenbar ziellosem Kurs. Sie zogen südwärts auf den Feind zu, zogen sich dann nach Norden zurück, marschierten gen Osten und wichen nach Westen zurück, und überall auf ihrem Weg plünderten sie die Dörfer, verwüsteten die Felder, brachen in Kornkammern ein, schlachteten Vieh und durchwühlten bescheidene Bauernhäuser auf der Suche nach Reis, Weizen oder Linsen.

Jeden Tag ritten Kavalleriepatrouillen südwärts, um die feindlichen Armeen zu finden, doch die Marathen kamen selten nahe an die Rotröcke heran, denn die britische Kavallerie konterte aggressiv mit Gegenpatrouillen und ließ jeden Tag tote Pferde auf der Ebene zurück, während Sindhias große Armee unbekümmert weitermarschierte.

»Da Sie jetzt ein so feines Pferd haben«, sagte Pohlmann eine Woche nach dem Diebstahl des Majors zu Dodd, »können Sie vielleicht eine Kavalleriepatrouille führen?«

»Mit Freuden.«

»Jemand muss herausfinden, was die Briten treiben«, knurrte Pohlmann.

Dodd ritt mit einigen von Pohlmanns eigenen Kavalleristen südwärts, und seine Patrouille hatte Erfolg, wo so viele andere gescheitert waren, aber nur, weil der Major seinen alten roten Rock anzog, sodass es aussah, als stünde sein Reitertrupp unter dem Kommando eines britischen Offiziers. Die List funktionierte, denn Dodd stieß auf einen viel kleineren Kavallerietrupp aus Maisur, der, ohne Verdacht zu

schöpfen, in die Falle ritt. Sechs Feinde entkamen, acht starben, und ihr Anführer gab eine Fülle von Informationen preis, bevor Dodd ihn mit einem Kopfschuss tötete.

»Sie hätten ihn zu uns zurückbringen sollen«, tadelte Pohlmann Dodd sanft bei dessen Rückkehr. »Dann hätte ich selbst mit ihm sprechen können«, fügte der Colonel hinzu, während er durch einen Spalt in dem grünen Vorhang vom Sitz auf dem Elefanten herabspähte.

Der Elefant stampfte hinter einem Reiter mit purpurfarbenem Rock her, der Pohlmanns rote Fahne mit dem weißen Pferd von Hannover hielt. Da war eine Frau bei Pohlmann, doch alles, was Dodd von ihr sehen konnte, war eine mit Edelsteinen geschmückte Hand, die über die Einfassung des Sitzes hing.

»Also erzählen Sie, was Sie erfahren haben, Major«, befahl Pohlmann.

»Die Briten sind nahe beim Godavari, Sir, aber sie sind in zwei Truppen aufgeteilt, und keine hat mehr als sechstausend Infanteristen. Wellesley ist am nächsten zu uns, während sich Stevensons Soldaten westwärts halten. Ich habe eine Karte mit ihren Positionen gemacht, Sir.« Dodd hielt ein Papier zu dem schwankenden Sitz auf dem Elefanten hoch.

»Hofft er, uns in die Zange nehmen zu können?«, fragte Pohlmann und griff hinab, um dem Major die Karte aus der Hand zu nehmen. »Nicht jetzt, Liebchen«, sagte er zu der Frau hinter dem Vorhang.

»Ich stelle mir vor, dass sie wegen der Straßen geteilt bleiben, Sir«, sagte Dodd.

»Natürlich.« Pohlmann fragte sich, warum Dodd ihm so etwas Offenkundiges sagte. Der Bedarf der Briten an anständigen Straßen war viel größer als der der Marathen, denn die Briten transportierten all ihre Nahrungsmittel auf Ochsenkarren, und die schwerfälligen Fahrzeuge konnten nur über Terrain fahren, das so glatt wie die Grasebenen war. Was bedeutete, dass die beiden feindlichen Armeen nur

vorrücken konnten, wenn der Boden glatt oder die Straßen entsprechend waren. Das machte ihre Bewegungen unbeholfen, und es erschwerte es doppelt, Sindhias Armee in die Zange zu nehmen.

Doch jetzt, dachte Pohlmann, musste der britische Kommandeur ordentlich über Sindhias Absichten verwirrt sein. Und Sindhia ebenfalls, was das anbetraf, denn der Maharadscha holte von seinen Astrologen taktischen Rat ein statt von seinen europäischen Offizieren, was bedeutete, dass sich die große Horde gezwungen sah, sich bei ihrem Marsch am Funkeln der Sterne, der Deutung von Träumen und den Innereien von Ziegen zu orientieren.

»Wenn wir jetzt südwärts marschieren«, drängte Dodd, »könnten wir Wellesleys Männern südlich von Aurangabad eine Falle stellen. Stevenson ist zu weit entfernt, um ihn zu unterstützen.«

»Das klingt nach einer guten Idee«, stimmte Pohlmann freundlich zu und steckte Dodds Karte in die Tasche.

»Da muss es doch einen Plan geben«, sagte Dodd gereizt.

»Muss es?«, fragte Pohlmann leichthin. »Höher, Liebchen, ja, da tut’s gut!« Die mit Juwelen geschmückte Hand war im Sitz verschwunden. Pohlmann schloss einen Moment verzückt die Augen, dann öffnete er sie wieder und lächelte zu Dodd hinab. »Der Plan ist zu warten, ob Holkar zu uns stoßen wird.«

Holkar war der mächtigste aller Marathen-Anführer, doch er wartete den rechten Augenblick ab, unsicher, ob er sich Sindhia und dem Radscha von Berar anschließen oder den Krieg mit seinen intakten riesigen Streitkräften aussitzen sollte.

»Und der nächste Teil des Plans ist es, einen *durbar* abzuhalten«, fuhr Pohlmann fort. »Haben Sie jemals an einem *durbar* teilgenommen, Dodd?«

»Nein, Sir.«

»Es ist eine Ratsversammlung, ein Komitee der Alten und Weisen – oder eher der Senilen und Geschwätzigen. Es wird

über den Krieg diskutiert, ebenso über die Position der Sterne, die Laune der Götter und das Ausbleiben des Monsuns, und wenn der *durbar* vorbei ist, wenn er überhaupt jemals endet, werden wir unseren Marsch fortsetzen. Aber vielleicht wird eine Art Entscheidung gefallen sein, dass wir uns nach Nagpur zurückziehen oder nach Haidarabad vorrücken oder uns ein Schlachtfeld aussuchen und den Briten erlauben, uns anzugreifen, oder bis zum Jüngsten Tag marschieren – genau kann ich Ihnen das nicht sagen. Ich werde natürlich meinen Rat geben, aber wenn Sindhia in der Nacht vor dem *durbar* von Affen träumt, könnte selbst Alexander der Große ihn nicht überreden zu kämpfen.«

»Aber Sindhia müsste es besser wissen, als zuzulassen, dass sich die beiden britischen Streitkräfte vereinigen, Sir«, sagte Dodd.

»Das weiß er, in der Tat, das weiß er. Unser Herr und Meister ist kein Dummkopf, aber er ist unergründlich. Wir warten, bis die Omen günstig sind.«

»Sie sind jetzt günstig«, wandte Dodd ein.

»Es liegt nicht an Ihnen oder mir, das zu entscheiden. Wir Europäer können uns auf den Kampf verlassen, doch nicht darauf, die Botschaften der Sterne zu lesen oder die Bedeutung der Träume zu verstehen. Doch wenn es zur Schlacht kommt, Major, können Sie sicher sein, dass die Sterne und Träume ignoriert werden und Sindhia alle Entscheidungen mir überlässt.« Pohlmann lächelte milde auf Dodd herab, dann spähte er voraus zu der Horde von Kavallerie auf der Ebene.

Es mussten fünfzigtausend Reiter sein, doch Pohlmann wäre gern mit nur tausend marschiert. Die meisten der Marathen-Reiter waren nur wegen der Beute anwesend, die sie nach dem Sieg machen würden, und obwohl alle gute Reiter und tapfere Kämpfer waren, hatten sie keine Ahnung von diszipliniertem Kavalleriedienst, und keiner war bereit, eine Infanterieeinheit anzugreifen. Sie verstanden nicht,

dass eine Kavallerietruppe gebraucht wurde, die schreckliche Verluste hinnehmen musste, um die feindliche Infanterie zu brechen. Stattdessen nahmen sie an, dass Sindhias große Geschütze und seine Infanterie aus Söldnern den Feind schlagen würden und sie dann wie Hornissen über den geschlagenen Feind herfallen würden, und bis zu diesem glücklichen Moment waren sie nur viele nutzlose Münder, die gefüttert werden mussten. Wenn sie morgen alle fortritten, würde das für den Ausgang des Krieges keinen Unterschied machen, denn der Sieg würde trotzdem von der Artillerie und der Infanterie errungen werden.

Pohlmann wusste dies, und er stellte sich vor, wie er seine Geschütze Rad an Rad in Batterien aufreihte, seine Infanterie dahinter formiert und wie er beobachtete, wie die Rotröcke in ein Chaos von Feuer und Eisen und Tod marschieren würden. Ein Feuergewitter! Ein Orkan von Metall, der die Luft peitschen und blutige Vernichtung für die Briten bringen würde.

»Du tust mir weh«, sagte die Frau.

»Liebchen, das tut mir leid«, sagte Pohlmann und lockerte seinen Griff. »Ich habe nachgedacht.«

»Sir?«, fragte Dodd, weil er dachte, der Hannoveraner hätte mit ihm gesprochen.

»Ich habe nachgedacht, Dodd. Es ist nicht schlecht, dass wir so ziellos marschieren.«

»Nicht?«, erwiderte Dodd erstaunt.

»Denn wenn wir nicht wissen, wohin es geht, wissen es die Briten ebenfalls nicht, und so werden sie eines Tages ein paar Meilen zu weit marschieren, und dann machen wir sie fertig. Jemand wird einen Fehler machen, Dodd, denn in einem Krieg wird es immer grobe Schnitzer geben. Es ist eine unveränderliche Regel des Krieges: Jemand wird Fehler machen. Wir müssen einfach Geduld haben.«

In Wirklichkeit war Pohlmann genauso ungeduldig wie Dodd, doch der Colonel wusste, dass es nicht ratsam war, diese Ungeduld zu zeigen. Er hatte gelernt, dass in Indien

die Dinge in ihrem eigenen Tempo abliefen, so unberechenbar und unaufhaltsam wie ein Elefant.

Aber bald, nahm Pohlmann an, würde eine der britischen Streitkräfte einen Marsch zu weit machen und sich so nahe bei der riesigen Marathen-Armee befinden, dass sich selbst Sindhia der Schlacht nicht verweigern konnte. Und selbst wenn sich die beiden feindlichen Armeen zusammenschlossen, was machte das schon? Ihre kombinierten Streitkräfte waren klein, die Marathen-Horde war riesig, und der Ausgang ihres Aufeinandertreffens war so sicher, wie etwas im Krieg nur sein konnte. Und Pohlmann war überzeugt, dass Sindhia ihm schließlich das Kommando über die Armee geben würde. Dann konnte er den Feind wie der Riese der Hindulegende überrollen, und mit dieser glücklichen Aussicht gab er sich im Augenblick zufrieden.

Dodd blickte auf, um noch etwas zu sagen, doch die grünen Vorhänge des Sitzes waren verschlossen worden. Die Frau kicherte, während der Elefantenführer, der vor dem geschlossenen Sitz saß, ausdruckslos geradeaus starrte.

Die Marathen waren auf dem Marsch, bedeckten die Ebene wie ein Schwarm und warteten nur darauf, dass ihrem Feind ein Fehler unterlief.

Eines Tages war Sharpe es leid, Kohldampf zu schieben, und so nahm er seine Muskete und machte sich auf die Suche nach Wild. Er würde mit allem zufrieden sein, sogar mit einem Tiger, doch er hoffte, Rindfleisch zu finden. Indien war voller Rindfleisch, doch an diesem Tag entdeckte er kein Rind. Erst nach vier Meilen fand er eine Ziegenherde, die bei einem Waldstück graste.

Er zog sein Bajonett, denn er nahm an, dass es leichter sein würde, eines der Tiere damit zu töten, als es zu erschießen und die Aufmerksamkeit des Besitzers zu erregen, doch als er nahe an die Ziegen herankam, bellte ein Hund, sprang aus dem Waldstück und griff ihn an.

Er schlug den Hund mit dem Musketenkolben nieder, und der kurze Zwischenfall schlug die Ziegen in die Flucht. Er

brauchte fast eine Stunde, um die Tiere wiederzufinden, und nun wäre es ihm gleichgültig gewesen, wenn er die halbe Bevölkerung von Indien aufgeschreckt hätte. Er zielte und feuerte. Er traf eine Ziege nicht tödlich, sondern verwundete sie nur, und sie blutete schrecklich. Er rannte zu ihr, schnitt ihr die Kehle durch, was härter war, als er gedacht hatte, und schwang sich den Kadaver über die Schulter.

Die Witwe kochte das Fleisch, und Sharpe schlang davon so viel herunter, als hätte er seit Monaten nichts mehr gegessen. Der Geruch des Fleisches weckte Colonel McCandless, der sich im Bett aufsetzte und auf den Topf starrte.

»Ich könnte das fast essen«, sagte er.

»Möchten Sie etwas, Sir?«

»Seit achtzehn Jahren habe ich kein Fleisch gegessen, Sharpe, dann werde ich auch jetzt nicht damit anfangen.« Er fuhr sich mit der Hand durch sein strähniges weißes Haar. »Ich wollte damit sagen, dass ich mich besser fühle, Gott sei Dank.«

Der Colonel schwang die Beine auf den Boden und versuchte, sich aufzurichten.

»Aber ich bin schwach wie eine junge Katze«, klagte er.

»Ein Teller Fleisch wird Ihnen einige Kraft geben, Sir.«

»Führe mich nicht in Versuchung, Satan«, sagte der Colonel. Dann hielt er sich an einem der Pfosten fest, die das Dach stützten, und stemmte sich auf die Füße. »Vielleicht könnte ich morgen einen Spaziergang machen.«

»Wie ist es mit dem Bein, Sir?«

»Besser, Sharpe. Es heilt.« Der Colonel verlagerte das Gewicht auf sein gesundes Bein und wirkte angenehm überrascht, als es nicht nachgab. »Gott hat mich wieder vor dem Schlimmsten bewahrt.«

Am nächsten Morgen fühlte sich der Colonel sogar noch besser. Er ging aus der Hütte und blinzelte in den strahlenden Sonnenschein.

»Haben Sie in den letzten beiden Wochen irgendwelche Soldaten gesehen?«

»Keinen einzigen, Sir. Nur Bauern.«

Der Colonel fuhr sich mit der Hand über die weißen Bartstoppeln an seinem Kinn. »Ich könnte eine Rasur gebrauchen. Wären Sie so nett, mir meine Schachtel mit dem Rasiermesser zu holen? Und vielleicht könnten Sie etwas Wasser heiß machen?«

Sharpe stellte einen Topf mit Wasser aufs Feuer, dann zog er eines der Rasiermesser des Colonels am Sattelgurt ab. Er hatte die Klinge fast fertig geschärft, als McCandless ihn von außerhalb des Hauses rief.

»Sharpe!«

Etwas am Klang von McCandless' Stimme ließ Sharpe schnell zu seiner Muskete greifen und aus der Hütte stürmen. Als er sich durch die niedrige Tür duckte, hörte er Hufschlag und spannte den Hahn in Erwartung von Feinden, doch McCandless winkte ab.

»Ich habe doch gesagt, dass Sevajee uns finden wird!«, sagte der Colonel glücklich. »In dieser Gegend bleibt nichts geheim, Sharpe.«

Sharpe ließ die Muskete sinken und beobachtete, wie Sevajee seine Männer zur Hütte der Witwe führte. Der junge Inder grinste über McCandless' ungepflegte Verfassung. »Ich hörte, hier soll ein weißer Teufel sein, und ich wusste, dass Sie das sein müssen.«

»Ich wünschte, Sie wären eher gekommen«, murrte McCandless.

»Warum? Sie waren krank. Die Leute, mit denen ich sprach, sagten, Sie werden sterben.« Sevajee glitt aus dem Sattel und führte sein Pferd zum Brunnen. »Außerdem waren wir zu beschäftigt.«

»Ihr seid Sindhia gefolgt, nehme ich an?«, fragte der Colonel.

»Hierhin, dorthin und überallhin.« Sevajee hob einen Schlauch mit Wasser an und hielt ihn unter die Nüstern

seines Pferdes. »Sie waren im Süden, Osten und wieder zurück nach Norden. Aber jetzt halten sie einen *durbar* ab, Colonel.«

»Einen *durbar!*« McCandless' Gesicht hellte sich auf, und Sharpe fragte sich, was um alles in der Welt ein *durbar* war.

»Sie sind nach Borkardan marschiert«, erklärte Sevajee glücklich. »Alle Mann! Sindhia, der Radscha von Berar, der ganze Haufen! Ein Meer von Feinden.«

»Borkardan«, murmelte McCandless und stellte sich eine Karte aus dem Gedächtnis vor. »Wo ist das? Ein Zweitagesmarsch nach Norden?«

»Einen für einen Reiter, zwei zu Fuß«, stimmte Sevajee zu.

McCandless, der seine Rasur vergessen hatte, starrte nach Norden. »Aber wie lange werden sie dort bleiben?«

»Lange genug«, sagte Sevajee fröhlich. »Zuerst müssen sie einen Platz für den *durbar* des Fürsten herrichten, und dafür werden sie zwei oder drei Tage brauchen. Dann werden sie für weitere zwei oder drei Tage miteinander diskutieren. Außerdem müssen sie ihre Tiere ausruhen lassen, und in Borkardan haben sie genügend Furage gefunden.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte McCandless.

»Weil wir einige *brindarries* getroffen haben«, sagte Sevajee mit einem Lächeln und drehte sich gleichzeitig um und wies auf vier kleine, magere und reiterlose Pferde, die Trophäen dieses Treffens. »Wir hatten eine Unterhaltung mit ihnen«, sagte Sevajee unbekümmert, und Sharpe fragte sich, wie brutal diese Unterhaltung gewesen war. »Vierzigtausend Mann Infanterie, sechzigtausend Kavallerie«, sagte Sevajee, »und über hundert Geschütze.«

McCandless humpelte in die Hütte zurück, um aus seiner Satteltasche Papier und Tinte zu holen. Dann, wieder im Sonnenschein, schrieb er eine Botschaft, und Sevajee teilte sechs seiner Reiter ein, die sie so schnell wie möglich nach Süden bringen sollten. Sie würden nach Wellesley Armee suchen müssen.

Sevajee befahl ihnen, ihre Pferde blutig zu peitschen, um alles aus ihnen herauszuholen, denn wenn die Briten schnell alarmiert waren, dann bestand die Chance, dass die Marathen in ihrem *durbar*-Lager überrascht und angegriffen werden konnten, bevor sie sich zur Schlacht formieren konnten.

»Das würde die Dinge angleichen«, verkündete McCandless glücklich. »Ein Überraschungsangriff!«

»Es sind keine Narren«, warnte Sevajee. »Sie werden jede Menge Späher haben.«

»Aber es dauert viel Zeit, hunderttausend Mann zu organisieren, Sevajee! Sie werden herumirren wie Schafe, während wir in die Schlacht marschieren!«

Die sechs Reiter ritten mit der wertvollen Botschaft los, und McCandless, wieder müde geworden, ließ sich von Sharpe rasieren.

»Jetzt können wir nur warten«, sagte der Colonel.

»Warten?«, fragte Sharpe empört, weil er dachte, McCandless wolle andeuten, dass sie nichts tun würden, während die Schlacht geschlagen wurde.

»Wenn Sindhia in Borkardan ist«, sagte der Colonel, »dann müssen unsere Armeen in diese Richtung marschieren, um ihn zu erreichen. So können wir ebenso gut warten, bis sie zu uns kommen. Dann können wir uns ihnen wieder anschließen.«

Die Zeit des Träumens war vorbei. Es war Zeit zum Kämpfen.

Wellesleys Armee hatte den Godavari durchquert und marschierte gen Aurangabad. Dann hörte der General, dass Sindhias Streitkräfte weit nach Osten marschiert waren, bevor sie nach Süden ins Herzland von Haidarabad abgeschwenkt waren. Der Bericht machte Sinn, denn der alte Nizam war soeben verstorben und hatte einen jungen Sohn auf dem Thron hinterlassen, und der Staat eines jungen Herrschers konnte reiche Beute ergeben.

So marschierte Wellesley mit seiner kleinen Armee zum Godavari zurück. Sie durchquerten den Fluss, ließen die Pferde, Ochsen und Elefanten zum südlichen Ufer schwimmen und setzten die Geschütze, Lafetten und Wagen mit Flößen über. Die Männer benutzten Boote aus aufgepumpten Blasen, und es dauerte zwei ganze Tage, bis alles auf der anderen Seite des Flusses war. Dann marschierten sie einen Tag nach Süden, und als sie auf Haidarabad zumarschierten, trafen neue Nachrichten ein, dass der Feind seine Marschrichtung geändert und wieder nordwärts gezogen war.

»Die wissen verdammt nicht, was sie wollen«, erklärte Hakeswill.

»Captain Mackay sagt, wir suchen nach dem Feind«, äußerte Private Lowry.

»Der sucht nach seinem Arsch. Verdammter Wellesley!«

Hakeswill saß am Flussufer und beobachtete, wie die Ochsen ins Wasser geführt wurden, um den Godavari von Neuem zum Nordufer zu durchfurten. »Rein ins Wasser, raus aus dem Wasser, auf eine Straße rauf und wieder runter, Marsch im Kreis, dann wieder durch den verdammten Fluss.« Seine blauen Augen spiegelten Empörung wider, und in seinem Gesicht zuckte es. »Arthur Wellesley sollte kein General sein.«

»Warum nicht, Sarge?«, fragte Private Kendrick.

»Das ist doch wohl klar.« Hakeswill legte eine Pause ein, um eine Tonpfeife anzuzünden. »Verdammt keine Erfahrung. Erinnert ihr euch an das Waldstück bei Seringapatam? Das war ein beschissenes Chaos, und wer hat es verursacht? Er, dieser Blödmann.« Er wies zu Wellesley, der auf seinem großen Schimmel auf dem Steilufer aufgetaucht war. »Er ist nur General, weil sein Vater ein Earl war und sein älterer Bruder Generalgouverneur ist, allein deshalb! Wenn mein Vater ein verdammter Earl gewesen wäre, dann wäre ich ein verdammter General, so steht es schon in der Bibel. Lord Obadiah Hakeswill wäre ich, und ihr würdet mich nicht wie

einen Hund um Ochsen herumschleichen sehen, um zu überprüfen, ob Fliegen an ihrem Arsch lecken. Dann bekäme ich den Job verdammt gut erledigt. Auf die Füße, Jungs, bewegt euch!«

Der General, der nichts zu tun hatte, außer zu warten, während seine Armee den Fluss durchquerte, hatte das Steilufer verlassen und ritt jetzt auf einem Weg am Ufer, der ihn zu Hakeswills Platz bringen würde.

Wellesleys Blick glitt zu ihm. Er erkannte den Sergeant und wollte sich schon abwenden, doch dann gewann seine Höflichkeit gegen seine Abneigung, mit niedrigen Dienstgraden zu sprechen.

»Immer noch hier, Sergeant?«, fragte er.

»Immer noch hier, Sir«, antwortete Hakeswill. Er hatte seinen Tonpfeife hastig ausgemacht, in die Tasche gesteckt, seine Muskete zur Seite gelegt und stand jetzt zitternd vor Aufregung still. »Tue meine Pflicht, Sir, wie ein Soldat.«

»Ihre Pflicht?«, fragte Wellesley. »Sie sind gekommen, um Sergeant Sharpe festzunehmen, richtig?«

»Sir!« Hakeswill nickte bestätigend.

Der General verzog das Gesicht. »Lassen Sie mich wissen, wenn Sie ihn sehen. Er ist mit Colonel McCandless unterwegs, und beide werden vermisst. Wahrscheinlich sind Sie tot.« Mit dieser Bemerkung trieb der General sein Pferd an und ritt weiter.

Hakeswill schaute ihm nach, nahm dann seine Tonpfeife aus der Tasche und zündete den Tabak wieder an. Dann spuckte er aufs Ufer.

»Sharpe ist nicht tot«, knurrte er böse. »Ich werde es sein, der Sharpie zur Hölle schickt. So steht es schon in der Bibel.«

Dann traf Captain Mackay ein und befahl, dass Hakeswill und seine sechs Männer dabei halfen, die Ochsen beim Durchfurten des Flusses zu beaufsichtigen. Die Tiere waren mit verpackter Artilleriemunition beladen, und der Captain

hatte zwei Flöße erhalten, mit denen diese kostbare Fracht übergesetzt werden sollte.

»Sie werden die Munition auf die Flöße umladen, Sergeant. Dann schwimmen die Ochsen rüber. Ich will kein Chaos, Sergeant. Sorgen Sie dafür, dass sich die Tiere ordentlich aufreihen. Und stellen Sie sicher, dass sie die Munition nicht in den Fluss kippen, bevor sie die Fracht wieder aufgeschnallt bekommen.«

»Das ist kein Soldatenjob«, beschwerte sich Hakeswill, als sich der Captain wieder von ihnen entfernt hatte. »Ochsen betreuen? Ich bin kein verdammter Schotte. Das ist alles, wofür sie gut sind, Ochsen hüten. Das tun sie die ganze Zeit auf den Straßen nach London, aber es ist keine Aufgabe für einen Engländer.«

Trotzdem erfüllte er die Aufgabe wirkungsvoll, drängte mit seinem Bajonett Männer und Tiere in eine Schlange, die sich langsam übers Ufer ins Wasser hinabwand.

Bei Einbruch der Nacht hatte die gesamte Armee übergesetzt, und am nächsten Morgen, lange vor dem Morgengrauen, marschierte sie wieder nach Norden. Vor dem Mittag biwakierten sie und mieden so die größte Hitze, und am Nachmittag zeigten sich die ersten Kavalleriepatrouillen des Feindes in der Ferne, und die eigene Kavallerie der Armee ritt los, um die Reiter zu vertreiben.

In den nächsten beiden Tagen marschierten sie überhaupt nicht. Kavalleriekundschafter versuchten, die Absichten des Feindes zu ergründen, während Spione der Company im Norden mit Gold Neuigkeiten kaufen wollten. Doch das Gold war verschwendet, denn jedes Stückchen Nachrichtenmaterial stand im Widerspruch zum nächsten. Eine Information besagte, dass Holkar sich Sindhia angeschlossen hatte, eine andere, dass Holkar Sindhia den Krieg erklärt hatte. Dann hieß es, die Marathen marschierten nach Westen oder nach Osten oder vielleicht nach Norden,

bis Wellesley das Gefühl hatte, eine langsame Version eines Blindekuhspiels aufzuführen.

Dann trafen schließlich zuverlässige Neuigkeiten ein. Sechs Marathen-Reiter im Dienst von Syud Sevajee kamen mit einer hastig geschriebenen Botschaft von Colonel McCandless in das Lager. Der Colonel bedauerte seine Abwesenheit und erklärte, dass er verletzt worden sei und die Wunde langsam heilte. Er versicherte Sir Arthur, dass er seine Pflicht erfüllt habe und somit mit einem hohem Maß an Sicherheit melden könne, dass die Streitkräfte von Dowlut Rao Sindhia und dem Radscha von Berar ihren Marsch bei Borkardan schließlich beendet hatten. Sie planten dort zu bleiben, schrieb McCandless, um einen *durbar* abzuhalten und den Tieren Erholung zu gönnen. Er schätzte die Dauer ihres Aufenthalts in Borkardan auf fünf oder sechs Tage ein.

McCandless berichtete, die Stärke des Feindes betrage mindestens achtzigtausend Mann, über hundert Artilleriegeschütze, viele von geringem Kaliber, doch eine nennenswerte Anzahl von sehr großem. Er schätzte nach seinen eigenen früheren Beobachtungen in Pohlmanns Lager, dass nur fünfzehntausend Mann der Infanterie des Feindes auf dem Standard der Company ausgebildet war, während der Rest Lückenbüßer waren, die Geschütze jedoch gut bedient und gewartet wurden, wie er unheilvoll warnte.

Die Botschaft war in Eile und mit zittriger Hand geschrieben worden, doch sie war prägnant, aussagekräftig und überzeugend.

Die Botschaft trieb den General an seine Landkarten und dann zu einer Reihe von schnellen Befehlen. Die Armee wurde auf den Abmarsch in dieser Nacht vorbereitet, und ein Kurier ritt zu Colonel Stevensons Streitmacht, westlich von der Wellesleys, und überbrachte Befehle, nordwärts auf einem Parallelkurs zu marschieren.

»Was haben wir dagegen?« Wellesley überlegte kurz. »Elftausend ausgezeichnete Infanteristen und

achtundvierzig Geschütze.« Er kritzelte die Zahlen auf die Landkarte und tippte dann geistesabwesend mit dem Bleistift darauf. »Elftausend gegen achtzigtausend«, sagte er zweifelnd und verzog das Gesicht. »Es wird gehen«, murmelte er schließlich, »es wird gut gehen.«

»Elftausend gegen achtzigtausend, Sir?«, fragte Captain Campbell erstaunt. Campbell war der junge schottische Offizier, der dreimal die Leiter erklettert hatte, um der erste Mann auf der Mauer von Ahmadnagar zu sein, und seine Belohnung war eine Beförderung und Ernennung als Wellesleys Adjutant gewesen. Jetzt starrte er den General an, einen Mann, den Campbell für vernünftig gehalten hatte, an dessen Verstand jetzt jedoch zweifelte.

»Ich hätte lieber mehr Männer«, gab Wellesley zu, »doch wir können es vermutlich auch mit elftausend schaffen. Sindhias Kavallerie können Sie vergessen, Campbell, denn sie ist auf einem Schlachtfeld wertlos, und die Infanterie des Radschas von Berar wird nur jedem im Weg stehen, was bedeutet, dass wir gegen fünfzehntausend gute Infanteristen und leider zu viele gut bediente Geschütze kämpfen werden. Der Rest zählt nicht. Wenn wir die Geschütze und die Infanterie schlagen, wird der Rest die Flucht ergreifen. Verlassen Sie sich darauf, sie werden fliehen.«

»Und wenn sie eine Verteidigungsposition einnehmen, Sir?« Campbell sah sich gezwungen, die Hoffnungen des Generals zu dämpfen. »Angenommen, sie sind hinter einem Fluss, Sir? Oder hinter Wällen?«

»Wir können annehmen, was wir wollen, Campbell, aber angenommen, es ist nur Einbildung – und wenn wir uns vor Einbildungen fürchten, könnten wir genauso gut aufhören, Soldaten zu sein. Erst wenn wir die Schurken finden, werden wir uns entscheiden, wie wir sie besiegen. Erst einmal ist das Wichtigste, dass wir sie finden.« Wellesley rollte die Landkarte zusammen. »Sie können den Fuchs nicht töten,

bevor Sie ihn in die Enge getrieben haben. Also kümmern wir uns um unser Geschäft.«

In dieser Nacht marschierte die Armee. Sechstausend Kavalleristen, fast alle davon Inder, zogen an der Spitze, und hinter ihnen folgten zweiundzwanzig Artilleriegeschütze, viertausend Sepoys der East India Company und zwei Bataillone Schotten, während der große, schwerfällige Tross von Ochsen, Frauen, Kindern, Wagen und Händlern den Schluss bildete. Sie marschierten hart, und wenn jeder von der Größe der feindlichen Armee eingeschüchtert war, so zeigte es keiner. Sie waren so gut ausgebildet wie alle Männer, die jemals den roten Uniformrock in Indien getragen hatten. Ihnen war der Sieg von ihrem General mit der langen Nase versprochen worden, und jetzt marschierten sie zum Töten. Und wie die Chancen auch immer standen, sie glaubten an den Sieg. Solange niemand grobe Schnitzer machte.

Borkardan war nur ein Dorf, mit keinem Gebäude, das für einen Fürsten angemessen war, und so wurde der große *durbar* der Marathen-Fürsten in einem riesigen Zelt abgehalten, das hastig aus den Zeltplanen vieler kleinere Zelte zusammengenäht worden war. Die Zeltleinwand wurde mit Planen von bunt gefärbter Seide umhüllt, und es wäre ein beeindruckender Anblick gewesen, wenn der Himmel nicht seine Schleusen geöffnet hätte.

So begann der *durbar*, und die Stimmen der Männer wurden vom Prasseln des Regens auf das gespannte Segeltuch fast übertönt, und an einigen Stellen sickerte und strömte das Regenwasser aus den hastig angefertigten Nähten in das Zelt.

»Es ist alles Zeitverschwendung«, sagte Pohlmann zu Dodd, »aber wir müssen teilnehmen.« Der Colonel befestigte seine Halsbinde mit einer diamantenbesetzten Nadel. »Und es ist keine Zeit für eine europäische Meinung außer meiner, verstanden?«

»Ihre?«, fragte Dodd säuerlich, denn er hatte gehofft, sich kühn hervorzutun.

»Meine«, bekräftigte Pohlmann. »Ich will sie piesacken, und jeder europäische Offizier soll dazu nicken wie ein verrückter Affe, um seine Zustimmung zu mir anzuzeigen.«

An die hundert Männer hatten sich unter der tropfenden Seide versammelt. Sindhia, der Maharadscha von Gwalior, und Bhonsla, der Radscha von Berar, saßen auf *musnuds*, eleganten Thronen auf Plattformen, die mit Brokat behängt und mit Seidenbaldachinen vor dem eindringenden Regen geschützt waren. Diener sorgten mit langstieligen Fächern bei den Hoheiten für Kühlung, während die restlichen Teilnehmer des *durbar* in der drückenden Schwüle schwitzten.

Die Brahmanen der Oberschicht, alle mit bauschigen Hosen aus Goldbrokat, weißen Waffenröcken und hohen weißen Turbanen, saßen neben den beiden Thronen, während hinter ihnen die indischen und europäischen Militäroffiziere in ihren Paradeuniformen standen und schwitzten. Diener bewegten sich unauffällig durch die Menge und boten Mandeln, Bonbons oder Rosinen, die in Arrak getränkt waren, auf Tabletts an.

Die drei ranghöchsten europäischen Offiziere standen beisammen. Pohlmann, mit einer purpurnen Jacke mit goldenen Tressen, überragte Colonel Dupont, einen Holländer, der Sindhias zweite *compoo* befehligte, und Colonel Saleur, einen Franzosen, der Kommandeur der Infanterie der Begum Somroo.

Dodd verweilte einfach hinter dem Trio und hörte sich ihren privaten *durbar* an. Die drei Männer waren einer Meinung, dass ihre Truppen bei einem Angriff der Briten die Hauptlast tragen würden und dass einer das Oberkommando haben musste. Saleur konnte es nicht sein, denn die Begum Somroo war abhängig von Sindhia, also konnte ihr Kommandeur kaum Priorität über die feudalen Offiziere ihres Oberherrn haben. So blieben nur entweder Dupont oder

Pohlmann, doch der Holländer überließ die Ehre dem Hannoveraner.

»Sindhia hätte Sie ohnehin auserwählt«, sagte Dupont.

»Sehr weise von ihm«, meinte Pohlmann. Er blickte zur Seite. »Sind Sie zufrieden, Saleur?«

»Das bin ich tatsächlich«, sagte der Franzose.

Er war eine großer, mürrischer Mann mit narbigem Gesicht, der in dem Ruf stand, ein strenger Vorgesetzter zu sein. Er stand ebenfalls in dem Ruf, dass er der Geliebte der Begum Somroo war, ein Posten, der offenbar zum Kommando über die Infanterie der Dame gehörte. »Worüber reden die Bastarde im Augenblick?«, fragte er auf Englisch.

Pohlmann hörte ein paar Sekunden hin. »Sie diskutieren, ob Sie sich nach Gawilgarh zurückziehen sollen«, sagte er. Gawilgarh war eine Hügelfestung nordöstlich von Borkardan, und eine Gruppe vom Brahmanen drängte darauf, dass sich die Armee dorthin zurückziehen sollte, damit sich die Briten an den Klippen und hohen Wällen die Schädel einschlugen.

»Gottverdammte Brahmanen«, sagte Pohlmann angewidert. »Haben nicht die leiseste Ahnung vom Soldatentum. Wissen zu labern, aber nicht zu kämpfen.«

Doch dann erhob sich ein älterer Brahmane, dessen weißer Bart bis zur Hüfte reichte, und erklärte, dass die Vorzeichen nun besser für eine Schlacht seien.

»Sie haben eine große Armee versammelt«, wandte er sich an Sindhia, »und da wollen Sie sich in eine Zitadelle einschließen?«

»Wo haben sie denn den gefunden?«, murmelte Pohlmann. »Der sagt ja tatsächlich etwas Vernünftiges!«

Sindhia sagte wenig, überließ das Reden seinem Minister Surjee Rao, während er selbst plump und mit unergründlicher Miene auf seinem Thron saß. Er trug ein Gewand aus gelber Seide, in dem Smaragde und Perlen in Blumenmuster eingenäht waren, und ein großer Diamant glänzte an seinem blassblauen Turban.

Ein anderer Brahmane plädierte dafür, dass die Armee gen Süden nach Seringapatam marschieren sollte, doch er wurde ignoriert. Der Radscha von Berar, dunkelhäutiger als der blasse Sindhia, blickte beim *durbar* finster vor sich hin, wohl in dem Versuch, kriegerisch zu wirken, und sagte sehr wenig.

»Er wird Reißaus nehmen, sobald das erste Geschütz feuert«, grollte Colonel Saleur. »Das macht er immer.«

Beny Singh, der Kriegsherr, argumentierte für die Schlacht. »Ich habe fünfhundert Kamele, beladen mit Raketen, und Geschütze frisch aus Agra, und meine Infanterie ist durstig auf feindliches Blut. Lasst sie los!«

»Gott helfe uns, wenn wir das tun«, grollte Dupont. »Die Bastarde haben keine Disziplin.«

»Ist es immer so?«, fragte Dodd Pohlmann.

»Guter Gott, nein!«, sagte der Hannoveraner. »Dieser *durbar* ist positiv entscheidungsfreudig. Für gewöhnlich wird drei Tage lang gelabert, und schließlich wird entschieden, die Entscheidung auf das nächste Mal zu verschieben.«

»Meinen Sie, die werden heute zu einer Entscheidung kommen?«, fragte Saleur zynisch.

»Das werden sie müssen«, sagte Pohlmann. »Sie können diese Armee nicht viel länger zusammenhalten. Uns geht die Furage aus! Wir plündern das Land kahl.«

Die Soldaten bekamen gerade noch genug zu essen, und die Kavalleristen sorgten dafür, dass ihre Pferde gefüttert wurden, doch die Soldatenprostituierten verhungerten fast, und in ein paar Tagen brach beim Leiden der Frauen und Kinder die Moral der Armee zusammen. Erst an diesem Morgen hatte Pohlmann eine Frau an etwas sägen sehen, was er für braunes Brot gehalten hatte. Dann war ihm klar geworden, dass kein Inder einen europäischen Brotlaib backen würde. Dieser große Klumpen war nichts anderes gewesen als ein Stück Elefantendung, den die Frau auf der Suche nach unverdauten Körnern zersägt hatte. Sie mussten jetzt unbedingt kämpfen.

»Kämpfen wir also«, sagte Saleur. »Und wie werden wir gewinnen?«

Pohlmann lächelte. »Ich glaube, wir werden den jungen Wellesley vor ein paar Probleme stellen«, sagte er fröhlich. »Wir werden die Männer des Radschas hinter starke Schanzen schicken, wo sie keinen Schaden anrichten können, und wir drei werden unsere Geschütze Rad an Rad aufreihen und die Briten bei ihrem Nahen beharken und schließlich mit ein paar schönen Salven erledigen. Danach werden wir die Kavallerie auf ihre Überreste loslassen.«

»Aber wann?«, fragte Dupont.

»Bald«, sagte Pohlmann, »bald. Es muss bald sein. Die Scheißer essen bereits Elefantendung zum Frühstück.«

Plötzlich herrschte Totenstille im Zelt, und Pohlmann erkannte, dass eine Frage an ihn gerichtet worden war.

Surjee Rao, ein finsterer Mann, dessen Ruf für Grausamkeit so weit verbreitet wie verdient war, hob eine Augenbraue und blickte fragend zu dem Hannoveraner.

»Der Regen, Eure Exzellenz, prasselt so laut, dass ich Ihre Frage nicht hören konnte«, entschuldigte sich Pohlmann.

»Mein Herr möchte wissen, ob wir die Briten vernichten können«, sagte der Minister.

»Oh, absolut«, sagte Pohlmann, als sei allein die Frage lachhaft.

»Sie kämpfen hart«, gab Beny Singh zu bedenken.

»Und sie sterben wie andere Männer, wenn hart zurückgekämpft wird«, sagte Pohlmann.

Sindhia neigte sich vor und flüsterte in Surjee Raos Ohr.

»Was der Herr über unser Land und der Eroberer von unseres Feindes Land wissen will«, sagte der Minister, »ist, wie werden wir die Briten besiegen?«

»Auf die Weise, wie es Seine Königliche Hoheit vorgeschlagen hat, als er mir gestern seinen weisen Rat gab«, sagte Pohlmann, und es stimmte, dass er am Vortag ein Privatgespräch mit Sindhia genossen hatte, doch der ganze Rat war von Pohlmann gegeben worden. Aber wenn er

diesen *durbar* beeinflussen wollte, dann musste er ihnen das Gefühl geben, dass er einfach nur Sindhias Vorschläge wiederholte.

»Erzählen Sie uns davon, bitte«, sagte Surjee Rao, der nur zu gut wusste, dass sein Herr keine anderen Ideen hatte, als die Steuern zu erhöhen.

»Wie wir alle wissen«, sagte Pohlmann, »haben die Briten ihre Streitkräfte geteilt. Inzwischen werden diese beiden kleinen Armeen wissen, dass wir hier bei Borkardan sind, und weil diese Narren scharf darauf sind zu sterben, werden beide zu uns marschieren. Beide Armeen liegen südlich von uns, doch sie sind einige Meilen voneinander getrennt. Dennoch hoffen sie, sich zusammenschließen und uns angreifen zu können, doch gestern hat Seine Königliche Hoheit in seiner unvergleichlichen Weisheit vorgeschlagen, ostwärts zu marschieren, denn dann werden wir die östlichste Kolonne auf uns ziehen und sie dazu bringen, sich von ihren Verbündeten zu entfernen. Wir können die beiden Armeen abwechselnd bekämpfen, sie nacheinander besiegen und dann unsere Hunde das Fleisch von ihren Leichen fressen lassen. Und wenn der letzte unserer Feinde tot ist, Exzellenz, werde ich ihren General in Ketten zum Zelt unseres Herrschers bringen lassen, und seine Frauen werden seine Sklavinnen sein.«

Und ich werde mir ihre Nahrungsvorräte nehmen, dachte Pohlmann, doch er wagte es nicht zu sagen, denn er befürchtete, dass Sindhia das als Kritik deuten würde.

Pohlmanns gespielte Tapferkeit wurde mit Applaus belohnt, der jedoch übertönt wurde, als ein ganzer Abschnitt des Zeltdaches zusammenbrach und eine Flut von Regenwasser hereinschwappte.

»Wenn die Briten dem Untergang geweiht sind«, fragte Surjee Rao, als es im Zelt wieder ruhiger wurde, »warum rücken sie dann vor?«

Das war eine gute Frage, mit der sich Pohlmann schon besorgt beschäftigt hatte, doch er glaubte, eine Antwort

gefunden zu haben.

»Weil sie die Zuversicht von Dummköpfen haben, Exzellenz«, sagte er. »Weil sie glauben, dass ihre vereinigten Armeen ausreichen werden, denn sie verstehen nicht, dass unsere Armee genauso gut ausgebildet ist wie ihre, und weil ihr General jung und unerfahren und zu begierig darauf ist, sich einen guten Ruf zu machen.«

»Und Sie glauben, Colonel, dass wir ihre beiden Armeen getrennt halten können?«

»Wenn wir morgen marschieren, ja.«

»Wie groß ist die Armee des britischen Generals?«

Pohlmann lächelte. »Wellesley hat fünftausend Infanteristen, Exzellenz, und sechstausend Kavalleristen. Wir könnten so viele Männer verlieren und würden nicht mal bemerken, dass sie weg sind! Er hat elftausend Mann, aber die Einzigen, auf die er sich verlässt, sind seine fünftausend Infanteristen. Fünftausend Mann! Fünftausend!« Er legte eine Pause ein und ließ die Zahl einwirken. »Und wir haben achtzigtausend. Fünf gegen achtzig!«

»Er hat Geschütze«, bemerkte der Minister.

»Wir haben fünfmal so viele. Fünf gegen eins. Und unsere Geschütze sind größer und werden genauso gut bedient wie seine.«

Sindhia flüsterte mit Surjee Rao, der daraufhin darum bat, dass die anderen europäischen Offiziere ihren Rat gaben, doch sie waren von Pohlmann darauf eingestimmt worden, seine Interessen zu vertreten, und so unterstützten sie ihn. Nach Osten marschieren, sagten sie, eine der britischen Armeen in eine Schlacht ziehen und sich dann der anderen zuwenden.

Der Minister dankte den ausländischen Offizieren für ihren Rat und wandte sich dann wieder den Bramahnen zu, um sie zu einem Kommentar aufzufordern.

Einige schlugen vor, Emissäre zu Holkar zu schicken und ihn um Hilfe zu bitten, doch Pohlmanns Selbstvertrauen hatte wie ein Zauber gewirkt, und ein anderer Bramahne

wollte empört wissen, warum Holkar angeboten werden sollte, ihn an einem glorreichen Sieg zu beteiligen.

Die Atmosphäre beim *durbar* veränderte sich zu Pohlmanns Gunsten. Er sagte nichts mehr und brauchte es auch nicht.

Der *durbar* dauerte den ganzen Tag, und kein Aktionsplan wurde beschlossen. Bei Einbruch der Dunkelheit berieten sich Sindhia und der Radscha von Berar kurz. Dann brach Sindhia auf und ging durch das Spalier von Bramahnen, die sich vor ihrem Herrscher verneigten. Er verharrte an der Schwelle des riesigen Zelts, während seine Diener den Palankin brachten, die indische Sänfte, in der er vor dem Regen geschützt sein würde. Erst als der Palankin bereit war, wandte er sich zu den Versammelten um und sagte mit erhobener Stimme: »Wir marschieren morgen ostwärts, dann werden wir über eine andere Entscheidung nachdenken. Colonel Pohlmann wird die Vorbereitungen treffen.«

Er stand noch einen Augenblick da und blickte zum Regenhimmel, und dann stieg er in die Sänfte und duckte sich unter das Schutzdach.

»Gott sei Dank«, sagte Pohlmann, denn er nahm an, dass die Entscheidung, ostwärts zu marschieren, zur Schlacht führen würde. Der Feind näherte sich die ganze Zeit, und solange die Marathen nicht nordwärts zogen, mussten sich beide Seiten schließlich treffen. Und wenn Sindhias Männer ostwärts marschierten, dann würden sie sich zu Pohlmanns Bedingungen treffen.

Pohlmann setzte seinen Zweispitz auf und stolzierte aus dem Zelt, gefolgt von all den europäischen Offizieren.

»Wir werden ostwärts am Kaitna entlangmarschieren«, sagte er aufgeregt, »und das Ufer wird unser Terrain zum Töten sein.« Er stieß einen Freudenschrei aus wie ein aufgeregtes Kind. »Ein kurzer Marsch, Gentlemen, und wir werden nahe bei Wellesleys Männern sein, und in zwei oder drei Tagen werden wir kämpfen, ob es unseren hohen Herrn gefällt oder nicht.«

Die Armee marschierte früh am nächsten Morgen. Sie wirkte wie ein dunkler Schwarm entlang des schlammigen Flusses Kaitna, der langsam tiefer und breiter wurde, als die Armee ihm nach Osten folgte. Pohlmann sorgte für einen sehr kurzen Marsch, nur sechs Meilen, sodass die Reiter an der Spitze Pohlmanns ausgewählte Lagerstätte lange vor der Abenddämmerung erreichten, und bei Einbruch der Nacht hatte die langsamste der Marathen-Infanterie ein kleines Dorf erreicht, das nur zwei Meilen nördlich des Kaitna lag.

Sindhia und der Radscha von Berar schlugen ihre fürstlichen Zelte vor dem Dorf auf, und die Infanterie des Radschas erhielt den Befehl, die Straßen zu sperren und Schießscharten in die dicken Lehmwände der Häuser am Dorfrand zu machen.

Das Dorf lag am südlichen Ufer des Juah, eines Nebenflusses des Kaitna, und südlich davon erstreckten sich zwei Meilen offenes Ackerland, das am steilen Ufer des Flusses Kaitna endete. Pohlmann postierte seine beste Infanterie, seine drei *compoo*s hervorragend ausgebildeter Killer, südlich des Dorfes auf dem nördlichen Steilufer des Kaitna, und davor brachte er seine achtzig besten Geschütze in Stellung.

Wenn Wellesley Borkardan erreichen wollte, musste er zum Kaitna kommen, und er würde seinen Weg von einem Fluss, von einer Furcht einflößenden Linie schwerer Geschütze, einer Phalanx von Infanterie und – dahinter wie eine Festung – einem Dorf voller Soldaten des Radschas von Berar blockiert finden.

Die Falle war gestellt.

Auf den Feldern eines Dorfes namens Assaye.

Die beiden britischen Armeen waren jetzt so nahe beieinander, dass General Wellesley über Land reiten konnte, um Colonel Stevenson, den Kommandeur der zweiten Armee, zu treffen. Der General ritt mit seinen Adjutanten und einer Eskorte indischer Kavallerie, und er sah keinen Feind auf dem Weg westwärts über eine weite

Ebene, die nach dem Regen am Vortag grünte. Colonel Stevenson, alt genug, um Wellesleys Vater zu sein, war alarmiert von der Hochstimmung seines Generals. Er hatte solche Euphorie schon bei jungen Offizieren erlebt und erfahren, dass sie in ihrer Selbstüberschätzung demütigende Niederlagen erlitten hatten.

»Sind Sie sicher, dass Sie nicht zu überhastet handeln?«, fragte er.

»Wir müssen uns beeilen, Stevenson, wir müssen.« Wellesley entrollte auf dem Feldtisch des Colonels eine Karte und wies auf Borkardan. »Wir hören, dass der Feind wahrscheinlich hier bleibt, aber das wird nicht für immer der Fall sein. Wenn wir jetzt nicht zuschlagen, könnte er uns entkommen.«

»Wenn die Bastarde so nahe sind«, sagte Stevenson und spähte auf die Karte, »sollten wir dann nicht vielleicht unsere Kräfte zusammenschließen?«

»Wenn wir das tun, werden wir doppelt so lange brauchen, um nach Borkardan zu gelangen. »Die beiden Straßen, auf denen die Armeen vorrücken, sind schmal, und ein paar Meilen südlich des Kaitna folgen Pässe durch ein kleines, jedoch steiles Hügelland. Jedes Fahrzeug beider Armeen müsste durch die Engpässe in den Hügeln gebracht werden, und wenn die beiden kleinen Armeen vereinigt sind, würde das mühselige Bewältigen der Pässe einen ganzen Tag dauern, einen Tag, an dem die Marathen nordwärts entkommen könnten.«

Stattdessen würden die beiden Armeen getrennt vorrücken und sich bei Borkardan treffen.

»Morgen Nacht lagern Sie hier«, befahl Wellesley und markierte mit einem Kreuz ein Dorf namens Hussainabad, »und wir werden hier sein.« Er kreuzte mit dem Bleistift ein Dorf namens Naulniah an, das vier Meilen südlich des Kaitna lag. Die Dörfer waren zehn Meilen voneinander und etwa ebenso weit vom nördlich gelegenen Borkardan entfernt.

»Da!«, fügte er hinzu, stieß mit dem Bleistift hinab und zerbrach die Spitze.

Stevenson zögerte. Er war ein guter Soldat mit langer Erfahrung in Indien, aber er war von Natur aus vorsichtig und fand, dass sich Wellesley eigensinnig und töricht verhielt. Die Marathen-Armee war riesig, die britischen Armeen waren klein, doch Wellesley marschierte übereilt in die Schlacht. Bei dem für gewöhnlich besonnenen Wellesley war eine gefährliche Aufgeregtheit festzustellen, und Stevenson versuchte jetzt, sie zu zügeln.

»Wir könnten uns bei Naulniah treffen«, schlug er vor, denn er hielt es für besser, wenn sich die Armeen vor dem Tag der Schlacht vereinigten anstatt unter Beschuss.

»Wie haben keine Zeit«, erklärte Wellesley, »einfach keine Zeit!« Er fegte die Gewichte auf den vier Ecken der Karte beiseite, sodass sie sich zusammenrollte. »Die göttliche Vorsehung hat dafür gesorgt, dass ihre Armee auf Distanz zum Zuschlagen ist, also lassen Sie uns zuschlagen!« Er warf die Karte seinem Adjutanten Campbell zu. Dann duckte er sich aus dem Zelt in den letzten Sonnenschein des Tages und sah Colonel McCandless, der auf einem kleinen, knochigen Pferd saß.

»Sie?«, sagte Wellesley überrascht. »Ich dachte, Sie wären krank, McCandless.«

»Das bin ich, aber es heilt.« Der Schotte klopfte leicht auf seinen linken Oberschenkel.

»Und was treiben Sie hier?«

»Ich habe Sie gesucht, Sir«, antwortete McCandless, doch in Wirklichkeit war er durch einen Irrtum zu Stevensons Armee gekommen. Einer von Sevajees Männern hatte beim Erkunden der Gegend die Rotröcke gesehen, und McCandless hatte angenommen, dass es Wellesleys Männer sein mussten.

»Und was, um Himmels willen, reiten Sie da?«, fragte Wellesley und schwang sich auf Diomed. »Sieht wie ein

Zigeunerklepper aus, McCandless. Ich habe Ponys gesehen, die größer sind.«

McCandless tätschelte das erbeutete Marathen-Pferd. »Sie ist das beste Pferd, das ich finden konnte. Ich habe meinen Wallach verloren.«

»Für vierhundert Guineen können Sie mein Ersatzpferd haben. Geben Sie mir Bescheid, McCandless, und es gehört Ihnen. Er heißt Äolus, ein sechsjähriger Wallach aus dem County Meath.« Wellesley wandte sich jetzt an Stevenson. »Wir sehen uns in zwei Tagen, Colonel. Dann werden wir unsere Marathen testen, wie? Sehen, ob ihre berühmte Infanterie es ertragen kann, wenn wir sie beharken. Guten Tag, Stevenson! Kommen Sie, McCandless?«

»Ja, Sir, sofort.«

Sharpe ritt neben Daniel Fletcher, der Ordonnanz des Generals. »Ich habe den General noch nie so gut gelaunt erlebt«, sagte er.

»Er geht verdammt ran«, meinte Fletcher. »Nimmt an, wir werden den Feind überraschen.«

»Er ist nicht beunruhigt, gegen Tausende dieser Scheißer zu kämpfen?«

»Er lässt sich nicht anmerken, wenn er Angst hat«, sagte Fletcher. »Nichts wie ran und auf sie, so ist seine Stimmung.«

»Dann helfe uns Gott«, sagte Sharpe.

Der General unterhielt sich auf dem Rückritt mit McCandless, doch nichts, was der Schotte sagte, konnte Wellesleys Vorfreude auf die Schlacht dämpfen, nicht einmal, dass McCandless ihn vor der Effektivität der Marathen-Artillerie und der Tüchtigkeit der Infanterie warnte.

»All das wussten wir, als wir in den Krieg zogen«, sagte Wellesley gereizt, »und wenn es uns zu dieser Zeit nicht abschreckte, warum sollte es uns jetzt was ausmachen?«

»Unterschätzen Sie sie nicht, Sir«, sagte McCandless grimmig.

»Ich hoffe eher, dass sie mich unterschätzen!«, meinte Wellesley. »Wollen Sie diesen Wallach nun von mir haben oder nicht?«

»Ich habe nicht das Geld dafür, Sir.«

»Ach, kommen Sie, McCandless. Sie haben den Sold eines Colonels! Sie müssen ein Vermögen gehortet haben!«

»Ich habe einige Ersparnisse, Sir, für meinen Ruhestand, der bald beginnen wird.«

»Ich gehe auf dreihundertachtzig Guineen runter, ein Preis nur für Sie, und in ein paar Jahren können Sie den Wallach für vierhundert verkaufen. Mit diesem Jammervieh können Sie nicht in die Schlacht reiten.« Er nickte zu dem Marathen-Pferd hin.

»Ich werde darüber nachdenken«, sagte McCandless trübsinnig. Er betete zum lieben Gott, dass er ihm sein eigenes Pferd zusammen mit Dodd schicken möge. Doch er wusste, dass er sich ein anständiges Pferd kaufen musste, wenn das nicht bald geschah. Der Gedanke, eine so große Summe auszugeben, bekümmerte ihn.

»Werden Sie heute mit mir zu Abend essen, McCandless?«, fragte Wellesley. »Es gibt eine schöne Hammelkeule. Köstlich, sage ich Ihnen!«

»Ich bin Vegetarier, Sir«, antwortete der Schotte.

»Statt Fleisch essen Sie Gemüse?« Er lachte. »Na, über Geschmack soll man nicht streiten. Machen Sie sich nichts draus, McCandless, wir werden für Sie etwas essbares Grünzeug auftreiben.«

An diesem Abend aß McCandless Gemüse, und danach entschuldigte er sich und ging zu dem Zelt, das Wellesley ihm geliehen hatte. Er war müde, sein Bein schmerzte, aber es hatte den ganzen Tag kein Anzeichen auf Fieber gegeben, wofür er dankbar war. Er las in der Bibel, kniete sich neben sein Lager für sein Nachtgebet, und dann blies er die Lampe aus, um sich schlafen zu legen.

Eine Stunde später weckte ihn Hufschlag, das Geräusch von Stimmen, ein Kichern. Dann klang es, als sei jemand fast

gegen das Zelt gefallen.

»Wer ist da?«, fragte McCandless ärgerlich.

»Colonel?«, antwortete Sharpes Stimme. »Ich bin es. Verzeihung, Sir. Hatte das Gleichgewicht verloren, Sir.«

»Ich hatte geschlafen, Mann.«

»Ich wollte Sie nicht aufwecken. Tut mir leid, Sir. Bleib stehen, du Scheißer! Nicht Sie, Sir, Verzeihung.«

McCandless, in Hemd und Unterhose, riss die Klappe am Zeltzugang auf.

»Sind Sie betrunken?«, fragte er. Dann starrte er auf das Pferd, das Sharpe am Zügel hielt. Es war ein kastanienbrauner Wallach, ein feuriges Tier, dessen Ohren aufgerichtet waren und das nervös tänzelte.

»Er ist sechs Jahre alt, Sir«, sagte Sharpe.

Daniel Fletcher versuchte, einen Haltepfosten in den Boden zu hämmern, mühsam, weil er zu viel Schnaps intus hatte. »Er stammt aus Irland. Das saftige Gras, das dort wächst, bringt solche guten Pferde hervor. Äolus heißt er.«

»Äolus ist der Gott des Windes«, sagte McCandless.

»Ist das eine dieser indischen Gottheiten, Sir? Alles Arme und Schlangenköpfe?«

»Nein, Sharpe, Äolus ist griechisch.« McCandless nahm die Zügel von Sharpe entgegen und streichelte dem Wallach über die Nüstern. »Leiht mir Wellesley den?«

»O nein, Sir.« Sharpe hatte dem betrunkenen Fletcher den Holzhammer abgenommen und trieb den Haltepfosten jetzt fest in den Boden. »Es ist Ihrer, ganz Ihrer.«

»Aber ...«, begann McCandless und verstummte, weil er überhaupt nicht begriff.

»Er ist bezahlt worden, Sir«, sagte Sharpe.

»Bezahlt von wem?«, fragte McCandless streng.

»Einfach bezahlt worden, Sir.«

»Sie spinnen, Sharpe!«

»Verzeihung, Sir.«

»Ich will eine Erklärung!«, verlangte der Colonel.

General Wellesley hatte fast das Gleiche gesagt, als ein Adjutant ihm gemeldet hatte, dass Sergeant Sharpe ihn zu sprechen wünsche, und der General, der gerade den letzten Gästen seines Abendessens gute Nacht gewünscht hatte, war widerwillig bereit gewesen, Sharpe zu empfangen. »Machen Sie es kurz, Sergeant«, hatte er gesagt, und seine gute Laune war unter der üblichen Kälte verborgen gewesen.

»Es geht um Colonel McCandless, Sir«, sagte Sharpe hölzern. »Er hat sich entschlossen, Ihr Pferd zu kaufen, und mich mit dem Geld geschickt.« Er trat vor und legte einen Beutel mit Gold auf den Kartentisch des Generals. Das Gold war indisch, aus jedem Staat und Fürstentum. Es war echtes Gold und lag glänzend wie Butter im Kerzenschein.

Wellesley schaute erstaunt auf den Schatz. »Er sagte, dass er das Geld nicht zur Verfügung hat.«

»Der Colonel ist Schotte, Sir«, sagte Sharpe, als erkläre das alles. »Es tut ihm leid, dass er nicht mit Guineen zahlen kann. Aber es ist die volle Summe, Sir. Vierhundert.«

»Ich habe nur dreihundertachtzig verlangt«, sagte Wellesley. »Sagen Sie ihm, dass ich ihm die Differenz zurückzahlen werde. Aber ein Schuldschein wäre genauso gut gewesen. Soll ich denn Gold mit mir herumschleppen?«

»Entschuldigen Sie, Sir«, sagte Sharpe lahm. Er hätte nie einen Schuldschein zu dem General bringen können, und so war er zu einem der Händler gegangen, die der Armee folgten, und der hatte Smaragde in Gold getauscht. Sharpe hatte den Verdacht, dass er übers Ohr gehauen worden war, doch er hatte dem Colonel ein feines Pferd schenken wollen und deshalb den Preis akzeptiert, den der Händler angeboten hatte. »Ist das so in Ordnung, Sir?«, fragte er Wellesley besorgt.

»Eine ungewöhnliche Art, Geschäfte zu machen«, sagte Wellesley, nickte jedoch sein Einverständnis. »Da hat der Colonel ein faires Geschäft gemacht.« Er hätte Sharpe fast die Hand gereicht, wie es bei einem Geschäftsabschluss

üblich war, doch dann erinnerte er sich daran, dass Sharpe ein Sergeant war, kein Offizier wie er, und er wandelte hastig die Geste in ein vages Winken um. Und nachdem Sharpe gegangen war, und der General die Münzen wieder in dem Beutel verstaut hatte, erinnerte er sich an Sergeant Hakeswill. Die Sache ging ihn zwar nichts an, doch vielleicht war es vernünftig gewesen, gegenüber Sharpe nichts von der Anwesenheit des Sergeants zu erwähnen.

Und jetzt bewunderte McCandless den Wallach. »Wer hat den bezahlt?«

Sharpe zögerte, aber er wusste, dass ihm die Antwort auf die Frage nicht erspart bleiben würde. »Das war sozusagen Tippu«, sagte er. »Tippu hat bezahlt.«

»Tippu? Sind Sie verrückt geworden?«

Sharpe schoss das Blut in die Wangen. »Der Typ, der Tippu getötet hat, Sir, hat ihm einige Juwelen abgenommen.«

»Eine Riesensumme, das kann ich mir vorstellen«, schnaubte McCandless.

»So überredete ich ihn, das Pferd zu kaufen, Sir. Als Geschenk für Sie, Sir.«

McCandless starrte Sharpe an. »Das waren Sie.«

»Was war ich, Sir?«

»Sie haben Tippu getötet.« Es klang fast wie eine Anschuldigung.

»Ich, Sir?«, fragte Sharpe unschuldig. »Nein, Sir.«

McCandless starrte auf den Wallach. »Das kann ich unmöglich annehmen, Sergeant.«

»Er ist nicht gut für mich, Sir. Ein Sergeant kann kein Klassepferd aus Irland besitzen. Und wenn ich nicht in Pohlmanns Lager mit offenen Augen geträumt hätte, Sir, dann hätte ich vielleicht diese Diebe stoppen können. So ist es nur fair, dass ich Ihnen ein anderes Pferd besorge.«

»Das können Sie nicht tun, Sharpe!«, protestierte McCandless, verlegen wegen des großzügigen Geschenks. »Außerdem hoffe ich, in ein paar Tagen mein eigenes Pferd zusammen mit Mister Dodd zurückzubekommen.«

Daran hatte Sharpe nicht gedacht, und einen Moment verfluchte er sich, weil er sein Geld weggeworfen hatte. Dann zuckte er mit den Schultern. »Es lässt sich nicht rückgängig machen, Sir. Der General hat das Geld, und Sie haben das Pferd. Außerdem, Sir, sind Sie immer fair zu mir gewesen, und so wollte ich etwas für Sie tun.«

»Das ist unmöglich!«, protestierte McCandless. »Unerwünscht. Ich werde es Ihnen zurückzahlen müssen.«

»Vierhundert Guineen? Das ist der Preis für das Offizierspatent eines Fähnrichs, Sir.«

»So?« McCandless starrte Sharpe grimmig an.

»Wir ziehen also in die Schlacht, Sir. Sie auf diesem Pferd und ich auf einem Marathen-Pony. Es ist eine Chance, Sir, nur eine Chance, aber wenn ich meine Sache gut mache, wirklich gut, meine ich, dann werde ich Sie bitten, mit dem General zu sprechen.« Sharpe wurde rot, als er sprach, erstaunt über seine Tollkühnheit. »So könnten Sie mir das zurückzahlen, aber deshalb habe ich Äolus nicht gekauft. Ich wollte nur, dass Sie ein Klassepferd haben. Ein Colonel wie Sie sollte nicht auf einem schäbigen eingeborenen Pony sitzen, Sir.«

McCandless wusste nicht, was er sagen sollte. Er streichelte den Wallach und spürte, dass seine Augen feucht wurden. Er wusste nicht, ob es an Sharpes unmöglichen Träumen lag oder ob er so gerührt wegen des Geschenks war. »Wenn Sie Ihre Sache gut machen, Sharpe«, versprach er, »werde ich mit Colonel Wallace reden. Er ist ein guter Freund. Möglicherweise wird er einen Posten als Fähnrich frei haben, aber machen Sie sich keine zu großen Hoffnungen!« Er legte eine Pause ein und fragte sich, ob er nicht zu viel versprochen hatte.

»Wie ist Tippu gestorben?«, fragte er nach einer Weile. »Und lügen Sie mich nicht an. Sie müssen es gewesen sein, der ihn getötet hat.«

»Wie ein Mann, Sir. Tapfer. Voller Würde. Im Kampf hat er nie aufgegeben.«

»Er war ein guter Soldat«, sagte McCandless und dachte, dass Tippu von einem Besseren besiegt worden war. »Ich nehme an, Sie haben immer noch einige von seinen Juwelen?«

»Juwelen, Sir?«, fragte Sharpe. »Ich weiß nichts von Juwelen, Sir.«

»Natürlich nicht«, sagte McCandless. Wenn die Company jemals erfuhr, dass Sharpe die Edelsteine Tippus besaß, würden ihre Agenten wie Heuschrecken über ihn herfallen. »Ich danke Ihnen sehr, Sharpe«, sagte McCandless. »Ich werde es Ihnen natürlich zurückzahlen, aber ich bin gerührt, ehrlich, ich bin tief bewegt.« Er schüttelte Sharpe die Hand und schaute ihm nach, als er dann mit der Ordonnanz des Generals davonging.

So viel Sünde und so viel Tugend, dachte McCandless. Aber warum hat Pohlmann den Gedanken an ein Offizierspatent in Sharpes Kopf gesetzt? Es ist ein unmöglicher Traum, zur Enttäuschung verdammt.

Ein anderer Mann beobachtete Sharpe ebenfalls, als er von McCandless fortging. Es war Private Lowry vom 33. Regiment, der jetzt zurück ins Gepäcklager eilte.

»Er war es, Sergeant«, meldete er Hakeswill.

»Ist das sicher?«

»Todsicher.«

»Gott segne Sie, Lowry, Gott segne Sie.«

Und Gott hat gewiss mich gesegnet, dachte Hakeswill. Er hatte befürchtet, dass er eine Schlacht erleiden musste, doch jetzt war Sharpe gekommen, und Hakeswill konnte seinen kostbaren Haftbefehl ins Spiel bringen und vor Beginn der Schlacht auf dem Weg nach Süden sein. Sollte die Armee ihre Schlacht kämpfen und gewinnen oder verlieren, das war ihm gleichgültig, denn Sergeant Hakeswill hatte, was er wollte, und würde bald reich sein.

KAPITEL 8

General Wellesley war wie ein Spieler, der seine Geldbörse auf den Tisch geleert hatte und nun darauf wartete, dass die Karten auf den Tisch fielen. Es war noch Zeit, das Geld zurückzunehmen und den Spieltisch zu verlassen, doch wenn er je in diese Versuchung geriet, ließ er sich davon nichts bei seinen Adjutanten oder den ranghohen Offizieren der Armee anmerken.

Die Colonels in seiner Armee waren allesamt älter als Wellesley, und er suchte höflich ihren Rat, obwohl er ihn größtenteils ignorierte. Orrock, ein Colonel der Company und Kommandeur des 8. Madras-Regiments, empfahl einen die Flanke umfassenden Marsch nach Osten. Wellesley konnte das einzige Ziel eines solchen Manövers darin sehen, die Armee von der feindlichen Horde zu entfernen. Der General war gezwungen, seinen beiden Williams, Wallace und Harness, mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Sie waren die Kommandeure seiner beiden schottischen Bataillone und ebenfalls seine Brigadeführer.

»Wenn wir uns mit Stevenson zusammenschließen, könnten wir es vielleicht schaffen«, meinte Wallace, und sein Tonfall machte klar, dass die beiden britischen Armeen, auch vereinigt, zahlenmäßig gefährlich unterlegen waren. »Ich habe keinen Zweifel daran, dass Harness meiner Meinung ist, Sir«, fügte Wallace hinzu.

William Harness, der Kommandeur des 78. Regiments, wirkte überrascht, dass man ihn nach seiner Meinung fragte.

»Ihre Sache, wie Sie gegen sie kämpfen, Wellesley«, grollte er. »Bestimmen Sie meine Männer, und ich garantiere Ihnen, dass sie kämpfen. Das kann ich den Bastarden nur raten. Wenn sie es nicht tun, werde ich sie auspeitschen.«

Wellesley verzichtete darauf hinzuweisen, dass niemand zum Auspeitschen übrig sein würde, wenn die Männer nicht kämpften, denn dann würde es keine Armee mehr geben.

Harness hätte ohnehin nicht zugehört, denn er nutzte die Gelegenheit, um dem General über die bessernden Wirkungen des Auspeitschens zu predigen.

»Mein erster Colonel liebte es, jede Woche einen gut gepeitschten Rücken zu sehen, Wellesley«, sagte er. »Er nahm an, das trieb die Männer dazu, ihre Pflicht zu erfüllen. Einmal hat er die Frau eines Sergeants auspeitschen lassen, wie ich mich erinnere. Er wollte wissen, ob eine Frau den Schmerz ertragen kann, wissen Sie, und das war nicht der Fall. Das Weib hat sich wimmernd gewunden.« Harness seufzte und erinnerte sich an glücklichere Tage. »Haben Sie Träume, Wellesley?«

»Träume, Harness?«

»Wenn Sie schlafen.«

»Bisweilen.«

»Eine Auspeitschung wird sie stoppen. Nichts bringt Ihnen so guten Schlaf in der Nacht wie die Gedanken an einen gut gepeitschten Rücken.« Harness, ein großer Mann mit buschigen schwarzen Augenbrauen, dessen große Augen ständig missbilligend zu blicken schienen, schüttelte traurig den Kopf. »Ein traumloser Schlaf, davon träume ich! Ist auch gut für den Stuhlgang, wissen Sie?«

»Schlaf?«

»Auspeitschen!«, blaffte Harness ärgerlich. »Stimuliert das Blut, verstehen Sie?«

Wellesley mochte es nicht, Erkundigungen über ranghohe Offiziere einzuholen, doch er ritt zu seinem neuen Adjutanten Colin Campbell.

»Ist im 78. viel ausgepeitscht worden?«, fragte er den Adjutanten, der bis zur Belagerung von Ahmadnagar unter Harness gedient hatte.

»Darüber hat es häufig Gerede gegeben, Sir, aber ich habe nichts davon in der Praxis gesehen.«

»Ihr Colonel scheint sehr von der Praxis des Auspeitschens angetan zu sein.«

»Seine Begeisterung dafür kommt und geht«, sagte Campbell. »Bis vor ein paar Wochen war er noch nicht begeistert, und jetzt ist er es plötzlich. Er hat uns ermuntert, im Juli Schlangen zu essen, obwohl er es nicht befohlen hat. Ich hörte, dass er einige Kobras, in Milch gedünstet, probiert hat, aber darauf stehe ich nicht so sehr.«

»Ah!«, murmelte der General, der die vorsichtig formulierte Botschaft verstand. Harness hatte nicht mehr alle Tassen im Schrank? Wellesley schalt sich einen Dummkopf, weil er bei dem irren Blick des Colonels nicht auf diesen Gedanken gekommen war. »Im Bataillon gibt es doch einen Arzt?«

»Ein Pferd lässt sich zum Wasser führen, Sir, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Der General verstand. Er konnte jetzt nichts gegen Harness’ beginnende Verrücktheit tun, und der Colonel hatte auch nichts getan, was seine Entlassung rechtfertigte. Tatsächlich führte der Schotte, verrückt oder nicht, ein feines Bataillon. Er würde ihn brauchen, wenn er nach Borkardan kam.

Wellesley dachte ständig an Borkardan, obwohl der Ort nur ein Punkt auf der Landkarte war. Er stellte sich das Dorf als eine in Staub gehüllte Hölle vor, wo zwischen dem Trommeln von Pferdehufen große Geschütze donnerten und mörderische Salven die Luft erfüllten.

Es würde Wellesleys erste Feldschlacht sein. Er hatte in genügend Geplänkeln gekämpft und einen Kavallerieangriff geführt, der eine Banditenarmee blutig aufgerieben hatte, doch er hatte nie Geschütze und Kavallerie und Infanterie zusammen befehligt und nie versucht, einem feindlichen General seinen eigenen Willen aufzuzwingen.

Er bezweifelte nicht seine Fähigkeit, ebenso war er überzeugt, dass er inmitten von Staub und Rauch und Flammen und Blut die Ruhe behalten konnte, doch er befürchtete, dass ihn eine Kugel töten oder zum Krüppel machen konnte und die Armee dann in den Händen eines Mannes ohne eine Chance zum Sieg sein würde. Stevenson

oder Wallace würden kompetent genug sein, aber Wellesley hielt sie insgeheim für zu vorsichtig, doch Gott behüte eine Armee, die von Harness' Fanatismus geleitet wurde.

Die anderen Colonels, allesamt Männer der Company, beteten Wallaces Rat nach, sich mit Stevenson zusammenzuschließen, bevor die Schlacht geschlagen wurde, und Wellesley erkannte, dass diese Meinung klug war. Trotzdem weigerte er sich, seine Armee mit der Stevensons zu vereinigen, bevor sie beide Borkardan erreichten. Es blieb keine Zeit dafür. Welche Armee auch immer zuerst den Feind erreichte, musste ihn als Erste angreifen, und die andere musste sich ihm bei der Schlacht anschließen.

Wellesley wusste, dass er seine linke Flanke offen lassen musste, denn dort hinein würden Stevensons Männer stoßen. Der General nahm an, dass er das Gros seiner Kavallerie auf die linke Seite schicken und eines seiner beiden Highland-Regimenter als Bollwerk auf dieser Flanke einsetzen musste, doch darüber hinaus wusste er nicht, was er tun würde, wenn er erst Borkardan erreicht hatte – außer angreifen, angreifen und abermals angreifen. Er sagte sich, wenn eine kleine Armee einer großen Phalanx gegenüberstand, dann sollte sie sich bewegen und den Feind Stück für Stück vernichten, statt zu riskieren, dass sie umzingelt und zur Kapitulation gezwungen wurde.

Borkardan am vierundzwanzigsten September, das war das Ziel, und Wellesley ließ seine Männer hart marschieren. Die Vorhut der Kavallerie und die Feldwache der Infanterie wurden um Mitternacht geweckt, und eine Stunde später, als alle hellwach wie der Rest der Armee waren, begann der Marsch nach Norden.

Um zwei Uhr marschierte die ganze Armee. Hunde bellten, als die Vorhut der Kavallerie durch die Dörfer ritt, und den Reitern folgten schwere, von Ochsen gezogene Geschütze, marschierende Highlander und lange Reihen von Sepoys unter ihren Fahnen.

Zehn Meilen westlich davon marschierte Stevensons Armee parallel zu Wellesleys Männern. Zehn Meilen waren ein halber Tagesmarsch, und wenn eine der beiden Armeen vom Feind angegriffen wurde, konnte die andere ihr nicht helfen. Alles hing von ihrem Zusammentreffen bei Borkardan ab.

Die meisten der Männer ahnten nicht, was sie erwartete. Sie spürten die plötzliche Eile und nahmen an, dass es eine Ankündigung der Schlacht war, doch obwohl die Gerüchte besagten, dass der Feind eine Riesenhorde war, marschierten sie zuversichtlich. Sie murrten natürlich wie alle Soldaten, beschwerten sich, dass sie hungrig waren, fluchten, weil sie durch den Pferdemist der Kavallerie marschieren mussten, und schimpften auf die schwüle Hitze, die auf dem Marsch durch die Nacht kaum erträglicher wurde.

Jede Marschetappe endete am Mittag. Dann schlugen die Männer ihre Zelte auf und streckten sich im Schatten aus, während die Feldwache-Posten aufstellte, die Kavalleristen die Pferde tränkten und die Männer der Verpflegungsstelle Ochsen für die Fleischrationen schlachteten.

Die Kavalleristen waren am meisten beschäftigt. Ihre Aufgabe war es, vorauszureiten und die Armee zu flankieren, um jede feindliche Vorhut zu vertreiben, sodass Sindhia nicht wusste, dass die beiden Armeen der Rotröcke auf ihn zumarschierte.

Jeden Morgen, wenn der östliche Horizont grau, dann rosafarben, golden und rot wurde, um schließlich zu greller Helligkeit zu explodieren, suchten die Patrouillen vergebens nach irgendwelchen Feinden. Die Marathen-Reiter ließen sich nicht blicken, und einige der Kavallerieoffiziere befürchteten, der Feind könnte wieder entwischt sein.

Als sie sich Naulniah näherten, Wellesleys letztem Biwak, bevor er durch die Nacht nach Borkardan marschieren würde, befahl der General seine Patrouillen näher zur Armee. Sie sollten nur ein, zwei Meilen vor seiner Kolonne reiten.

Wenn der Feind schlief, erklärte er seinen Adjutanten, sei es am besten, ihn nicht zu wecken. Es war Sonntag, und wenn der Feind immer noch mit dem *durbar* beschäftigt war, würde am nächsten Tag die Schlacht stattfinden. Noch ein Tag, an dem die Befürchtungen die Hoffnung störten, doch Wellesleys Adjutanten waren anscheinend sorglos genug, als sie die letzten paar Meilen nach Naulniah marschierten.

Major John Blackiston, ein Pionier von Wellesleys Stab, reizte Captain Campbell, indem er sagte, dass die Getreideernten der Schotten kaum erwähnenswert waren. »Nur Hafer, nicht wahr, Captain?«

»Sie haben noch keine Gerste gesehen, bevor Sie in Schottland waren, Major«, erklärte Campbell. »Prächtige Gerste. In einem Feld schottischer Gerste können Sie ein ganzes Regiment verstecken.«

»Ich wüsste nicht, warum ich so etwas tun sollte, aber zweifellos werden Sie Ihre Gründe haben. Wie ich das verstanden habe, Campbell, habt Ihr heidnischen Schotten keinen Grund für ein Erntedankfest, oder?«

»Sie haben noch nicht vom *kirn* gehört?«

»Kirn?«

»Erntedankfest nennt ihr es, wenn ihr die kümmerlichen Unkrautfelder in England abgrast und dann uns großzügige Schotten bittet, euch Nahrung zu schicken. Was wir tun, denn wir sind ein christliches Volk, das Mitleid mit denen hat, die weniger glücklich sind als wir. Und da wir von den weniger Glücklichen sprechen, Major, hier ist die Krankenliste.«

Campbell überreichte Blackiston ein Blatt Papier, auf dem von jedem Regiment die Anzahl derjenigen aufgelistet war, die zu krank waren, um zu marschieren.

Diese Männer wurden jetzt zu dem Ochsenkarren des Bagagezugs gebracht, und diejenigen, deren schnelle Genesung unwahrscheinlich war, wurden mit zurückkehrenden Konvois in den Süden geschickt.

Blackiston wusste, dass der General kurz vor einer Schlacht keine Kavallerie zum Schutz eines Konvois einteilen würde.

»Sagen Sie Sears, dass die Kranken alle in Naulniah warten können«, befahl Blackiston, »und informieren Sie Captain Mackay, dass er mindestens ein Dutzend leerer Wagen bereithalten soll.« Er machte keine genauen Angaben, wofür die leeren Wagen gebraucht wurden, aber das brauchte er auch nicht. Die Wagen würden die Verwundeten der Schlacht transportieren, und Blackiston hoffte inbrünstig, dass nicht mehr als ein Dutzend benötigt werden würden.

Captain Mackay hatte den Bedarf an leeren Wagen erwartet und bereits mit Kreide diejenigen Gefährte markiert, deren Fracht leicht war und auf andere Wagen umgeladen werden konnte. Die Fracht würde er in Naulniah umverteilen lassen, und er wollte Sergeant Hakeswill zum Beaufsichtigen der Arbeit einteilen, doch Obadiah Hakeswill hatte andere Pläne.

»Mein Krimineller ist wieder bei der Armee, Sir.«

»Und Sie haben ihn nicht schon verhaftet?«, fragte Mackay überrascht.

»Ich kann einen Mann nicht in Eisen marschieren lassen, Sir, nicht bei diesem Tempo. Aber wenn Sie in Naulniah ein Lager einrichten, Sir, kann ich meinen Gefangenen bewachen lassen, wie es meine Pflicht ist.«

»So werde ich also Ihre Dienste verlieren, Sergeant?«

»Das tut mir leid, Sir«, log Hakeswill, »aber ich habe meine Vorschriften, und wenn wir in Naulniah Gepäck lassen, muss ich mit meinem Gefangenen dort bleiben. Befehl von Colonel Gore, Sir. Naulniah ist doch nicht mehr weit entfernt, Sir?«

»Anscheinend nicht«, sagte Mackay, denn bei dem Dorf am Horizont waren Aktivitäten zu erkennen. Offenbar wurde die Position für die Errichtung der Zelte des Regiments festgelegt.

»Wenn Sie mich dann entschuldigen wollen, Sir, muss ich meine Pflicht tun.«

Hakeswill hatte absichtlich bis zu diesem Moment gewartet, denn er hatte sich nicht die Mühe machen wollen, mit Sharpe unter Eskorte nordwärts weiterzumarschieren. Es würde besser sein zu warten, bis die Armee das Bagagecamp eingerichtet hatte, wo er Sharpe festhalten konnte, während die Schlacht geschlagen wurde, und wenn an diesem Tag ein weiterer Rotrock starb, wer würde ihn dann vermissen?

Befreit vom Dienst für Mackay, eilte Hakeswill mit seinen sechs Männern an der Kolonne entlang, um Colonel McCandless zu finden.

McCandless’ Bein schmerzte noch, und das Fieber hatte ihn geschwächt, doch sein Geist hatte sich erholt. Der Grund war Äolus. Es war das prächtigste Pferd, dass er jemals geritten hatte. Der Wallach war unermüdlich und das am besten dressierte Pferd, das er je besessen hatte.

Sevajee war amüsiert über die Begeisterung des Colonels. »Sie klingen wie ein Mann, der von einer neuen Frau schwärmt, McCandless.«

»Wenn Sie das sagen, stimmt es wohl«, sagte McCandless, ohne auf die gutmütige Stichelei des Inders einzugehen. »Ist er nicht wunderschön?«

»Ein prächtiges Tier.«

»County Meath«, sagte der Colonel. »Sie züchten gute Jagdpferde in County Meath. Da haben sie große Hecken! Als springe man über Heumieten.«

»County Meath ist in Irland?«, fragte Sevajee.

»Na klar.«

»Ein weiteres Land unter Britanniens Stiefelabsatz?«

»Für einen Mann unter meinem Stiefelabsatz, Sevajee, sind Sie bemerkenswert gut informiert«, sagte der Colonel. »Können wir über morgen reden? Sharpe! Ich möchte, dass Sie zuhören.«

Sharpe trieb sein kleines Marathen-Pferd neben den großen Wallach des Colonels. Wie Wellesley plante Colonel McCandless, was er bei Borkardan tun würde, und obwohl

seine Aufgabe viel kleiner als die des Generals war, war sie für ihn nicht weniger wichtig.

»Nehmen wir mal an, Gentlemen, dass wir morgen die Schlacht bei Borkardan gewinnen werden«, sagte er und wartete auf eine von Sevajees schlagfertigen Erwiderungen, doch der große Inder sagte nichts. »Dann wird es unsere Aufgabe sein«, fuhr der Colonel fort, »Dodd unter den Flüchtigen zu jagen. Ihn zu jagen und gefangen zu nehmen.«

»Wenn er noch lebt«, bemerkte Sevajee.

»Ich bete zu Gott, dass dies der Fall sein wird. Er muss sich vor der britischen Justiz verantworten, bevor er vor Gott tritt. Wenn die Schlacht beginnt, wird es unsere Aufgabe sein, uns nicht in die Kämpfe verwickeln zu lassen, sondern nach Dodds Männern zu suchen. Das wird nicht schwierig sein. Soweit ich weiß, ist es das einzige Regiment mit weißen Uniformröcken, und wenn wir die Männer entdeckt haben, bleiben wir in ihrer Nähe. Wenn sie sich dann absetzen, verfolgen wir sie.«

»Und wenn sie sich nicht absetzen?«, fragte Sevajee.

»Dann marschieren und kämpfen wir wieder«, antwortete der Colonel grimmig. »Aber mit Gottes Gnade werden wir diesen Kerl finden, und wenn wir ihn bis nach Persien jagen müssen. Britannien hat mehr als einen schweren Stiefelabsatz, Sevajee, es hat einen langen Arm.«

»Lange Arme können leicht abgehackt werden«, sagte Sevajee.

Sharpe hörte nicht mehr zu. Er hatte hinter einer Gruppe Armeefrauen, die von der Straße gescheucht wurden, einen Tumult gehört und sich umgewandt, um zu sehen, wer die Frauen zur Seite trieb. Zuerst hatte er nur sehen können, dass es eine Gruppe von Rotröcken war. Dann erkannte er die Aufschläge an den Röcken und fragte sich, was um alles in der Welt Männer des 33. Regiments hier zu suchen hatten.

Und dann erkannte er Sergeant Hakeswill.

Obadiah Hakeswill! Ausgerechnet Hakeswill!

Sharpe starrte entsetzt auf seinen Todfeind. Obadiah Hakeswill fing seinen Blick auf und grinste hämisch, und Sharpe ahnte, dass das Auftauchen des Sergeants nichts Gutes zu bedeuten hatte.

Hakeswill verfiel in Laufschritt, sodass seine Provianttasche, die Patronentasche, Bajonett und Muskete gegen seinen Körper klatschten.

»Sir!«, rief er. »Colonel McCandless, Sir!«

McCandless wandte sich um und runzelte die Stirn bei der Störung, und dann starrte er wie Sharpe den Sergeant an, als traue er seinen Augen nicht. McCandless kannte Hakeswill, denn Sharpe und der Colonel waren mit ihm im Kerker Tippu Sultans eingesperrt gewesen, und McCandless konnte ihn nicht leiden. Der Schotte blickte ihn finster an.

»Sergeant Hakeswill? Sie sind ja weit von zu Hause fort.«

»Wie wir alle, Sir, die wir unsere Pflicht für den König und das Land in einem heidnischen Land tun.« Hakeswill wurde langsamer und hielt im Marsch mit dem Pferd des Schotten mit. »Ich habe den Befehl vom General persönlich, Sie aufzusuchen, Sir. Von Sir Arthur Wellesley, Sir, Gott segne ihn, Sir.«

»Ich weiß, wer der General ist, Sergeant«, sagte McCandless kühl.

»Das freut mich zu hören, Sir. Ich habe ein Dokument für Sie, Sir. Ein dringendes Dokument, das Ihre sofortige Aufmerksamkeit erfordert, Sir.« Hakeswill bedachte Sharpe mit einem giftigen Blick und hielt den Haftbefehl zu McCandless hoch. »Dieses Dokument habe ich auf Colonel Gores Befehl hin in meiner Tasche bewahrt, Sir.«

McCandless entfaltete den Haftbefehl. Sevajee ritt voraus, um im Dorf ein Quartier für seine Männer zu finden, und während McCandless die Befehle für Sharpes Festnahme las, blieb Hakeswill zurück, sodass er neben Sharpe ging.

»Wir werden dich im Nu von diesem hohen Ross runterhaben, Sharpie.«

»Häng dich doch auf, Obadiah.«

»Du hast dir schon immer Illusionen über deine Position gemacht, Sharpie. Das geht nicht. Nicht in dieser Armee. Wir sind nicht die Scheißfranzosen. Wir tragen keine langen roten Stiefel wie deine, denn wir haben kein affektiertes Getue, nicht in dieser Armee. So steht es schon in der Bibel.«

Sharpe zog an den Zügeln, sodass sein kleines Pferd Hakeswill in den Weg trat. Der Sergeant sprang zur Seite.

»Du bist festgenommen, Sharpie!«, krähte er und grinste. »Das Kriegsgericht wartet auf dich. Peng, peng, und dann bist du tot. Hat lange gedauert, aber bald werde ich quitt mit dir sein, Sharpie. Es ist alles vorbei für dich. So steht es schon in der Bibel.«

»Nichts in dieser Art steht darin, Sergeant!«, blaffte McCandless, der sich im Sattel umgedreht hatte und Hakeswill finster anstarrte. »Ich hatte schon Gelegenheit, mit Ihnen über die Bibel zu sprechen, und wenn ich Sie noch einmal falsch daraus zitieren höre, Sergeant Hakeswill, dann mache ich Sie fertig!«

Hakeswill bezweifelte, dass McCandless, ein Offizier der Company, jemanden von der Armee des Königs fertig machen konnte, jedenfalls nicht ohne große Mühe, doch er ließ sich das nicht anmerken, denn er glaubte fest daran, dass er sich allen Offizieren gegenüber völlig unterwürfig zeigen musste. »Ich wollte Sie nicht aufregen, Sir. Verzeihen Sie, war nicht böse gemeint, Sir.«

McCandless las den Haftbefehl ein drittes Mal. Etwas an den Formulierungen beunruhigte ihn, aber er wusste nicht genau, was.

»Hier steht, Sharpe«, sagte er, »dass Sie am fünften August dieses Jahres einen Offizier geschlagen haben.«

»Was soll ich getan haben?«, fragte Sharpe entsetzt.

»Sie sollen Captain Morris angegriffen haben.« McCandless reichte Sharpe den Haftbefehl. »Lesen Sie, Mann!«

Sharpe blickte auf das Papier, und während er las, schilderte Hakeswill dem Colonel die Anklage. »Ein Angriff mit einem Nachttopf, Sir. Mit einem vollen. Mit ... flüssigen und festen Bestandteilen. Geradewegs auf den Kopf des Captains, Sir.«

»Und Sie waren der einzige Zeuge?«, fragte McCandless.

»Ich und Captain Morris, Sir.«

»Davon glaube ich kein Wort«, grollte McCandless.

»Verzeihung, Sir, es obliegt einem Gericht, das zu entscheiden. Ihre Aufgabe ist es, den Gefangenen meiner Obhut zu übergeben, Sir.«

»Es steht Ihnen nicht zu, mich auf meine Pflichten hinzuweisen, Sergeant!«, sagte McCandless ärgerlich.

»Ich weiß, dass Sie Ihre Pflicht tun werden, Sir. Wie wir alle. Abgesehen von einigen, die ich benennen könnte.« Hakeswill grinste Sharpe an. »Wir entziffern die langen Wörter schwer, nicht wahr, Sharpe?«

McCandless nahm Sharpe den Haftbefehl ab. Für Sharpe war es tatsächlich schwierig, die längeren Worte zu lesen. Der Colonel hatte seinen Unglauben über den Haftbefehl geäußert, doch das war mehr aus Loyalität gegenüber Sharpe geschehen als aus Überzeugung, obwohl ihm an dem Haftbefehl immer noch etwas komisch vorkam.

»Stimmt das, Sharpe?«, fragte McCandless.

»Nein, Sir!«, antwortete Sharpe empört.

»Er war schon immer ein guter Lügner, Sir«, sagte Hakeswill. »Lügt wie gedruckt. Dafür ist er berüchtigt.« Der Sergeant geriet außer Atem, als er schnell ausschritt, um mit dem Pferd des Colonels Schritt zu halten.

»Was haben Sie also mit Sergeant Sharpe vor?«, fragte McCandless.

»Ich habe natürlich vor, meine Pflicht zu tun, Sir. Den Gefangenen zum Bataillon zurückzubringen, Sir, wie befohlen.« Hakeswill wies zu seinen sechs Männern, die ein paar Schritte hinter ihm marschierten. »Wir werden ihn auf

dem ganzen Weg sicher bewachen, Sir, und ihn dann für sein Verbrechen vor Gericht stellen.«

McCandless presste die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. Er ritt eine Weile schweigend, und als Sharpe protestierte, ignorierte der Colonel die empörten Worte. Er nahm den Haftbefehl wieder in die rechte Hand und schien ihn ein weiteres Mal durchzulesen.

Weit im Osten stieg plötzlich Staub auf, und Säbelklingen reflektierten den Sonnenschein. Einige feindliche Reiter hatten in einem Wäldchen gewartet und den britischen Marsch beobachtet, und jetzt wurden sie von einem Trupp Kavalleristen aus Maisur aus dem Waldstück getrieben und nach Norden verfolgt.

»Sie wissen also, wo wir jetzt sind, schade. Wie schreiben Sie Ihren Namen, Sharpe? Mit ›e‹ oder ohne?«

»Mit, Sir.«

»Sie werden mich korrigieren, wenn ich mich irre«, sagte McCandless, »aber ich meine, das ist nicht Ihr Name.« Er überreichte Sharpe den Haftbefehl, und Sharpe sah, dass das »e« am Ende des Namens verschmiert war. Da war ein schwarzer Tintenklecks. Und darunter der Abdruck eines »e«, doch die Tinte war verwässert und fast ausgelöscht.

Sharpe verbarg sein Erstaunen darüber, dass McCandless, ein ehrsamer Verfechter von Aufrichtigkeit, auf solch eine List zurückgriff. »Das ist nicht mein Name, Sir«, sagte Sharpe mit ausdruckslosem Gesicht.

Hakeswill blickte von Sharpe zu McCandless, dann wieder zu Sharpe und schließlich wieder zu McCandless. »Sir!« Das kam wie ein empörter Aufschrei.

»Sie sind außer Atem, Sergeant«, sagte McCandless und nahm den Haftbefehl von Sharpe zurück. »Aber Sie werden sehen, dass Sie den ausdrücklichen Befehl haben, einen Sergeant zu verhaften, dessen Name Richard Sharp lautet. Ohne ›e‹, Sergeant. Dieser Sergeant Sharpe hier hat ein ›e‹ am Ende seines Namens und kann nicht der Mann sein, den Sie haben wollen, und ich kann ihn aufgrund dieses Papiers

gewiss nicht in Ihre Obhut geben. Hier, nehmen Sie.« Er hielt Hakeswill den Haftbefehl hin und ließ ihn einen Moment, bevor er ihn ergreifen konnte, auf die staubige Straße flattern.

Hakeswill hob den Haftbefehl auf und starrte auf die Schrift. »Die Tinte ist verlaufen, Sir!«, protestierte er und lief, auf der unebenen Straße stolpernd, hinter McCandless' Pferd her. »Sehen Sie, Sir, die Tinte ist nur verlaufen!«

McCandless ignorierte den Haftbefehl, den Hakeswill zu ihm emporreckte. »Es ist klar, Sergeant Hakeswill, dass der Name korrigiert worden ist. Auf diesen Haftbefehl hin kann ich nicht guten Gewissens handeln. Sie, Sergeant, müssen eine Botschaft zu Lieutenant Colonel Gore schicken und ihn bitten, diese Verwirrung zu klären. Ich meine, ein neuer Haftbefehl wäre am besten, und bis ich einen solchen Haftbefehl, lesbar und korrekt geschrieben, sehe, kann ich Sergeant Sharpe nicht von seinen gegenwärtigen Pflichten entbinden. Guten Tag, Sergeant.«

»Das können Sie nicht tun, Sir!«, protestierte Hakeswill.

McCandless lächelte. »Sie kennen nicht die Hierarchie der Armee, Sergeant. Ich, ein Colonel, bestimme Ihre Pflichten, Sergeant, nicht Sie, Sergeant, die meinen. »Ich sage zu einem Mann ›wegtreten‹, und er tritt weg. So steht es schon in der Bibel. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag.« Und damit gab der Schotte seinem Wallach die Sporen.

In Hakeswills Gesicht zuckte es wild, als er sich Sharpe zuwandte. »Ich kriege dich, Sharpie, und ich werde mit dir abrechnen. Ich habe nichts vergessen.«

»Du hast auch nichts gelernt«, sagte Sharpe und ritt hinter dem Colonel her. Er hob zwei Finger, als er Hakeswill passierte, und ließ ihn dann im Staub zurück.

Er war, jedenfalls im Moment, ein freier Mann.

Simone Joubert legte die acht Diamanten auf den Fenstersims des kleinen Hauses, in dem die Frauen von Sindhias europäischen Offizieren einquartiert waren. Im Augenblick war sie allein, denn die anderen Frauen

besichtigten die drei *compoo*s, die am Nordufer des Kaitna stationiert waren. Sie hatte ihre Gesellschaft nicht gewünscht und eine Magenverstimmung vorgetäuscht, obwohl sie annahm, dass sie Pierre vor der Schlacht besuchen sollte – wenn es tatsächlich eine geben würde. Nicht, dass es sie sonderlich interessieren würde. Sollen sie ihre Schlacht haben, dachte sie, und am Ende, wenn der Fluss dunkel von britischem Blut ist, wird mein Leben nicht besser sein.

Sie blickte wieder auf die Diamanten und dachte an den Mann, der sie ihr geschenkt hatte. Pierre würde ärgerlich sein, wenn er erfuhr, dass sie solchen Reichtum versteckte, aber wenn sein Ärger verflogen war, dann würde er die Steine verkaufen und das Geld zu seiner habgierigen Familie in Frankreich schicken.

»Madame Joubert!« Die Stimme kam von außerhalb des Fensters, und mit einem Schuldgefühl, obwohl keiner sie sehen konnte, denn sie befand sich im Obergeschoss, verstaute Simone die Diamanten hastig in ihrer kleinen Handtasche. Sie spähte durch das Fenster hinab und sah einen fröhlichen Colonel Pohlmann in Hemdsärmeln zwischen dem Stroh im Hof des Nachbarhauses stehen.

»Colonel«, erwiderte sie höflich.

»Ich verstecke meine Elefanten«, sagte der Colonel und wies zu den drei Dickhäutern, die in den Hof geführt wurden. Der größte Elefant trug Pohlmanns Sitz, während die anderen beiden mit den hölzernen Truhen beladen waren, in denen der Colonel angeblich sein Gold bewahrte. »Könnte ich es Ihnen überlassen, meine Menagerie zu bewachen?«

»Wovor?«, fragte Simone.

»Vor Dieben«, sagte der Colonel glücklich.

»Nicht vor den Briten?«

»Sie werden nie bis hierher kommen, Madame«, sagte Pohlmann, »höchstens als Gefangene.«

Simone sah vor ihrem geistigen Auge plötzlich wieder Sergeant Richard Sharpe. Sie war in dem Glauben

aufgezogen worden, dass die Briten ein Piratenvolk waren, eine Nation ohne Gewissen, die gedankenlos die Verbreitung der französischen Aufklärung verhinderte. Aber vielleicht, dachte sie, mag ich Piraten.

»Ich werde Ihre Elefanten bewachen, Colonel!«, rief sie hinunter.

»Und mit mir zu Abend essen?«, fragte Pohlmann. »Ich habe kaltes Hühnchen und warmen Wein.«

»Ich habe versprochen, zu Pierre zu kommen«, sagte Simone und dachte mit Schaudern an den Zwei-Meilen-Ritt durch die tristen graubraunen Felder neben dem Kaitna, auf denen Dodds Kobras warteten.

»Dann werde ich Sie zu ihm begleiten, Madame«, sagte Pohlmann galant. Wenn die Schlacht vorüber war, konnte er vielleicht einen Angriff auf Madame Jouberts Tugend starten. Das wäre eine amüsante Ablenkung, aber er nahm an, kein schwieriger Feldzug. Unglückliche Frauen wussten Geduld und Sympathie zu schätzen. Und für sie beide würde viel Zeit bleiben, wenn Wellesley und Stevenson vernichtet waren. Und es würde auch ein Vergnügen sein, Major Dodd im Zweikampf um Simones Tugend zu besiegen.

Pohlmann teilte zwanzig Mann seiner Leibwache zur Bewachung der drei Elefanten ein. Er ritt nie einen der Dickhäuter in der Schlacht, denn ein Elefant wurde das Ziel jedes feindlichen Kanoniers, aber er freute sich darauf, nach der Schlacht bei einer großen Siegesparade auf dem Sitz des Elefanten zu thronen. Und ein Sieg würde Pohlmann so reich machen, dass er mit dem Bau seines großen Marmorpalastes beginnen konnte, in den er die erbeuteten Fahnen des Feindes hängen würde. Vom Sergeant in zehn Jahren zum kleinen Herrscher, und der Schlüssel zu diesem Fürstentum war das Gold, das er in Assaye hortete.

Er befahl seinen Leibwächtern, dass niemand, nicht einmal der Radscha von Berar, dessen Soldaten das Dorf mit Garnison belegten, in den Hof gelassen wurde. Dann wies er

seine Diener an, die goldenen Verzierungen des Sitzes abzulösen und in den Schatztruhen zu verstauen.

»Wenn das Schlimmste passieren sollte«, sagte er zu dem eingeborenen Führer der Männer, die den Schatz bewachten, »werde ich mich dort zu euch gesellen. Nicht, dass es nötig sein wird«, fügte er fröhlich hinzu.

Hufschlag in der Gasse jenseits des Hofes kündigte die Ankunft einer Kavalleriepatrouille an, die von einem Beutezug südlich des Kaitna zurückkehrte. Seit drei Tagen hatte Pohlmann seine Kavallerie an die Kandare genommen, denn er wollte Wellesley nicht warnen, während der britische General nordwärts auf die Falle zumarschierte, doch heute Morgen hatte er ein paar Patrouillen südwärts reiten lassen, und diese kehrten jetzt mit der willkommenen Nachricht zurück, dass der Feind nur vier Meilen südlich des Kaitna marschierte.

Pohlmann wusste bereits, dass die zweite britische Armee, die von Colonel Stevenson, noch zehn Meilen entfernt im Westen war, und das bedeutete, dass die Briten einen groben Schnitzer gemacht hatten. Wellesley, in seinem Eifer, Borkardan zu erreichen, hatte seine Männer in die wartenden Arme der gesamten Marathen-Armee geführt.

Der Colonel überlegte, ob er auf Madame Joubert warten sollte, entschied sich jedoch, dass er keine Zeit verschwenden sollte, und so stieg er auf das Pferd, mit dem er in die Schlacht ritt, und mit seinem Leibwächter, den er nicht zur Bewachung des Goldes eingeteilt hatte, und mit einer Reihe seiner Adjutanten galoppierte er von Assaye nach Süden zum Ufer des Kaitna, wo die Falle gestellt war. Er gab die Neuigkeiten an Dupont und Saleur weiter und ritt dann zu seinen eigenen Soldaten, um sie vorzubereiten. Er sprach mit seinem Offizieren und schließlich mit Major William Dodd.

»Ich höre, dass die Briten Biwak in Naulniah machen«, sagte Pohlmann, »sodass wir südwärts marschieren und sie dort schlagen sollten. Es ist die eine Sache, Wellesley so

nahe zu haben, aber eine ganz andere, ihn zu einer Schlacht zu zwingen.«

»Und warum marschieren wir nicht?«, fragte Dodd.

»Weil Sindhia es nicht haben will. Sindhia besteht darauf, dass wir in der Defensive kämpfen. Er ist nervös.«

Dodd spuckte aus, verkniff sich jedoch eine weitere Äußerung über die Ängstlichkeit seines Arbeitgebers.

»So besteht die Gefahr«, fuhr Pohlmann fort, »dass Wellesley uns überhaupt nicht angreifen und sich stattdessen zu Stevenson zurückziehen wird.«

»Dann schlagen wir sie beide auf einmal«, sagte Dodd zuversichtlich.

»Das werden wir tun, wenn es sein muss«, stimmte Pohlmann zu, »aber ich bekämpfe sie lieber separat.« Keiner war siegessicherer als er, doch er war kein Dummkopf, und angesichts der Aussicht, zwei kleinere Armeen zu besiegen anstatt eine mittelgroße Streitmacht, würde er das Erstere wählen. »Wenn Sie einen Gott haben, Major«, sagte er, »beten Sie, dass Wellesley allzu optimistisch ist. Beten Sie, dass er uns angreift.«

Es war ein inbrünstiges Gebet, denn wenn Wellesley angriff, würde er gezwungen sein, seine Männer durch den Kaitna zu schicken, der sechzig bis siebzig Schritte breit war und bräunlich zwischen hohen Uferböschungen floss, die über hundert Schritte voneinander entfernt waren. Beim Monsun würde das Bett des Flusses gefüllt und zwölf bis fünfzehn Fuß tief sein, während es jetzt nur sechs oder sieben waren, obwohl das schon tief genug war, um eine Armee am Durchqueren zu hindern, doch gleich vor Pohlmanns Stellung gab es eine Reihe von Furten, und Pohlmann betete, dass die Briten versuchen würden, den Fluss durch diese Furten zu durchqueren und gleich auf der Straße nach Assaye anzugreifen.

Wellesley würde keine andere Wahl haben, nicht, wenn er eine Schlacht wollte, denn Pohlmann hatte Bauern aus jedem Dorf in der Nähe, von Assaye bis nach Waroor, von

Kodully bis nach Taunklee und Peepulgaon, befragt, wo man eine Herde Vieh durch den Fluss treiben konnte. Als Beispiel hatte er eine Herde Ochsen genannt, denn wo eine solche Herde durch den Fluss kommen konnte, konnten Ochsen Geschütze ziehen, und jeder Bauer hatte darin übereingestimmt, dass in dieser Jahreszeit nur die Furten zwischen Kodully und Taunklee für eine Durchquerung in Frage kamen. Man konnte seine Herde flussaufwärts nach Borkardan treiben, hatten sie Pohlmanns Übersetzer gesagt, und den Fluss dort durchfurten, doch das war einen halben Tagesmarsch entfernt, und weshalb würde jemand so etwas Dummes tun, wenn es sichere Furten zwischen den beiden Dörfern gab?

»Gibt es irgendwelche Furten flussabwärts?«, fragte Pohlmann.

Eine Reihe von dunklen Gesichtern schüttelte den Kopf. »Nein, Sahib, nicht in der feuchten Jahreszeit.«

»Die Jahreszeit ist nicht feucht.«

»Da sind trotzdem keine Furten, Sahib.« Die Männer waren sich ihrer Sache so sicher, wie es nur Einheimische sein konnten, die ihr Leben lang auf diesem Flecken Erde verbracht hatten.

Pohlmann war immer noch nicht ganz überzeugt. »Und wenn jemand keine Herde rübertreiben, sondern selbst den Fluss durchqueren will, wo könnte er ihn durchfurten?«

Die Bauern gaben die gleiche Antwort. »Zwischen Kodully und Taunklee, Sahib.«

»Nirgendwo sonst?«

Nirgendwo sonst, versicherten sie ihm, und das bedeutete, Wellesley würde gezwungen sein, den Fluss vor Pohlmanns wartender Armee zu durchqueren.

Die Infanterie und die Geschütze der Briten würden die steile südliche Uferböschung des Kaitna hinabkommen, eine weite Strecke von schlammiger Erde überqueren und dann durch den Fluss waten und das steile nördliche Ufer erklettern müssen, und die ganze Zeit würden sie unter

Beschuss der Marathen-Geschütze sein, wenn sie die Felder am nördlichen Ufer erreichten. Wenn sie sich neu formierten, würden sie in einen Hagel von Musketen- und Artilleriefeuer marschieren. Wo auch immer die Briten den Kaitna durchquerten, überall würde der gleiche mörderische Empfang auf sie warten, denn Pohlmanns drei *compoo*s waren in einer langen Linie an dieser Strecke des Flusses in Stellung.

In dieser Linie gab es achtzig Geschütze, und obwohl einige nur Fünf- oder Sechspfünder-Kanonenkugeln verschossen, war mindestens die Hälfte schwere Artillerie, und alle Geschütze waren bemannt mit hervorragenden Kanonieren aus Goa. Die Kanonen waren in acht Batterien gruppiert, eine für jede Furt, und es gab keinen Zoll Boden zwischen den Batterien, der nicht mit Kartätschen oder Kanonenkugeln oder Raketen beschossen werden konnte.

Pohlmanns gut ausgebildete Infanterie wartete darauf, verheerende Salven in die rot berockten Regimenter zu feuern, die vom Kanonendonner und vom Geschützfeuer, das ihre Reihen zerfetzte, während sie sich durch die blutigen Furten mühten, wie taub und demoralisiert sein würden. Die zahllose Marathen-Kavallerie befand sich im Westen an den Ufern des Flusses gen Borkardan. Sie würde warten, bis die Briten besiegt waren und Pohlmann den Reitern das Vergnügen gönnte, die Überlebenden des Feindes zu verfolgen und abzuschlachten.

Der Hannoveraner nahm an, dass seine Schlachtlinie, die an den Furten wartete, den Feind dezimieren würde und dass die Reiter die britische Niederlage zur blutigen Vernichtung machen würden, doch es bestand immer eine geringe Chance, dass der Feind den Fluss erfolgreich durchqueren und einigermaßen geordnet das nördliche Ufer des Kaitna erreichen konnte. Er bezweifelte, dass die Briten seine drei *compoo*s zurückschlagen konnten, doch falls es ihnen gelang, plante Pohlmann, sich zum zwei Meilen entfernten Dorf Assaye zurückzuziehen und sie einzuladen,

bei einem Angriff dessen, was jetzt eine Miniaturfestung war, noch mehr Männer zu verlieren.

Assaye – wie jeder andere Ort in der Ebene – lebte in Furcht vor Banditenüberfällen, und so hatten die äußeren Häuser hohe, fensterlose Mauern aus dickem getrocknetem Schlamm, und die Häuser waren so aneinander gefügt, dass sie einen fortlaufenden Schutzwall bildeten, der so hoch wie die Mauern von Ahmadnagar war. Pohlmann hatte die Straßen des Dorfes mit Ochsenkarren blockieren lassen und befohlen, Schießscharten in die Mauern zu hacken, und er hatte am Fuß der Mauern all seine kleineren Geschütze, eine große Anzahl von zwei- und Dreipfünder-Kanonen, aufgestellt, und dann hatte er die Häuser mit den zwanzigtausend Infanteristen des Radschas von Berar in Garnison gelegt. Pohlmann bezweifelte, dass von den zwanzigtausend Mann welche zum Kämpfen benötigt wurden, doch er hatte die beruhigende Gewissheit, dass sie in Reserve waren, sollte beim Kaitna irgendetwas schief gehen.

Blieb nur noch ein Problem, und um es zu lösen, bat er Dodd, ihn längs des Flussufers ostwärts zu begleiten.

»Wenn Sie Wellesley wären«, fragte er Dodd, »wie würden Sie angreifen?«

Dodd überlegte die Antwort, dann zuckte er mit den Schultern, als sei sie völlig klar. »Ich würde meine besten Soldaten an einem Ende der Linie konzentrieren und mir meinen Weg hindurch hämmern.«

»An welchem Ende?«

Dodd dachte kurz darüber nach. Er war versucht gewesen zu sagen, dass Wellesley im Westen angreifen würde, an den Furten bei Kodully, denn das würde ihn am nächsten bei Stevensons Armee halten, doch Stevenson war weit entfernt, und Pohlmann ritt absichtlich ostwärts.

»Am östlichen Ende?«, sagte Dodd ohne Selbstvertrauen.

Pohlmann nickte. »Denn wenn er unsere linke Flanke zurücktreibt, kann er seine Armee zwischen uns und Assaye

bringen. Er teilt uns.«

»Und wir umzingeln ihn«, bemerkte Dodd.

»Ich hätte lieber, wir wären nicht geteilt«, sagte Pohlmann, denn wenn es Wellesley gelang, die linke Flanke zurückzutreiben, konnte es ihm auch gelingen, Assaye einzunehmen, und wenn das auch keine schmerzlichen Auswirkungen auf Pohlmanns *compoo*s haben würde, würde es doch bedeuten, dass er sein Gold verlieren würde. So brauchte der Colonel einen Rettungsanker am östlichen Ende der Linie, um zu verhindern, dass seine linke Flanke zurückgedrängt wurde, und von allen Regimentern unter seinem Kommando betrachtete er Dodds Kobras als das beste. Die linke Flanke wurde jetzt von einem von Duponts Regimentern gehalten. Es war gut, doch nicht so gut wie das Dodds.

Pohlmann wies zu den braun berockten Soldaten, die über den Fluss zum kleinen Dorf Taunklee blickten. »Gute Männer«, sagte er, »aber nicht so gut wie Ihre.«

»Nur wenige sind das.«

»Aber wir sollten beten, dass sich diese Jungs halten«, sagte Pohlmann, »denn wenn ich Wellesley wäre, würde ich dort am härtesten angreifen, unsere Flanke drehen und uns von Assaye abschneiden. Das beunruhigt mich, muss ich sagen.«

Dodd hielt das nicht für einen Grund für Besorgnis, denn er bezweifelte, dass die besten Soldaten der Welt die Durchquerung des Flusses unter dem Beschuss von Pohlmanns Batterien überleben konnten, doch er sah nicht die Bedeutung der linken Flanke. »Dann verstärken Sie Dupont«, schlug er gleichgültig vor.

Pohlmann blickte überrascht drein, als sei ihm der Gedanke nicht bereits gekommen. »Ihn verstärken? Warum nicht? Würde es Ihnen etwas ausmachen, die linke Flanke zu halten, Major?«

»Die linke?«, sagte Dodd misstrauisch. Traditionell war die rechte Flanke die Station der Ehre auf einem Schlachtfeld,

und während es den meisten von Pohlmanns Soldaten gleichgültig war oder sie unwissend waren, wusste William Dodd genau Bescheid, warum Pohlmann ihn hatte vorschlagen lassen, dass die linke Flanke verstärkt werden sollte, anstatt seine kostbaren Kobras einfach dorthin zu befehlen.

»Sie stünden natürlich nicht unter Duponts Kommando«, versicherte Pohlmann. »Sie wären Ihr eigener Herr, nur mir verantwortlich.« Pohlmann legte eine Pause ein. »Wenn Sie den Posten an der linken Flanke lieber nicht annehmen möchten, könnte ich das natürlich völlig verstehen, und einige andere Jungs können die Ehre haben, die rechte Seite der Briten zu besiegen.«

»Meine Jungs können das tun!«, sagte Dodd aggressiv.

»Es ist eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe«, meinte Pohlmann.

»Das können wir schaffen!«, beteuerte Dodd.

Pohlmann lächelte dankbar. »Ich habe gehofft, dass Sie das sagen. Jedes andere Regiment wird von einem Franzmann oder Holländer befehligt, Major, und ich brauche einen Engländer für die härteste Schlacht.«

»Und den haben Sie gefunden, Sir«, sagte Dodd.

Ich habe einen Idioten gefunden, dachte Pohlmann, als er zur Mitte der Linie zurückritt, aber Dodd ist wenigstens ein zuverlässiger Idiot und ein hart kämpfender Mann.

Er beobachtete, wie Dodds Männer die Linie verließen, und als sie sich schloss, um die Lücke zu füllen, nahmen die Kobras ihren Platz an der linken Flanke ein. Jetzt war die Linie wieder komplett. Sie war tödlich, fest verankert und bereit. Der Feind brauchte nur noch anzugreifen, und dann konnte Pohlmann seine Karriere krönen und den Kaitna mit britischem Blut füllen.

Lass sie angreifen, betete er, und dann wird der Tag mit all seinem Ruhm meiner sein.

Das britische Lager breitete sich um Naulniah aus. Reihen von Zelten beherbergten Infanterie, Quartiermeister suchten

den Dorfältesten auf und veranlassten mit ihm, dass die Frauen des Dorfes für Rupien Brot backten, während die Kavallerie ihre Pferde zum kleinen Fluss Purna, der nördlich des Dorfes vorbeifloss, zum Saufen führte. Eine Schwadron der 19. Dragoner erhielt den Befehl, den Purna zu durchqueren und auf der Suche nach feindlichen Patrouillen ein paar Meilen nordwärts zu reiten, und diese Soldaten ließen ihre Beutel mit Furage im Dorf, tränkten ihre Pferde, wuschen sich den Staub aus den Gesichtern und ritten davon.

Colonel McCandless wählte einen Baum mit weit ausladender Krone für den Standort seines Zeltes. Er hatte keinen Diener. So rieb er Äolus mit Stroh ab, während Sharpe einen Eimer Wasser vom Fluss holte. Der Colonel, in Hemdsärmeln, richtete sich auf, als Sharpe zurückkehrte.

»Ist Ihnen klar, Sergeant, dass ich mich in der Angelegenheit des Haftbefehls unehrenhaft verhalten habe?«

»Ich wollte Ihnen dafür danken, Sir.«

»Ich bezweifle, dass ich Dank verdiene, abgesehen davon, dass mein betrügerisches Verhalten Schlimmeres verhindert hat.« Der Colonel ging zu seinen Satteltaschen, zog seine Bibel heraus und gab sie Sharpe. »Schwören Sie auf die Bibel, Sergeant, dass Sie unschuldig bezüglich der Anklage sind.«

Sharpe legte seine rechte Hand auf den abgenutzten Deckel der Heiligen Schrift. Er kam sich albern vor, doch McCandless' Gesicht war todernst, und Sharpe setzte ebenfalls eine ernste Miene auf.

»Ich schwöre es, Sir. Ich habe den Mann in jener Nacht nie angerührt, ihn noch nicht einmal gesehen.« Seine Stimme verriet Empörung darüber, fälschlich beschuldigt worden zu sein, doch damit war das Problem nicht gelöst. Für den Moment mochte die falsche Anklage abgewiesen worden sein, aber sie war noch nicht aus der Welt. »Was wird jetzt geschehen, Sir?«

»Wir werden einfach sicherstellen müssen, dass die Wahrheit siegt«, sagte McCandless vage. Er überlegte immer noch, was mit dem Haftbefehl nicht gestimmt hatte, doch er fand keine Antwort darauf. Er nahm Sharpe die Bibel ab und verstaute sie. Dann legte er die Hände auf den Rücken und streckte sich. »Wie weit sind wir heute gekommen? Vierzehn Meilen? Fünfzehn?«

»In etwa, Sir.«

»Ich fühle mein Alter, Sharpe. Das Bein heilt gut, aber jetzt tut mein Rücken weh. Gott sei Dank haben wir morgen nur noch einen kurzen Marsch, nicht weiter als zehn Meilen, und dann die Schlacht.« Er zog eine Taschenuhr aus der Uhrtasche und ließ den Deckel aufschnappen. »Wir haben eine Viertelstunde, Sergeant, daher wäre es klug, unsere Waffen vorzubereiten.«

»Eine Viertelstunde, Sir?«

»Es ist Sonntag. Der Tag des Herrn. Colonel Wallaces Kaplan hält den Gottesdienst zur vollen Stunde ab, und ich erwarte, dass Sie mit mir hingehen. Er hält eine feine Predigt. Aber erst haben Sie noch Zeit, Ihre Muskete zu reinigen.«

Die Muskete wurde mit kochendem Wasser gereinigt, das Sharpe in den Lauf schüttete und dann schüttelte, sodass die letzten Pulverreste weggespült wurden. Er bezweifelte, dass die Muskete eine Reinigung brauchte, doch er tat es gehorsam. Dann ölte er das Schloss und setzte einen neuen Feuerstein ein. Er lieh sich einen Schleifstein von Sevajees Männern, schärfte die Spitze seines Bajonetts und tupfte etwas Öl auf die glänzende Klinge, bevor er sie in die Scheide gleiten ließ.

Jetzt gab es nicht anderes zu tun, als der Predigt zu lauschen, zu schlafen und die Allerweltsaufgaben zu erledigen. Es würden eine Mahlzeit zu kochen und die Pferde wieder zu tränken sein, doch diese alltäglichen Aufgaben wurden überschattet von dem Wissen, dass der Feind nur noch einen kurzen Marsch entfernt bei Borkardan war.

Sharpes Nerven waren angespannt. Wie würde die Schlacht sein? Würde er sich behaupten? Oder würde es ihm wie diesem Corporal bei Boxtel ergehen, der von Engeln zu fantasieren begonnen hatte und dann wie ein verrückter Hase durch das regnerische Flandern gehüpft war?

Eine halbe Meile hinter Sharpe hielt der Bagagezug auf einer weiten Ebene. Die Ochsen wurden angepflockt, die Kamele und Elefanten an Bäumen angebunden. Die Tiere wurden mit Wasser aus einem schlammigen Bewässerungsgraben getränkt, während Männer ausschwärmten, um Gras für die Fütterung zu schneiden. Die Elefanten wurden mit Palmenblättern und aus Eimern mit gebuttertem Reis gefüttert, während Captain Mackay auf seinem kleinen Rotbraunen durch das Durcheinander ritt und dafür sorgte, dass die Munition richtig gelagert und die Tiere anständig versorgt wurden. Plötzlich fiel sein Blick auf den mürrisch herumgammelnden Sergeant Hakeswill und seine sechs Männer.

»Sergeant! Sie sind immer noch hier? Ich dachte, Sie haben inzwischen Ihren Schurken sicher festgenommen?«

»Es gibt Probleme, Sir«, sagte Hakeswill, knallte die Hacken zusammen und stand still.

»Rühren, Sergeant, stehen Sie bequem. Kein Schurke?«

»Noch nicht, Sir.«

»Dann sind Sie also wieder unter meinem Kommando? Das ist großartig, einfach herrlich.« Mackay war ein diensteifriger junger Offizier, der sein Bestes tat, in jedem das Gute zu sehen, und obwohl er den Sergeant vom 33. Regiment niedergeschlagen und bedrückt sah, versuchte er, ihn mit seiner Begeisterung anzustecken. *»Puckalees«*, sagte er heiter, *»puckalees.«*

In Hakeswills Gesicht zuckte es krampfartig. »*Puckalees*, Sir?«

»Wasserträger, Sergeant.«

»Ich weiß, was ein *puckalee* ist, Sir, denn ich habe mehr Jahre in diesem heidnischen Land gelebt, als ich zählen

kann, aber ich bitte um Verzeihung, Sir, was hat ein *puckalee* mit mir zu tun?«

»Wir müssen einen Sammelpunkt für sie einrichten«, sagte Mackay. Die Zahl der *puckalees* entsprach der Stärke der jeweiligen Regimenter, und in der Schlacht war es ihre Aufgabe, die kämpfenden Männer mit Wasser zu versorgen. »Ich brauche einen Mann, der sie beaufsichtigt«, sagte Mackay. »Es sind gute Jungs, alle von ihnen, aber sie fürchten sich schrecklich vor Kugeln! Sie müssen herumgehetzt werden. Ich werde morgen genug mit den Munitionswagen zu tun haben. Kann ich mich darauf verlassen, dass Sie dafür sorgen, dass die *puckalees* ihren Job machen wie die prächtigen Jungs, die sie sind?«

Die »prächtigen Jungs« waren fast noch Kinder, Großväter, Krüppel, Halbblinde und Schwachsinnige.

»Prima! Ausgezeichnet«, sagte der junge Captain. »Das Problem ist gelöst! Sie sollten sich jetzt noch etwas ausruhen, Sergeant. Wir alle müssen morgen putzmunter sein. Und wenn Sie etwas geistliche Unterstützung brauchen, das 74. müsste jetzt jeden Moment den Gottesdienst abhalten.« Mackay lächelte Hakeswill an, dann galoppierte er davon, um eine vom Weg abgekommene Gruppe von Ochsenwagen zu verfolgen. »Ihr da! Ihr mit den Zelten! Nicht dahin! Kommt hierher!«

»Puckalees«, sagte Hakeswill angewidert und spuckte aus. Seine Männer schwiegen, denn sie wussten, dass es ratsam war, Sergeant Hakeswill in Frieden zu lassen, wenn seine Stimmung noch mieser war als üblicherweise. »Aber es könnte schlimmer sein«, sagte Hakeswill.

»Schimmer?«, fragte Private Flaherty zaghaft.

In Hakeswills Gesicht zuckte es. »Wir haben ein Problem, Jungs«, sagte er mürrisch, »und das ist ein schottischer Colonel, der versucht, die gute Ordnung unseres Regiments zu versauen. Ich werde mich nicht damit abfinden, das könnt ihr mir glauben. Die Ehre des Regiments steht auf dem Spiel. Er betreibt Haarspalterei, nichts anderes. Und er

glaubt, er hätte uns Sand in die Augen gestreut, aber das hat er nicht, denn ich habe ihn durchschaut! Ich habe durch seine schottische Seele gesehen, und sie ist so verdorben wie faule Eier. Sharpie bezahlt ihn, das ist doch klar! Korruption, Jungs, nichts als Korruption.« Hakeswill blinzelte, und seine Gedanken jagten sich. »Wenn wir morgen *puckalees* durch das halbe verdammte Indien peitschen, Jungs, dann wird unsere Stunde kommen, und das Regiment wird sich glücklich preisen, wenn wir die Chance nutzen.«

»Nutzen?«, wiederholte Lowry verständnislos.

»Wenn wir den Scheißer killen, du Vollidiot.«

»Sharpie killen?«

»Gott schütze uns vor Schwachsinnigen«, sagte Hakeswill. »Nicht Sharpie! Den wollen wir für uns haben, damit wir ihn schön langsam für immer fertig machen. Ihr legt den Schotten um! Wenn der verdammte Mister McCandless kalt ist, gehört Sharpie uns.«

»Man kann doch keinen Colonel umbringen!«, sagte Kendrick entgeistert.

»Du nimmst deine Muskete, Private Kendrick«, sagte Hakeswill und rammte seine Musketenmündung in Kendricks Seite, »spannst den Hahn und bläst ein Loch in den Scheißer!« Hakeswill betätigte den Abzug seiner Muskete. Das Pulver in der Pfanne explodierte mit einem kleinen Prasseln und Zischen, und Kendrick sprang zurück, als Rauch vom Schloss hochkräuselte, aber die Muskete war nicht mit einer Kugel geladen. Hakeswill lachte. »Ich hätte dich erwischt, nicht wahr? Du hast gedacht, ich blase dir eine Kugel in den Bauch! Aber genau das wirst du bei McCandless tun. Eine Kugel in den Bauch oder den Schädel oder sonst wohin pusten, wo es tödlich ist. Und du machst es morgen.«

Die sechs Männer blickten zweifelnd, und Hakeswill grinste. »Extraanteile für euch alle, wenn es passiert, Jungs, ein zusätzlicher Bonus. Wenn ihr nach Hause kommt, könnt

ihr die Huren der Offiziere bezahlen, und es kostet nur eine Kugel.« Er lächelte wölfisch. »Morgen, Jungs, morgen.«

Doch jenseits des Flusses, wo die blau berockte Patrouille des 19. Dragoner-Regiments die Landschaft südlich des Kaitna erkundete, änderte sich alles.

Wellesley war vom Pferd gestiegen, hatte seinen Uniformrock ausgezogen und wusch sein Gesicht mit Wasser aus einem Kessel, der an einem Dreibein hing. Lieutenant Colonel Orrock, der Kompanieoffizier, der an diesem Tag das Kommando über die Feldwache hatte, beschwerte sich über die beiden Geschütze, die seinem kleinen Kommando zugeteilt worden waren.

»Sie konnten unser Tempo nicht halten, Sir. Trödler, Sir. Ich war plötzlich vierhundert Yards vor ihnen! Vierhundert Yards!«

»Ich hatte Sie gebeten, ein schnelles Tempo anzuschlagen, Orrock«, sagte der General und wünschte, der Narr würde verschwinden und ihm nicht mehr auf die Nerven gehen. Er griff nach dem Handtuch und wischte sein Gesicht trocken.

»Aber wenn wir angegriffen worden wären!«, protestierte Orrock.

Der General seufzte, denn ihm wurde klar, dass der reizbare Orrock beschwichtigt werden musste. »Wer hat das Kommando über die Geschütze?«

»Barlow, Sir.«

»Ich werde mit ihm sprechen«, versprach der General, dann wandte er sich der Patrouille des 19. Dragoner-Regiments zu, die den Fluss Purna überquert hatte, um das Terrain auf dem fernen Ufer zu erkunden, und sich durch die weite Ansammlung der Zelte auf ihn zu wand.

Wellesley hatte die Patrouille nicht so früh zurückerwartet, und ihre Rückkehr verwunderte ihn, aber dann sah er, dass sie eine Gruppe von *bhinjarries*, die schwarz berockten Händler, die Indien durchquerten und dabei Nahrungsmittel kauften und verkauften, eskortierte.

»Sie werden mich entschuldigen, Orrock«, sagte der General und nahm seinen Uniformrock vom Stuhl.

»Sie werden mit Barlow reden, Sir?«, fragte Orrock.

»Das habe ich doch gesagt, oder?«, sagte Wellesley und ging auf die Reiter zu.

Der Befehlshabende der Patrouille, ein Captain, glitt von seinem Pferd und wies zum Anführer der *bhinjarries*. »Wir haben diese Leute eine halbe Meile nördlich des Flusses gefunden, Sir. Sie haben achtzehn Ochsen, beladen mit Getreide, und sie nehmen an, dass der Feind überhaupt nicht in Borkardan ist. Sie wollten das Getreide in Assaye verkaufen.«

»Assaye?« Der General runzelte die Stirn, weil ihm der Name unbekannt war.

»Das ist ein Dorf vier oder fünf Meilen nördlich von hier, Sir. Er sagt, dort sei eine riesige Armee.«

»Vier oder fünf Meilen?«, fragte Wellesley erstaunt.

Der Kavallerie-Captain zuckte mit den Schultern. »Das sagen sie, Sir.« Er wies zu den Getreidehändlern, die teilnahmslos zwischen den Soldaten standen, die von den Pferden gestiegen waren.

Guter Gott, dachte Wellesley, vier oder fünf Meilen? Er war reingelegt worden! Der Feind hatte ihm einen Marsch aufgezwungen, und in diesem Moment konnte er im Norden auftauchen und einen Angriff auf das britische Lager starten, und es gab keine Chance, dass Stevenson ihm zu Hilfe kam. Das 74. Regiment sang Kirchenlieder, und der Feind war fünf Meilen entfernt, vielleicht sogar weniger?

Der General wirbelte herum. »Barclay! Campbell!«, rief er seine Adjutanten. »Pferde! Schnell!«

Die hektische Aktivität beim Zelt des Generals führte zu Gerüchten im Lager, und die Gerüchte wurden zum Alarm, als alle Dragoner des 19. Regiments und die 4. Eingeborenen-Kavallerie hinter dem General und seinen beiden Adjutanten durch den Fluss ritten.

Colonel McCandless war mit Sharpe auf die Reihen des 74. Regiments zugegangen, doch als er die plötzliche Aufregung bemerkte, drehte er sich um und eilte zu seinem Pferd zurück.

»Kommen Sie, Sharpe!«

»Wohin, Sir?«

»Das werden wir herausfinden. Sevajee?«

»Wir sind bereit.«

McCandless' Trupp verließ das Lager fünf Minuten nach dem General. Sie konnten den Staub, den die Kavalleristen hinterlassen hatten, voraus sehen, und McCandless beeilte sich, um aufzuholen. Sie ritten durch eine Landschaft mit tiefen Schluchten und voller kleiner Felder, die von Kakteenhecken umgeben waren.

Wellesley war der unbefestigten Straße nordwärts gefolgt, doch nach einer Weile bog der General westwärts auf ein Stoppelfeld ab.

McCandless folgte ihm nicht, sondern blieb auf der Straße.

»Es hat keinen Sinn, die Pferde unnötig müde zu reiten«, erklärte er, doch Sharpe nahm an, dass der Colonel nur ungeduldig war, nach Norden zur reiten und zu sehen, was die Aufregung verursacht hatte. Die beiden britischen Kavallerieregimenter waren im Osten in Sicht, doch es war kein Feind zu sehen.

Sevajee und seine Männer waren vorausgeritten. Als sie einen Hügelkamm etwa zweihundert Yards vor McCandless erreichten, zügelten sie ihre Pferde und zogen sie herum.

Sharpe erwartete, eine Horde von Marathen-Kavallerie über den Hügel kommen zu sehen, doch der Horizont blieb leer, als Sevajee und seine Männer ein paar Yards unterhalb der Hügelkuppe anhielten und absaßen.

»Sie wollen nicht, dass man sie sieht, Colonel«, sagte Sevajee trocken, als McCandless zu ihm ritt.

»Sie?«

Sevajee wies zum Hügelkamm. »Sehen Sie. Sie sollten absitzen.«

McCandless und Sharpe glitten aus den Sätteln und gingen zu einer Kakteenhecke, von der aus sie aus sicherer Deckung nach Norden spähen konnten, und Sharpe, der noch nie so einen Anblick gesehen hatte, starrte offenen Mundes.

Das war keine Armee. Das war ein ganzes Volk, eine Nation. Tausende und Tausende Feinde, alle in Linie aufgereiht, Meile um Meile. Männer, Frauen und Kinder und Geschütze, Kamele, Ochsen, Raketenbatterien und Pferde und Zelte und immer noch weitere Männer, es schien kein Ende davon zu geben.

»Jesus!«, stieß Sharpe hervor und fluchte.

»Sharpe!«

»Verzeihung, Sir!« Aber es war kein Wunder, dass er geflucht hatte, denn Sharpe hätte sich niemals vorstellen können, dass eine Armee so riesig sein konnte.

Die nächsten Truppen waren nicht mehr als eine halbe Meile entfernt, jenseits eines Flusses zwischen steilen, schlammigen Uferböschungen. Auf dem diesseitigen Ufer lag ein Dorf, und auf der Nordseite, gerade jenseits des Steilufers, stand eine Linie von Geschützen. Große Geschütze, die gleichen bemalten Kanonen, die Sharpe in Pohlmanns Lager gesehen hatte. Hinter den Geschützen war die Infanterie, und dahinter breitete sich, so weit man sehen konnte, bis zum Osten eine Masse von Kavallerie aus, und noch weiter dahinter sah Sharpe einen schier unzählbaren Tross. Weitere Infanterie war um ein fernes Dorf postiert, wo Sharpe viele bunte Fahnen sehen konnte.

»Wie viele sind das?«, fragte er.

»Mindestens hunderttausend Mann«, schätzte McCandless.

»Mindestens«, stimmte Sevajee zu. »Aber die meisten sind Abenteurer, die wegen der Beute gekommen sind.« Der Inder spähte durch ein langes, mit Elfenbein verkleidetes Fernrohr. »Und die Kavallerie wird in einer Schlacht nicht helfen.«

McCandless wies zur Infanterie hinter der Geschützlinie. »Wie viele sind es? Fünfzehntausend?«

»Vierzehn- oder fünfzehntausend«, sagte Sevajee. »Zu viele.«

»Zu viele Geschütze«, sagte McCandless düster. »Es wird einen Rückzug geben.«

»Ich dachte, wir sind hier, um zu kämpfen!«, sagte Sharpe kriegerisch.

»Wir kamen her, um auszuruhen und morgen nach Borkardan zu marschieren«, sagte McCandless gereizt, »nicht, um es mit gerade fünftausend Mann Infanterie gegen die ganze feindliche Armee aufzunehmen. Sie wissen, dass wir kommen, sie sind bereit für uns, und sie wollen, dass wir in ihr Feuer marschieren. Wellesley ist kein Narr, Sharpe. Er wird uns zurück marschieren lassen, sich mit Stevenson vereinigen und sie dann wieder suchen.«

Sharpe verspürte eine Spur Erleichterung, weil seine Neugier auf die Schlacht nicht befriedigt werden würde, doch zugleich war er enttäuscht. Die Enttäuschung überraschte ihn, und die Erleichterung gab ihm das Gefühl, vielleicht ein Feigling zu sein.

»Wenn wir uns zurückziehen«, warnte Sevajee, »werden uns die Kavalleristen dort drüben auf dem ganzen Weg zu schaffen machen.«

»Wir werden sie eben bekämpfen müssen«, sagte McCandless zuversichtlich, dann atmete er lange und zufrieden durch. »Wir haben ihn! Dort, an der linken Flanke!« Er wies hin, und Sharpe sah weit am äußersten Ende der feindlichen Geschützlinie eine Menge weiß Uniformierter. »Nicht, dass es uns hilft«, sagte McCandless trocken, »aber wenigstens sind wir ihm auf den Fersen.«

»Oder er uns«, sagte Sevajee und bot Sharpe sein Fernrohr an. »Sehen Sie selbst, Sergeant.«

Sharpe legte das lange Fernrohr auf einen dicken Kaktuszweig auf. Er schwenkte es langsam an der Linie Infanterie entlang. Männer schliefen im Schatten, einige

waren in ihren kleinen Zelten, andere saßen in Gruppen beisammen, und er hätte geschworen, dass einige würfelten. Offiziere, Inder und Europäer, schlenderten hinter ihren Männern, während vor ihnen die massive Linie der Geschütze auf ihren Protzen wartete.

Er bewegte das Fernrohr zur äußersten rechten Seite der feindlichen Linie und sah die weißen Uniformröcke von Dodds Männern – und er sah noch etwas: zwei riesige Geschütze, viel größer als alle, die er bisher gesehen hatte.

»Sie haben ihre Belagerungsgeschütze in der Linie, Sir«, sagte er zu McCandless, der sein eigenes Fernrohr ausrichtete.

»Achtzehnpfünder«, schätzte McCandless, »oder vielleicht größer?« Der Colonel schob sein Fernrohr zusammen. »Warum reiten sie keine Patrouille auf dieser Seite des Flusses?«

»Weil sie uns nicht vergraulen wollen«, sagte Sevajee. »Wir sollen vor ihre Geschütze marschieren und im Fluss sterben. Aber sie haben trotzdem einige Reiter auf diesem Ufer versteckt, die ihnen melden, wenn wir uns zurückziehen.«

Hufschlag ließ Sharpe herumwirbeln, weil er mit der feindlichen Kavallerie rechnete, doch es war General Wellesley mit seinen beiden Adjutanten, die zum Fuß des Hügelkamms ritten.

»Sie sind alle da, McCandless!«, rief der General glücklich.

»So ist es anscheinend, Sir.«

Der General zügelte sein Pferd und wartete, dass sich McCandless zu ihm gesellte. »Sie nehmen anscheinend an, dass wir frontal angreifen«, sagte Wellesley, als finde er die Vorstellung belustigend.

»Dafür sind sie formiert, Sir.«

»Sie müssen uns für Idioten halten. Wie spät ist es?«

Einer der Adjutanten zog seine Uhr zurate. »Zehn nach zwölf, Sir.«

»Da bleibt genug Zeit«, murmelte der General. »Vorwärts, Gentlemen. Bleiben Sie unterhalb des Kamms. Wir wollen

ihnen keine Angst einjagen!«

»Ihnen Angst einjagen?«, fragte Sevajee lächelnd, doch Wellesley ignorierte die Bemerkung, gab seinem Pferd die Sporen und ritt ostwärts, parallel zum Fluss. Einige Kavalleristen der Company durchstreiften suchend die Felder, und zuerst dachte Sharpe, sie wollten versteckte feindliche Späher aufstöbern, doch dann sah er, dass sie einheimische Bauern jagten und sie hinter dem General hertrieben.

Wellesley ritt zwei Meilen ostwärts, eine lange Reihe von Reitern hinter sich. Als die Bauern die Stelle erreichten, an der sein Pferd am Fuß eines niedrigen Hügels angepflockt war, waren sie atemlos. Der General kniete unter dem Hügelkamm und spähte durch ein Fernglas nach Osten.

»Fragt diese Leute, ob es irgendwelche Furten östlich von hier gibt!«, rief er seinen beiden Adjutanten zu.

Eine hastige Befragung folgte, und die Bauern waren ziemlich sicher, dass es keine Furt gab. Die einzige Durchquerung des Flusses, beteuerten sie, sei nur direkt vor Sindhias Armee möglich.

»Suchen Sie einen cleveren Mann aus«, befahl Wellesley, »und bringen Sie ihn her. Colonel, könnten Sie vielleicht übersetzen?«

McCandless wählte einen der Bauern aus und führte ihn den Hügel hinauf. Sharpe, ohne gefragt zu werden, folgte ihnen, und Wellesley schickte ihn nicht zurück, sondern murmelte, dass sie sich alle ducken sollten.

»Da«, der General wies ostwärts auf ein Dorf an Südufer des Kaitna, »dieses Dorf, wie heißt es?«

»Peepulgaon«, sagte der Bauer und fügte hinzu, dass seine Mutter und zwei Schwestern in der Ansammlung von Häusern mit Strohdächern wohnten.

Peepulgaon lag nur eine halbe Meile von dem niedrigen Hügel entfernt, aber es war gut zwei Meilen östlich von Taunklee, dem Dorf, das sich gegenüber dem östlichen Ende der Marathen-Linie befand. Beide Dörfer lagen am südlichen

Ufer des Kaitna, während der Feind auf der Nordseite des Kaitna wartete. Und Sharpe verstand Wellesleys Interesse nicht.

»Fragen Sie ihn, ob er irgendwelche Verwandte nördlich des Flusses hat«, befahl der General McCandless.

»Er hat einen Bruder und verschiedene Cousins, Sir«, übersetzte McCandless.

»Also besucht seine Mutter ihren Sohn nördlich des Flusses?«, fragte Wellesley.

Der Bauer begann mit einer langen Erklärung. In der trockenen Saison, sagte er, gehe sie zu Fuß durch das Flussbett, doch in der Regenzeit, wenn der Wasserspiegel stieg, sei sie gezwungen, flussaufwärts zu gehen und den Kaitna bei Taunklee zu durchqueren.

Wellesley hörte angespannt zu und stieß dann offensichtlich ungläubig einen Grunzlaut aus. Er starrte angestrengt durch das Fernrohr.

»Campbell?«, rief er. Doch sein Adjutant war zu einer niedrigen Anhöhe hundert Yards westwärts gegangen, von wo aus er eine bessere Sicht auf die feindliche Linie hatte. »Campbell?«, rief Wellesley noch einmal, und als er keine Antwort erhielt, wandte er sich um. »Sharpe, Sie werden gebraucht. Kommen Sie her.«

»Sir?«

»Sie haben junge Augen. Kommen Sie her, und halten Sie sich geduckt.«

Sharpe gesellte sich zu dem General auf den Hügelkamm, und zu seiner Überraschung reichte ihm der General das Fernglas.

»Sehen Sie sich das Dorf an«, befahl Wellesley. »Dann schauen Sie zum gegenüberliegenden Ufer, und sagen Sie mir, was Sie sehen.«

Sharpe brauchte einen Moment, um Peepulgaon mit der Linse zu erfassen, doch plötzlich sah er alle Häuser aus getrocknetem Schlamm durch das Fernrohr. Er bewegte das Fernrohr langsam weiter, ließ es über Ochsen, Ziegen und

Hühner wandern, an Wäsche vorbei, die zum Trocknen am Flussufer aufgehängt war, und dann über das braune Wasser des Kaitna und das gegenüberliegende Ufer, wo er eine schlammige Böschung sah, auf der Bäume standen, hinter denen sich ein freies Stück Land befand. Und am Ende des flachen Lands waren Strohdächer zu erkennen.

»Da ist ein anderes Dorf, Sir«, sagte Sharpe.

»Sind Sie dessen sicher?«, fragte Wellesley drängend.

»Ziemlich sicher, Sir. Die Hütten könnten Ställe sein.«

»Man hält kein Vieh in Ställen, entfernt von einem Dorf«, sagte der General, »nicht in einem Landstrich, in dem es von Dieben wimmelt.« Wellesley drehte sich abrupt um. »McCandless, fragen Sie Ihren Freund, ob ein Dorf auf der anderen Flussseite gegenüber von Peepulgaon ist.«

Der Bauer hörte sich die Frage an und nickte dann.

»Waroor«, sagte er und informierte den General, dass sein Cousin der Dorfälteste, der *naique*, war.

»Wie weit sind diese Dörfer voneinander entfernt, Sharpe?«, fragte Wellesley.

Sharpe schätzte die Entfernung. »Dreihundert Yards, Sir?«

Wellesley nahm sein Fernrohr zurück und ging vom Hügelkamm fort. »Nie in meinem Leben habe ich zwei Dörfer auf gegenüberliegenden Ufern eines Flusses gesehen, die nicht durch eine Furt verbunden waren.«

»Er besteht darauf, dass es keine Furt gibt«, sagte McCandless und nickte zu dem Bauern.

»Dann ist er entweder ein Schurke und Lügner oder ein Blödmann«, sagte Wellesley heiter. »Vermutlich Letzteres.« Er dachte mit gerunzelter Stirn nach und trommelte mit der Hand auf dem Fernrohr. »Ich wette, da gibt es eine Furt«, murmelte er vor sich hin.

»Sir?« Captain Campbell kam vom niedrigen Hügel im Westen zurückgelaufen. »Der Feind bricht das Lager ab, Sir.«

Wellesley näherte sich dem Hügelkamm und spähte wieder durch das Fernrohr. Die Infanterie auf dem Nordufer des

Kaitna regte sich nicht, doch in der Ferne, nahe bei dem befestigten Dorf, wurden Zelte abgebaut.

»Sie bereiten sich auf eine Flucht vor, würde ich sagen«, murmelte Wellesley.

»Oder darauf, den Fluss zu durchqueren und uns anzugreifen«, meinte Campbell unheilvoll.

»Nichts, was uns Sorgen machen sollte«, sagte Wellesley und blickte angestrengt durch das Fernrohr zu den gegenüberliegenden Dörfern Peepulgaon und Waroor. »Da muss eine Furt sein«, sagte er im Selbstgespräch, so leise, dass nur Sharpe ihn verstehen konnte. »Das ist doch klar.« Dann schwieg er lange Zeit.

»Diese feindliche Kavallerie, Sir«, machte Campbell ihn aufmerksam.

Wellesley wurde aus den Gedanken gerissen. »Was?«

»Sehen Sie, Sir.« Campbell wies westwärts zu einer großen Gruppe feindlicher Reiter, die aus einem Waldstück aufgetaucht war, sich jedoch damit zufrieden gab, Wellesleys Gruppe aus einer halben Meile Entfernung zu beobachten.

»Es wird Zeit, dass wir von hier verschwinden«, sagte Wellesley. »Geben Sie diesen verlogenen Idioten eine Rupie, McCandless, und dann hauen wir ab.«

»Sie planen den Rückzug, Sir?«, fragte McCandless.

Wellesley war den Hang hinuntergeeilt, doch nun blieb er stehen und blickte überrascht zu dem Schotten zurück. »Rückzug?«

McCandless blinzelte. »Sie haben sicherlich nicht vor zu kämpfen, Sir, oder?«

»Wie sonst erledigen wir das Geschäft für Seine Majestät? Natürlich werden wir kämpfen. Es gibt da eine Furt.« Wellesley wies gen Peepulgaon. »Dieser erbärmliche Bauer mag das leugnen, aber er ist ein Vollidiot! Da muss eine Furt sein. Wir werden sie durchqueren, uns gegen ihre linken Flanke wenden und sie in Stücke schlagen! Aber wir müssen uns beeilen! Es ist bereits Mittag. Drei Stunden bis zur

Schlacht, Gentlemen. Drei Stunden, um ihre Flanke zurückzudrängen.« Er rannte den Hügelhang hinunter zu Diomed, seinem grauen arabischen Pferd.

»Guter Gott!«, sagte McCandless. »Guter Gott!«

Denn fünftausend Infanteristen würden jetzt den Kaitna an einer Stelle durchqueren, wo es angeblich unmöglich war, und dann gegen eine feindliche Streitmacht kämpfen, die mindestens zehnmal so groß war.

»Guter Gott«, murmelte der Colonel noch einmal, dann beeilte er sich, Wellesley nach Süden zu folgen. Der Feind hatte ihm einen Marsch aufgezwungen, die Rotröcke waren die ganze Nacht unterwegs gewesen und hundemüde, doch Wellesley würde seine Schlacht bekommen.

KAPITEL 9

»Dort!«, sagte Dodd und wies hin.

»Ich kann nichts sehen«, beschwerte sich Simone Joubert.

»Lassen Sie das Fernrohr, bemühen Sie Ihre bloßen Augen, Madame. Dort! Es blitzt.«

»Wo?«

Dodd wies wieder hin. »Jenseits des Flusses. Bei den drei Bäumen auf dem niedrigen Hügel.«

»Ah!« Simone sah endlich das Aufblitzen von reflektiertem Sonnenschein von der Linse eines Fernrohrs, das am fernen Ufer des Flusses und flussabwärts benutzt wurde, wo Dodds Kobras die linke Flanke von Pohlmanns Linie hielten.

Simone und ihr Mann hatten mit dem Major, der in glücklicher Erwartung eines britischen Angriffs war, zu Mittag gegessen. Für Dodd war klar, dass der Angriff seine Kobras am härtesten treffen würde.

»Es wird ein Schlachtfest werden, Ma'am«, sagte Dodd mit wölfischem Grinsen, »ein reines Schlachtfest.«

Er und Captain Joubert waren mit Simone zum Rand der Klippe am Kaitna gegangen und hatten ihr die Furten gezeigt und demonstriert, wie alle Männer bei der Durchquerung der Furten in das Kreuzfeuer der Marathen-Geschütze geraten würden. Dodd hatte behauptet, dass die Briten keine andere Wahl hatten, als in den mörderischen Beschuss von Kartätschen, Kanonen und Musketenfeuer zu marschieren.

»Wenn Sie bleiben und zuschauen wollen, Madame«, hatte Dodd angeboten, »dann kann ich einen Platz für Sie suchen, an dem Sie sicher sind.« Er wies zu einem niedrigen Hügel hinter dem Regiment. »Sie könnten von dort aus zuschauen, und ich garantiere Ihnen, dass kein britischer Soldat in Ihre Nähe kommen wird.«

»Ich könnte es nicht ertragen, das Abschlachten mit anzusehen«, sagte Simone.

»Ihr Mitgefühl ehrt Sie, Ma'am«, antwortete Dodd. »Krieg ist Männerarbeit.«

In diesem Augenblick hatte Dodd die britischen Soldaten auf dem gegenüberliegenden Ufer entdeckt und sein Fernrohr auf den entfernten Feind gerichtet.

Simone, die jetzt wusste, wohin sie schauen musste, legte das Fernrohr auf der Schulter ihres Mannes auf und richtete es auf den fernen Hügel. Sie konnte dort zwei Männer sehen, einen mit einem Zweispitz und den anderen mit einem Helm. Beide hielten sich geduckt.

»Warum sind sie so weit flussabwärts?«, fragte sie.

»Sie suchen nach einem Weg um unsere Flanke herum«, sagte Dodd.

»Gibt es da einen?«

»Nein. Sie müssen hier durch, Ma'am, nirgends sonst können sie den Fluss durchqueren.« Dodd wies auf die Furten vor seiner *compoo*. Ein Trupp Kavalleristen galoppierte durch das flache Wasser, und die Hufe der Pferde wirbelten es silbrig auf, als sie zum Südufer des Kaitna ritten. »Und diese Reiter«, erklärte Dodd, »werden feststellen, ob sie den Fluss durchqueren oder nicht.«

Simone schob das Fernrohr zusammen und gab es dem Major zurück. »Sie könnten nicht angreifen?« »Das werden sie nicht«, antworte ihr Mann auf Englisch an Dodds Stelle. »Sie haben zu viel Verstand.« »Boy Wellesley hat keinen Verstand«, sagte Dodd verächtlich. »Denken Sie nur daran, wie er in Ahmadnagar angegriffen hat. Geradewegs auf die Mauer! Ich wette hundert Rupien, dass er angreifen wird.«

Captain Joubert schüttelte den Kopf. »Ich wette nicht, Major.«

»Ein Soldat sollte nicht so risikoscheu sein«, sagte Dodd.

»Und wenn sie den Fluss nicht durchqueren«, fragte Simone, »dann gibt es keine Schlacht?«

»Es wird eine Schlacht geben, Ma'am«, sagte Dodd grimmig. »Pohlmann wird Sindhias Erlaubnis einholen, dass

wir den Fluss durchqueren. Wenn sie nicht zu uns kommen, gehen wir zu ihnen.«

Pohlmann machte sich tatsächlich auf, um Sindhia aufzusuchen. Der Hannoveraner war für die Schlacht gekleidet, mit seiner feinsten Uniform, einem blauen Rock aus Seide, geschmückt mit goldenen Tressen und Achselschnüren. Er trug eine weiße Seidenschärpe, auf der ein Stern von Diamanten funkelte, und ein ledernes Koppel, an dem ein Säbel mit goldenem Griff hing, doch Dupont, der Holländer, der Pohlmann zu dem Treffen mit Sindhia begleitete, bemerkte, dass die Reithose und die Stiefel des Colonels alt und schäbig waren.

»Ich trage sie als Glücksbringer«, sagte Pohlmann, als er Duponts verwirrten Blick bemerkte. »Sie sind von meiner Uniform der alten East India Company.«

Der Hannoveraner war in prächtiger Stimmung. Sein kurzer Marsch ostwärts hatte ihm alles gebracht, was er erwünscht hatte, denn eine der beiden kleinen britischen Armeen war ihm praktisch in den Schoss gefallen, während sie immer noch weit weg von der anderen war. Jetzt brauchte er sie nur noch zu packen und dann gegen Stevensons Streitmacht zu marschieren, doch Sindhia hatte darauf bestanden, dass keine Infanterie die Furten des Kaitna ohne seine Genehmigung durchqueren durfte, und Pohlmann brauchte jetzt diese Erlaubnis.

Der Hannoveraner hatte nicht vor, den Fluss sofort zu durchqueren, denn zuerst wollte er sicher sein, dass die Briten sich zurückzogen, doch ebenso wenig wollte er auf die Erlaubnis warten, wenn er erst die Neuigkeit vom Rückzug des Feindes erfuhr.

»Unser großer Herr und Meister wird ängstlich und besorgt bei dem Gedanken an Angriff sein«, sagte Pohlmann zu Dupont, »also werden wir dem Scheißer schmeicheln. Sagen Sie ihm, Dupont, dass er der Herr von ganz Indien sein wird, wenn er uns freie Hand lässt.«

»Sagen Sie ihm, dass hundert weiße Frauen in Wellesleys Lager sind, und er wird den Angriff selbst führen«, bemerkte Dupont trocken.

»Dann ist es das, was wir ihm sagen werden, und wir versprechen ihm, dass jede von ihnen seine Konkubine sein wird.«

Doch als Pohlmann und Dupont den von Bäumen beschatteten Platz oberhalb des Flusses Juah erreichte, wo der Maharadscha von Gwalior die Nachricht vom Sieg seiner Armee erwartete, gab es keine Anzeichen auf seine fürstlichen Zelte. Sie waren abgebrochen, zusammen mit den gestreiften Zelten des Radschas von Berar. Nur die Kochzelte waren geblieben, und selbst sie wurden jetzt abgebrochen und in Dutzende Ochsenkarren verladen. All die Elefanten waren verschwunden, die Pferde der königlichen Leibwächter waren fort, die Konkubinen waren verschwunden, die beiden Prinzen waren nicht mehr da.

Der einzige Elefant, der geblieben war, gehörte Surjee Rao, und dieser Minister hatte es sich auf seinem Sitz auf dem Rücken seines Elefanten bequem gemacht, ließ sich von einem Diener Luft zufächeln und blickte wohlwollend auf die beiden schwitzenden, rotgesichtigen Europäer hinab.

»Seine Majestät hat es für sicherer gehalten, sich westwärts zurückzuziehen«, erklärte er leichthin, »und der Radscha von Berar stimmte mit ihm überein.«

»Sie haben – was?«, schnarrte Pohlmann.

»Die Omen«, sagte Surjee Rao vage und schwenkte eine mit Juwelen geschmückte Hand, um anzuzeigen, dass die Feinheiten solch übernatürlicher Botschaften über Pohlmanns Begriffsvermögen hinausgingen.

»Die verdammten Omen sind blendend«, beteuerte Pohlmann eindringlich. »Wir haben die Scheißer bei den Eiern gepackt! Welche weiteren Omen wollt ihr denn noch?«

Surjee Rao lächelte. »Seine Majestät hat volles Vertrauen in Ihre Fähigkeiten, Colonel.«

»Um was zu tun?«, wollte der Hannoveraner wissen.

»Was auch immer nötig ist«, sagte Surjee Rao und lächelte abermals. »Wir werden in Borkardan auf die Nachricht Ihres Triumphs warten, Colonel, und begierig darauf warten, die Banner unserer Feinde am Fuß des Throns Seiner Majestät angehäuft zu sehen.« Und nach diesen Worten schnippte er mit den Fingern, und der Elefantenführer spornte den Elefanten an, der westwärts davonstampfte.

»Bastarde«, sagte Pohlmann zu Dupont, laut genug, dass der Minister es noch hören konnte. »Gelb gestreifte Bastarde. Feiglinge!«

Nicht, dass ihm die Abwesenheit Sindhias und des Radschas von Berar bei der Schlacht etwas ausmachte, doch das traf nicht auf seine Männer zu, die – wie alle Soldaten – besser kämpften, wenn ihre Herren zuschauten, und so ärgerte sich Pohlmann für seine Männer. Doch sie würden trotzdem gut kämpfen, tröstete er sich, als er nach Süden zurückritt. Stolz würde dafür sorgen und Vertrauen und die Aussicht auf Beute.

Und Surjee Raos letzte Worte, sagte sich Pohlmann, waren mehr als genug gewesen, um ihm die Genehmigung zu geben, den Kaitna zu durchqueren. Man hatte ihm befohlen, zu tun, was nötig war, und Pohlmann nahm an, dass ihm das freie Hand gab. So würde er Sindhia einen Sieg schenken, auch wenn der feige Bastard ihn nicht verdiente.

Pohlmann und Dupont ritten im Galopp zurück zur linken Flanke der Linie, wo sie sahen, dass Major Dodd seine Männer aus den Schatten der Bäume und in ihre Reihen befohlen hatte. Der Anblick ließ darauf schließen, dass sich der Feind dem Kaitna näherte.

Pohlmann trieb sein Pferd zum gestreckten Galopp und hielt mit einer Hand seinen übertrieben gefiederten Hut fest, damit der Reitwind ihn ihm nicht vom Kopf riss. Er zügelte kurz vor Dodds Regiment das Pferd und starrte über die Köpfe der Männer hinweg zum Fluss.

Der Feind war gekommen, doch dieser Feind war nur eine lange Linie Kavalleristen mit zwei kleinen Geschützen, die

von Pferden gezogen wurden. Es war natürlich eine taktische Abschirmung. Ein Schirm von britischen und indischen Reitern, der verhindern sollte, dass seine eigenen Patrouillen entdeckten, was auf dem verborgenen Terrain dahinter geschah.

»Irgendein Anzeichen auf ihre Infanterie?«, rief er Dodd zu.

»Keines, Sir.«

»Die Scheißkerle hauen ab!«, frohlockte Pohlmann. »Deshalb haben sie sich abgeschirmt, diese Bastarde!«

Plötzlich bemerkte er Simone Joubert und nahm hastig seinen gefiederten Hut ab. »Ich entschuldige mich wegen meiner Ausdrucksweise, Madame.« Er setzte seinen Hut wieder auf und zog sein Pferd herum. »Geschütze bereit machen!«, rief er.

»Was passiert?«, fragte Simone besorgt.

»Wir durchqueren den Fluss«, sagte ihr Mann ruhig, »und du musst nach Assaye zurückkehren.«

Simone wusste, dass sie etwas Liebevolles zu ihm sagen musste, denn das wurde in einem solchen Moment von einer Ehefrau erwartet. »Ich werde für dich beten!«, sagte sie zaghaft.

»Kehr zurück nach Assaye«, sagte ihr Mann wieder, und ihm wurde klar, dass sie ihm keine Liebe gegeben hatte, »und bleib dort, bis alles vorüber ist.«

Es würde nicht lange dauern. Die Geschütze mussten aufgeprotzt werden, doch die Infanterie war bereit zu marschieren, und die Kavallerie war begierig darauf, mit der Verfolgung zu beginnen. Die Existenz der britischen Kavallerieabschirmung ließ darauf schließen, dass Wellesley sich zurückziehen würde. So brauchte Pohlmann nur noch den Fluss zu durchqueren und dann den Feind zu vernichten.

Dodd zog seinen Säbel mit dem Elefantengriff, betastete die frisch geschärfte Klinge und wartete auf die Befehle, das Schlachten zu beginnen.

Die Marathen-Kavallerie verfolgte Wellesleys Trupp von dem Moment an, an dem sie sah, dass sich der General von seinem Beobachtungsposten oberhalb des Flusses zurückzog. »Wir müssen uns um uns kümmern, Gentlemen!«, hatte Wellesley gerufen und Diomed angetrieben.

Die anderen Reiter passten sich seinem Tempo an, aber Sharpe, auf seinem kleinen erbeuteten Marathen-Pferd, konnte nicht mithalten. Er hatte sich übereilt in den Sattel geschwungen und in seiner Hast den rechten Fuß nicht richtig in den Steigbügel geschoben, sodass das Angaloppieren des Pferdes alles nur noch schlimmer machte. Doch er wagte nicht, das Tier zu zügeln, denn er konnte die Rufe des Feindes und das Trommeln ihres Hufschlags nicht weit entfernt hören.

Für einen Moment geriet er in Panik. Der Hufschlag der Verfolger wurde lauter, und er konnte sehen, dass der Vorsprung seiner Gefährten immer größer wurde. Sein Pferd schnaufte sehr und versuchte, sich seinem verzweifelten Antreiben zu widersetzen, sodass er befürchtete, aus dem Sattel zu fallen. So klammerte er sich an den Sattelknauf, und sein rechter Fuß war immer noch nicht im Steigbügel.

Sevajee, der rechts vor ihm galoppierte, sah seine missliche Lage und ließ sich zu ihm zurückfallen. »Sie sind kein Ass im Reiten, Sergeant.«

»Das war ich verdammt noch nie, Sir. Ich hasse diese Viecher.«

»Ein Krieger und sein Pferd, Sergeant, sind wie ein Mann und eine Frau«, sagte Sevajee, neigte sich herüber und schob den Steigbügel über Sharpes Stiefel. Das tat er, ohne das Tempo seines eigenen Pferdes zu drosseln. Dann schlug er Sharpes kleiner Stute auf die Kruppe, und sie preschte los wie eine Rakete des Feindes und warf Sharpe fast rücklings ab.

Sharpe klammerte sich an den Sattelknauf, während seine Muskete, die an ihrem Riemen über der linken Schulter hing,

gegen seinen Oberschenkel schlug. Sein Tschako verrutschte und flog ihm vom Kopf, und er hatte keine Zeit, um ihn zu retten. Dann schmetterte zu seiner Rechten eine Trompete, und er sah einen Strom von britischen Kavalleristen losreiten, um die Verfolger abzufangen. Weitere Kavalleristen spornten ihre Pferde von Naulniah nordwärts, und als Wellesley sie passierte, drängte er sie, zum Kaitna zu reiten.

»Danke, Sir«, sagte Sharpe zu Sevajee.

»Sie sollten das Reiten lernen.«

»Ich werde ein Fußsoldat bleiben. Sir. Das ist sicherer. Ich mag nicht auf Tieren mit Hufen und Zähnen sitzen.«

Sevajee lachte.

Inzwischen war Wellesley langsamer geworden und tätschelte den Hals seines Pferdes, doch die kurze Flucht vor den Verfolgern hatte seine Stimmung nur noch mehr gebessert. Er parierte Diomed und zog ihn herum, um zu beobachten, wie die Marathen-Kavallerie von den Briten in die Flucht geschlagen wurde.

»Ein gutes Omen!«, sagte er glücklich.

»Wofür, Sir?«, fragte Sevajee.

Wellesley entging der skeptische Tonfall nicht. »Sie meinen, wir sollten die Schlacht nicht wagen?«

Sevajee zuckte mit den Schultern, suchte nach Worten, um dem General taktvoll klarzumachen, dass er anderer Meinung war. »Das Schlachtglück ist nicht immer auf der Seite der größten Armee, Sir.«

»Nicht immer«, sagte Wellesley, »aber für gewöhnlich, ja? Sie finden mich zu ungestüm?«

Sevajee wollte sich nicht festlegen und zuckte nur mit den Schultern.

»Wir werden sehen, wir werden sehen«, sagte der General. »Ihre Armee sieht fein aus, das muss ich sagen, aber wenn wir die regulären *compoo*s zerschlagen, werden die anderen die Flucht ergreifen.«

»Ich hoffe es, Sir.«

»Verlassen Sie sich darauf«, sagte Wellesley und gab seinem Pferd die Sporen.

Sharpe blickte zu Sevajee. »Sind wir verrückt zu kämpfen, Sir?«

»Ziemlich verrückt«, sagte Sevajee, »vielleicht völlig verrückt. Aber vielleicht haben wir keine Wahl.«

»Keine Wahl?«

»Wir haben grobe Fehler gemacht, Sergeant. Wir sind zu weit marschiert und dem Feind zu nahe gekommen. Also greifen wir ihn entweder an oder ergreifen die Flucht, und in beiden Fällen müssen wir kämpfen. Indem wir angreifen, machen wir den Kampf nur kürzer.« Er drehte sich im Sattel um und wies auf den jetzt nicht sichtbaren Kaitna. »Wissen Sie, was jenseits dieses Flusses ist?«

»Nein, Sir.«

»Noch ein Fluss, Sharpe, und sie treffen sich nur ein paar Meilen flussabwärts«, er wies nach Osten, wo die Flüsse zusammenflossen, »und wenn wir diese Furt durchqueren, werden wir uns auf einer Landzunge befinden, und der einzige Ausweg ist vorwärts, durch hunderttausend Marathen. Tod auf einer Seite und Wasser auf der anderen.« Sevajee lachte. »Zeit der groben Schnitzer, Sergeant!«

Doch auch wenn Wellesley einen groben Fehler gemacht hatte, war er immer noch in Hochstimmung. Wieder in Naulniah, ließ er Diomed den Sattel abnehmen und ihn striegeln, dann gab er Befehle. Die Bagage der Armee würde in Naulniah bleiben, in den Gassen des Dorfes, die verbarrikadiert wurden, sodass keine marodierende Marathen-Kavallerie die Wagen plündern konnten, die vom kleinsten Bataillon der Sepoys bewacht wurden. McCandless hörte, wie der Befehl erteilt wurde, verstand auch, dass er notwendig war, doch stöhnte laut, als ihm klar wurde, dass fast fünfhundert Infanteristen von der angreifenden Armee abgezogen wurden.

Die Kavallerie, die in Naulniah blieb, erhielt den Befehl, ihre Pferde zu satteln, zum Kaitna zu reiten und dort einen

Schirm am südlichen Ufer zu bilden, während die müde Infanterie, die den ganzen Morgen marschiert war, jetzt in den Zelten geweckt wurde und antreten musste.

»Ohne Gepäck!«, riefen die Sergeants. »Nur Muskete und Patronentasche. Kein Gepäck! Auf zu einer Sonntagsschlacht, Jungs! Spart euch eure verdammten Gebete, und beeilt euch! Los, Johnny, Stiefel an, Junge! Da wartet eine Horde Heiden darauf, gekillt zu werden. Schneidig, jetzt! Wacht auf, ihr Lahmärsche! Auf die Füße!«

Die Feldwache des Tages, zusammengestellt aus je einer Halbkompanie von allen sieben Bataillonen der Armee, marschierte als Vorhut. Sie platschten durch den kleinen Fluss nördlich von Naulniah und wurden auf dem anderen Ufer von einem der Adjutanten des Generals erwartet, der sie auf den Weg einwies, der nach Peepulgaon führte.

Der Vorhut folgte das 74. Regiment des Königs, ein Highlander-Regiment dessen Soldaten jedoch statt Federmütze und Kilt schwarze Zylinderhüte und Leinenhosen trugen. Es wurde begleitet von seinem Artilleriebataillon, während sich dahinter das zweite Bataillon des 12. Madras-Regiments, das erste Bataillon des 4. Madras-Regiments, die ersten Bataillone des 8. und 10. Madras-Regiments und schließlich die Highlander des 78. Regiments des Königs anschlossen.

Sechs Bataillone durchquerten den Fluss und folgten dem Weg festgetretener Erde zwischen Hirsefeldern unter der heißen indischen Sonne. Kein Feind war sichtbar, als sie marschierten, obwohl Gerüchte besagten, dass die ganze Marathen-Armee nahe war.

Gegen ein Uhr feuerten zwei Geschütze. Das Donnern klang flach und hart und hallte über das hitzeflimmernde Land, doch die Infanterie konnte nichts sehen. Das Geräusch kam von ihrer Linken, und die Bataillonsoffiziere sagten, es sei Kavallerie irgendwo dort draußen, und das bedeutete zweifel los, dass die leichten Geschütze der Kavallerie eingesetzt worden waren oder der Feind Kanonen

gegenüber der britischen Kavallerie eingesetzt hatte, doch es klang nicht unheilvoll, denn nach den beiden Schüssen herrschte Stille.

McCandless, dessen Nerven angespannt waren, galoppierte auf Äolus ein paar Yards westwärts, als wolle er eine Erklärung für die beiden Schüsse finden, doch dann entschied er sich anders und lenkte sein Pferd auf die Straße zurück.

Einen Augenblick später donnerte weiteres Kanonenfeuer, doch der Beschuss hatte nichts Bedrohliches, denn die fernen Schüsse klangen monoton, flach und sporadisch. Wenn sich die Schlacht zu einem Höhepunkt ausweitete, wären sie hart und schnell gefallen, aber diese Schüsse klangen fast lustlos, als übten die Kanoniere nur für ein Schützenfest an einem müßigen Sommertag.

»Ihre Geschütze oder unsere?«, fragte Sharpe McCandless.

»Unsere, nehme ich an«, sagte der Schotte. »Kavalleriegeschütze halten die feindlichen Pferde auf Trab.« Er parierte Äolus und lenkte den Wallach aus dem Weg von sechzig Sepoy-Pionieren, die mit Äxten und Schaufeln auf den Schultern in Doppelreihe am linken Straßenrand marschierten. Die Aufgabe der Pioniere war es sicherzustellen, dass die Ufer des Kaitna nicht zu steil für die von den Ochsen gezogene Artillerie waren.

Wellesley ritt mit einigen seiner Adjutanten hinter den Pionieren zur Spitze der Kolonne. McCandless schloss sich dem Trupp des Generals an, und Sharpe trieb sein Pferd neben Daniel Fletcher her, der auf einer großen rotbraunen Stute ritt und den ungesattelten Diomed am langen Zügel mitführte.

»Er wird ihn haben wollen, wenn sein Brauner müde ist«, sagte Fletcher zu Sharpe und nickte zu Wellesley, der jetzt einen kastanienbraunen Hengst ritt. »Und die Stute ist für den Fall da, dass beide Pferde erschossen werden«, fügte er hinzu und klopfte auf die Kruppe seines Pferdes.

»Und was machst du?«, fragte Sharpe den Dragoner.

»Ich bleibe nur in der Nähe, bis er die Pferde wechseln will, und ich verhindere, dass er durstig wird«, erklärte Fletcher. Er hatte nicht weniger als fünf Feldflaschen mit Wasser umgehängt, und an seinem Koppel hing ein schwerer Säbel in einer Metallscheide. Es war das erste Mal, dass Sharpe die Ordonnanz eine Waffe tragen sah.

»Das ist ein übles Ding«, sagte Fletcher, als er Sharpes Blick auf die Waffe bemerkte, »eine gute Klinge, ideal zum Scheibenschneiden.«

»Hast du sie schon jemals benutzt?«, fragte Sharpe.

»Gegen Dhoondiah«, antwortete Fletcher.

Dhoondiah war ein Banditenführer gewesen, dessen Raubzüge in Maisur Wellesley schließlich veranlasst hatten, ihn mit Kavallerie zu verfolgen. Der folgende Kampf war von den Briten im Nu gewonnen worden.

»Und ich habe vor einer Woche eine Ziege für das Abendessen des Generals getötet«, fuhr Fletcher fort und zog die breite, stark gekrümmte Klinge. »Ich glaube, das arme Vieh ist vor lauter Schreck gestorben, als es die Klinge sah. Hab seinen Kopf sauber abgehackt. Sieh dir das an, Sergeant.« Er reichte Sharpe den Säbel. »Siehst du, was da steht, gerade oberhalb des Griffs?«

Sharpe hielt die Klinge in den Sonnenschein. »Versagt garantiert niemals«, entzifferte er. Er grinste, denn die Prahlerei schien seltsam fehl am Platz für ein Ding zu sein, das dem Töten oder Verstümmeln diente.

»Aus Sheffield«, sagte Fletcher und nahm den Säbel zurück, »versagt garantiert niemals! Schneidet wirklich prima. Man kann einen Mann in zwei Hälften schneiden, wenn man ihn richtig streichelt.«

Sharpe grinste. »Ich werde bei einer Muskete bleiben.«

»Nicht zu Pferde, Sergeant. Eine Muskete taugt nicht zu Pferde. Da braucht man eine Klinge.«

»Ich habe nie gelernt, eine zu benutzen«, bekannte Sharpe.

»Das ist nicht schwierig«, sagte Fletcher mit der Geringschätzung eines Mannes, der eine schwierige Sache gemeistert hatte. »Halte den Arm gerade, und benutze die Spitze, wenn du gegen Kavallerie kämpfst. Denn wenn du den Ellbogen beugst, werden die Bastarde dir das Handgelenk abschlagen. Und hacke auf Infanterie wie ein Schnitter, denn es gibt nichts, womit sie dich fertig machen können, wenn sie erst auf der Flucht sind. Nicht, dass du irgendeine Art Säbel vom Rücken dieses Gauls benutzen könntest.« Er nickte zu Sharpes kleinem eingeborenen Pferd. »Er ist mehr wie ein übergroßer Hund. Apportiert er?«

Die Straße erreichte den höchsten Punkt zwischen den beiden Flüssen, und Fletcher, auf der Stute des Generals, erhaschte einen ersten Blick auf die feindliche Armee am fernen Nordufer des Kaitna. Er stieß einen leisen Pfiff aus. »Das sind ja ungeheuer viele Scheißer! Muss fast eine Million sein!«

»Wir werden ihre Flanke zurückdrängen«, wiederholte Sharpe, was er den General hatte sagen hören. Soweit Sharpe es verstand, war der Plan, den Fluss durch die Furt zu durchqueren und dann die linke Flanke der wartenden Infanterie anzugreifen. Der Plan machte für Sharpe Sinn, denn die feindliche Linie war nach Süden ausgerichtet, und wenn die Briten von Osten kamen, würden sie die *compoo*s in Verwirrung stürzen.

»Eine Unmenge Scheißer!«, stieß Fletcher wieder erstaunt hervor, und dann fiel die Straße wieder ab, und der Feind verschwand aus der Sicht. Der Dragoner schob seinen Säbel in die Scheide. »Aber er ist zuversichtlich«, sagte er und nickte zu Wellesley hin. Der General hatte einen Säbel dabei, jedoch keine andere Waffe, nicht einmal eine Pistole.

»Er war immer zuversichtlich«, sagte Sharpe. »Gelassen, wenn du so willst.«

»Er ist ein guter Mann«, sagte Fletcher loyal. »Ein richtiger Offizier. Er ist natürlich nicht freundlich, aber stets fair.«

Er gab seiner Stute die Sporen, denn Wellesley und seine Adjutanten galoppierten voraus in das Dorf Peepulgaon, wo die Bewohner die Ausländer in ihren roten Uniformröcken und schwarzen Zweispitzen offenen Mundes anstarrten. Wellesley scheuchte Hühner auf, als er über die staubige Dorfstraße preschte, die zu einem gefährlichen Steilufer des halb ausgetrockneten Kaitna abfiel. Die Pioniere trafen einen Augenblick später ein und begannen, den steilen Abhang zu glätten. Am anderen Ufer des Flusses konnte Sharpe sehen, dass sich die Straße zu den Bäumen hinaufwand, die das Dorf Waroor halb verdeckten.

Der General hat recht, dachte Sharpe, da muss eine Furt sein, denn warum sonst ist die Straße auf beiden Ufern zu sehen? Doch ob die Furt seicht genug zum Durchqueren der Armee war, wusste noch niemand.

Wellesley verharrte auf seinem Pferd auf dem Steilufer und trommelte mit den Fingern seiner rechten Hand auf seinen Oberschenkel. Es war das einzige Anzeichen auf seine Nervenanspannung. Er starrte über den Fluss hinweg und dachte nach.

Kein Feind war in Sicht. Die Marathen-Linie war jetzt etwa zwei Meilen im Westen, was bedeutete, dass sich Sindhias Armee zwischen ihm und Stevenson befand. Wellesley verzog das Gesicht, als ihm klar wurde, dass er bereits sein erstes Prinzip beim Kampf dieser Schlacht aufgegeben hatte, das die Sicherung seiner linken Flanke war, sodass Stevenson zu ihm stoßen konnte. Zweifellos würde Stevenson herbeieilen, wenn er die Kanonaden der Geschütze hören würde, doch dann würde sich der ältere Offizier am Kampf beteiligen müssen, so gut er konnte. Wellesley bedauerte jedoch nicht, dass er Stevenson vor solche Schwierigkeiten stellte. Denn die Chance, die Flanke des Feindes zurückzudrängen und zu drehen, war ein Himmelsgeschenk. Das hieß, wenn der Fluss passierbar war.

Der Pionier-Captain führte ein Dutzend Sepoys hinab zum Fluss.

»Ich will nur das gegenüberliegende Ufer sehen, Sir!«, rief der Captain zum General hinauf und riss Wellesley aus seinen Gedanken.

»Kommen Sie zurück!«, rief Wellesley ärgerlich. »Zurück!«

Der Captain hatte fast das Wasser erreicht. Jetzt drehte er sich um und starrte verwirrt zu Wellesley. »Wir müssen die Straße ebnen, Sir!«, rief er und wies zu den Bäumen auf dem Nordufer des Kaitna, die den Blick abschirmten, wo die Straße steil anstieg. »Zu steil für Geschütze, Sir.«

»Kommen Sie zurück!«, rief Wellesley von Neuem, dann wartete er, als das Dutzend Männer wieder aufs südliche Ufer kam. »Der Feind kann den Fluss sehen, Captain«, erklärte der General, »und ich will nicht, dass er uns jetzt schon sieht. Er soll unsere Absichten nicht erkennen, also warten Sie, bis die erste Infanterie den Fluss durchfurtet, und beginnen dann mit Ihrer Arbeit.«

Der Feind hatte die Pioniere jedoch bereits gesehen. Das Dutzend Männer war nur ein paar Sekunden im Flussbett zu sehen gewesen, doch jemand in der Marathen-Schützenlinie war hellwach, und plötzlich gischtete das Wasser des Flusses auf, und fast gleichzeitig donnerte ein schweres Geschütz.

»Guter Schuss«, sagte McCandless ruhig, als sich die hohe Fontäne senkte und nur noch ein Wirbel im braunen Wasser des Flusses zu sehen war. Die Schussweite musste fast zwei Meilen sein, doch die Marathen hatten in Sekunden ein Geschütz gedreht, ausgerichtet und abgefeuert, und ihr Zielen war fast perfekt gewesen.

Ein zweites Geschütz feuerte, und seine schwere Kanonenkugel schlug eine Furche in den getrockneten Schlamm neben dem Fluss, hüpfte das Steilufer hinauf und riss Eimerladungen trockner Erde aus der Böschung.

»Achtzehnpfünder«, schätzte McCandless laut und dachte an die beiden schweren Belagerungsgeschütze, die er bei Dodds Männern gesehen hatte.

»Verdammt«, stieß Wellesley hervor. »Hat aber keinen wahren Schaden angerichtet.«

Die ersten der Infanteristen marschierten jetzt über Peepulgaons steile Straße. Lieutenant Colonel Orrock führt die Vorhut, und hinter ihr konnte Sharpe die Grenadierkompanie des 74. Regiments sehen. Die schottischen Trommler schlugen den Marschrhythmus, und der Klang der Trommelwirbel brachte Sharpes Blut in Wallung. Der Klang kündigte die Schlacht an. Es war fast wie ein Traum, doch an diesem Sonntagnachmittag würde es eine Schlacht geben, und zwar eine blutige.

»Tag, Orrock«, sagte Wellesley und gab seinem Pferd die Sporen, um der Infanterievorhut entgegenzureiten. »Geradewegs durch, denke ich.«

»Ist die Furt ausgelotet?«, fragte Colonel Orrock, ein schwermütiger und nervös wirkender Mann, angespannt.

»Unsere Aufgabe, nehme ich an«, sagte Wellesley heiter. »Gentlemen?« Diese letzte Einladung galt seinen Adjutanten und Ordonnanzen. »Sollen wir anfangen?«

»Kommen Sie, Sharpe«, sagte McCandless.

»Sie können nach uns durchfurten, Captain!«, rief Wellesley dem eifrigen Pionier-Captain zu, dann trieb er seinen großen kastanienbraunen Hengst den Hang hinab und trabte auf den Fluss zu. Daniel Fletcher folgte dichtauf mit Diomed am langen Zügel. All die Adjutanten, McCandless und Sevajee und Sharpe ritten dahinter. Vierzig Reiter würden die ersten Briten sein, die den Kaitna durchquerten, und an der Spitze würde der General reiten.

Sharpe beobachtete, wie Wellesleys Hengst in den Fluss trabte. Er wollte sehen, wie tief das Wasser war, und er war entschlossen, den General auf dem ganzen Weg hindurch zu beobachten, doch plötzlich zerriss das Donnern eines Achtzehnpfünder-Geschützes die Stille.

Sharpe sah flussaufwärts ein Rauchwölkchen am Horizont, dann hörte er ein Pferd schrill wiehern. Er blickte zurück und sah Daniels Fletchers Pferd am Rand des Wassers auf die

Hinterhand steigen. Fletcher war noch im Sattel, doch die Ordonnanz hatte keinen Kopf mehr, nur Blut schoss aus seinem Rumpf. Diomeds Zügel befand sich noch in der Hand des toten Mannes, und irgendwie wollte die Leiche nicht aus dem Sattel der Stute fallen, und sie wieherte voller Furcht, als das Blut ihres Reiters auf sie spritzte.

Ein zweites Geschütz donnerte, doch der Schuss lag diesmal höher. Die Kugel flog über die Köpfe der Männer hinweg und krachte in die Bäume auf dem Südufer. Eine dritte Kanonenkugel klatschte ins Wasser, und es spritzte auf und durchnässte McCandless.

Fletchers Stute sprang flussaufwärts, prallte jedoch gegen einen gefällten Baumstamm und blieb zitternd stehen, und immer noch hing die enthauptete Leiche im Sattel und hielt Diomeds Zügel in der toten Hand. Die linke Flanke des grauen Pferdes war von Fletchers Blut bedeckt. Der Soldat hing jetzt schräg im Sattel, und aus dem kopflosen Rumpf tropfte Blut in den Fluss.

Für Sharpe schien die Zeit stillzustehen. Es wurde ihm bewusst, dass jemand etwas rief, sah das Blut aus dem Kragen des Dragoners ins Wasser tropfen, nahm wahr, dass sein kleines Pferd zitterte, doch bei dem plötzlichen Ausbruch von Gewalt und dem entsetzlichen Anblick war er wie gelähmt. Ein anderes Geschütz feuerte, diesmal ein kleineres Kaliber, und die Kugel schlug etwa hundert Yards flussaufwärts ein, prallte einmal ab und verschwand dann in weißer Gischt.

»Sharpe!«, schrie jemand. Reiter schwenkten in der Furt ab und griffen nach den Zügeln des toten Mannes. »Sharpe!«

Es war Wellesley, der rief. Der General war in der Mitte des Flusses, wo das Wasser nicht mal bis zu seinen Steigbügeln reichte, also konnte der Fluss durchquert werden, und der Feind konnte jetzt nicht überraschend angreifen. »Übernehmen Sie für die Ordonnanz, Sharpe!«, rief Wellesley. »Beeilung, Mann!«

Niemand sonst war als Ersatz für Fletcher da, sofern keiner von Wellesleys Adjutanten dessen Pflichten übernahm, und Sharpe war am nächsten.

»Los, Sharpe!«, sagte McCandless. »Beeilen Sie sich, Mann!«

Captain Campbell hatte Fletchers Stute gesichert.

»Reiten Sie sie, Sharpe!«, rief der Captain. »Ihr kleiner Gaul hält nicht mit uns mit. Lassen Sie ihn einfach laufen! Geben Sie ihn auf!«

Sharpe stieg aus dem Sattel und lief zu der Stute.

Campbell versuchte, Fletchers blutbesudelte Leiche aus dem Sattel zu ziehen, doch die Füße des Soldaten waren in den Steigbügeln verfangen. Sharpe gelang es, den linken Fuß der Leiche aus dem Steigbügel zu ziehen, dann kippte der Tote aus dem Sattel.

Sharpe sprang zurück, als die blutigen Reste des Halses, Sehnen und Fleisch und Gewebeteile an seinem Gesicht vorbei zu Boden stürzten. Die Leiche fiel an den Rand des Wassers, und Sharpe trat darüber hinweg, um sich in den Sattel der Stute des Generals zu schwingen.

»Nehmen Sie die Feldflaschen des Generals«, befahl Campbell, und das Donnern eines Geschützes übertönte seine Worte. »Die Feldflaschen, Mann, schnell!«, drängte Campbell, doch Sharpe hatte Mühe, die Wasserflaschen von Fletcher loszubinden. Er wälzte die Leiche herum, und ein Blutschwall schoss aus dem Rumpf und färbte das seichte Wasser. Er zerrte am Koppelschloss, öffnete es und zog das Koppel mitsamt seinen Taschen, den Feldflaschen und dem schweren Säbel herab. Er schlang das Koppel über sein eigenes, schloss es und stieg in den Sattel der Stute.

Campbell hielt ihm Diomeds Zügel hin.

Sharpe nahm ihn. »Tut mir leid«, entschuldigte er sich, weil er den Adjutanten hatte warten lassen.

»Bleiben Sie nahe beim General«, befahl Campbell. Dann neigte er sich zu Sharpe und tätschelte seinen Arm. »Bleiben Sie nahe, seien Sie wachsam, und genießen Sie

den Tag, Sergeant«, sagte er grinsend. »Sieht aus, als hätten wir einen lebhaften Nachmittag!«

»Danke, Sir«, sagte Sharpe.

Die ersten Infanteristen waren jetzt in der Furt, und Sharpe zog die Stute herum, trieb sie mit den Hacken an und zog Diomed durch das Wasser. Campbell gab seinem Pferd die Sporen, um Wellesley einzuholen, und Sharpe trieb die Stute zum Galopp und wurde fast abgeworfen, als sie ins Flussbett rannte, doch irgendwie gelang es ihm, sich an der Mähne festzuklammern, als sie sich fing.

Eine Kanonenkugel ließ Gischt zu seiner Linken aufsprühen und bespritzte ihn mit Wasser. Die Muskete war am Riemen von seiner Schulter gerutscht und baumelte von seiner Armbeuge, und er konnte nicht gleichzeitig die Waffe und Diomeds Zügel halten. So ließ er die Muskete in den Fluss fallen und rückte dann den Säbel und die schweren Wasserflaschen zurecht. Verdammt, dachte er, jetzt habe ich schon einen Tschako, ein Pferd und eine Waffe verloren!

Die Pioniere hackten an der nördlichen Uferböschung, um den Hang zu ebnen und abzuflachen, doch die ersten Kavalleriegeschütze, diejenigen, welche die Vorhut begleiteten, waren bereits im Kaitna. Die Geschütze wurden von Pferden gezogen, und Artilleristen schrien den Pionieren zu, Platz zu machen.

Die Pioniere sprangen zur Seite, und die Pferde kamen aus dem Fluss. Wasser strömte von den Rädern des ersten Geschützes. Eine Peitsche knallte über den Köpfen des ersten Gespanns, und es galoppierte die andere Uferböschung hinauf. Geschütz und Protze hüpfen wild hinter den Pferden. Ein Kanonier wurde von der Protze abgeworfen, doch er rappelte sich auf und rannte hinter der Kanone her.

Sharpe trieb sein Pferd die Uferböschung hinauf, als das zweite Geschütz sicher an ihm vorbei war, und plötzlich war er auf ebenem Terrain, geschützt vor der Kanonade des Feindes durch das ansteigende Gelände zu seiner Linken.

Aber wo, zur Hölle, war Wellesley? Er konnte niemanden auf dem erhöhten Terrain sehen, das zum Feind führte, und die einzigen Männer auf der Straße vor ihm waren die führenden Kompanien der Vorhut, die weiterhin nordwärts marschierten.

Ein klatschendes Geräusch kam vom Fluss hinter ihm, und er drehte sich im Sattel und sah, dass eine Kanonenkugel durch eine Reihe Infanteristen geschlagen war. Eine Leiche schwamm flussabwärts in Strudeln von Blut, dann schrien die Sergeants, die Reihen zu schließen, und die Infanterie marschierte weiter.

Aber wohin, zum Teufel, sollte Sharpe reiten?

Zu seiner Rechten war das Dorf Waroor, halb verborgen hinter Bäumen, und für einen Augenblick dachte Sharpe, der General müsse dorthin geritten sein, doch dann sah er Lieutenant Colonel Orrock nach links auf den höheren Grund reiten und nahm an, der Colonel folge Wellesley, also lenkte er die Stute in diese Richtung.

Das Terrain stieg durch Stoppelfelder, getupft durch einige Bäume, zu seiner sanften Anhöhe an. Colonel Orrock war als Einziger zu sehen. Er trieb sein Pferd den Hang hinauf und hob sich vor dem Horizont ab.

Sharpe folgte ihm. Er hörte das Donnern der feindlichen Kanonen und nahm an, sie bombardierten immer noch die Furt, die es angeblich nicht geben sollte, doch als er die Stute die Anhöhe hinauftrieb, ließ der Geschützdonner nach, und schließlich hörte er nur noch den Hufschlag, das Klirren der metallenen Säbelscheide gegen seinen Stiefel und das dumpfe schottische Trommeln hinter sich.

Orrock hatte sich auf der Anhöhe nördlich gewandt, und Sharpe, der ihm folgte, sah den General und seine Adjutanten unter einer Baumgruppe, wo sie durch ihre Fernrohre nach Westen spähten. Er gesellte sich zu ihnen in den Schatten und fühlte sich in so ranghoher Gesellschaft ohne McCandless unbehaglich, doch Campbell drehte sich im Sattel um und grinste.

»Gut gemacht, Sergeant. Immer noch bei uns, wie?«

»Ich bin zum Glück drangeblieben«, sagte Sharpe und rückte die Feldflaschen zurecht, die am Koppel zusammengerutscht waren.

»O Gott«, stieß Orrock einen Augenblick später hervor. Er spähte durch sein Fernrohr, und was er sah, ließ ihn den Kopf schütteln, bevor er von Neuem hindurchschaute. »Du liebe Zeit«, sagte er.

Sharpe stellte sich in den Steigbügeln auf, um zu sehen, was den Colonel der East India Company so erregte.

Der Feind marschierte neu auf. Wellesley hatte die Furt durchquert, um seine kleine Armee an die linke Flanke des Feindes zu bringen, doch der Marathen-Kommandeur hatte seine Absicht erkannt und wollte ihm jetzt den Vorteil nehmen. Die feindliche Linie marschierte zur Peepulgaon-Furt, schwenkt dann nach links, um sich zu einer neuen Verteidigungslinie zu formieren, die sich über das Gelände zwischen den beiden Flüssen erstreckte – eine Linie, die geradewegs auf Wellesleys Armee zumarschierte. Anstatt eine offene Flanke zu bekämpfen, würde Wellesley nun gezwungen sein, einen Frontalangriff zu führen.

Die Marathen machten ihr Manöver nicht überhastet. Sie marschierten ruhig und diszipliniert. Die Geschütze, gezogen von Ochsen oder Elefanten, rückten mit ihnen vor. Der Feind war jetzt weniger als eine Meile entfernt, und seine stetige, disziplinierte Truppenverschiebung war offenkundig für die beobachtenden Offiziere.

»Sie erwarten uns, Sir!«, informierte Orrock Wellesley. Er schob sein Fernrohr zusammen und klopfte seinem Pferd auf den Hals. »Und sie manövrieren sehr gut«, fügte er hinzu, als beobachte er das Exerzieren einer Brigade im Hyde Park.

»Sind Ihre Männer durch die Furt durch?«, fragte Wellesley.

»Das sind Sie, Sir, das sind sie«, sagte Orrock. Der Colonel hatte die nervöse Angewohnheit, den Kopf alle paar Sekunden vorzurecken, als sei ihm sein Kragen zu eng. »Und

sie können sich umgruppieren«, fügte er bedeutungsvoll hinzu.

Wellesley ignorierte die Bemerkung. »Stellen Sie sich ihnen eine halbe Meile die Straße hinauf entgegen«, befahl er Orrock, »dann marschieren Sie auf dem erhöhten Grund auf dieser Seite der Straße auf. Ich werde Sie sehen, bevor wir vorrücken.«

Orrock starrte den General an. »Aufmarschieren?«

»Auf dieser Seite der Straße, wenn ich bitten darf, Colonel. Sie werden die rechte Seite unserer Linie bilden und Wallaces Brigade zu Ihrer Linken haben. Lassen Sie uns jetzt beginnen. Wenn Sie so freundlich wären, Colonel?«

Orrocks Kopf stieß vor wie der einer Taube.

»Selbstverständlich«, sagte er nervös. Dann zog er sein Pferd herum und gab ihm die Sporen, um zurück zur Straße zu reiten.

»Barclay?«, wandte sich der General an einen seiner Adjutanten. »Meine Grüße an Colonel Maxwell. Er wird alle Kavallerie der Company und des Königs in Stellung zu Orrocks Rechter bringen. Die Eingeborenen-Kavallerie wird südlich des Flusses bleiben.«

Es war immer noch feindliche Kavallerie südlich des Kaitna, und die Reiter von Britanniens indischen Verbündeten würden auf diesem Ufer bleiben und diese Feinde in Schach halten.

»Dann bleiben Sie bei der Furt«, befahl Wellesley Barclay, »und sagen Sie dem Rest der Infanterie, er soll sich neben Orrock formieren. Zwei Linien, Barclay, und das 78. wird hier die linke Flanke bilden.«

Der General, der auf die ruhige Umgruppierung des Feindes gestarrt hatte, wandte sich wieder an Barclay, der mit einem Bleistift auf einen Zettel notierte.

»Erste Linie von links: Das 78., Dallas’ 10., Corbens 8. und Orrocks Vorhut. Zweite Linie von links: Hills 4., MacLeods 12., dann das 74. Sie sollen sich formieren und auf meine Befehle warten. Haben Sie verstanden? Sie sollen warten.«

Barclay nickte, dann trieb er sein Pferd an und ritt zum Fluss, wären sich der General wieder abwandte, um die Umgruppierung des Feindes zu beobachten.

»Sehr gute Arbeit«, sagte er anerkennend. »Ich bezweifle, dass wir das besser hätten machen können. Meinen Sie, sie bereiten sich darauf vor, den Fluss zu durchqueren und uns anzugreifen?«

Major Blackiston, sein Pionier-Adjutant, nickte. »Es würde erklären, warum sie bereit sind, die Truppe zu verlegen, Sir.«

»Wir werden einfach herausfinden müssen, ob sie so gut kämpfen, wie sie manövrieren«, sagte Wellesley und schob sein Fernrohr zusammen. Dann schickte er Blackiston nach Norden, um das Terrain am Fluss Juah zu erkunden.

»Kommen Sie, Campbell«, sagte Wellesley, als Blackiston fortgeritten war. Zu Sharpes Überraschung ritt der General weiter nach Westen auf den Feind zu statt zurück zu der Furt, die von der Armee durchquert wurde. Campbell folgte ihm, und Sharpe entschied sich ebenfalls dazu.

Die drei Männer ritten in ein Tal, das dicht mit Bäumen und Büschen bewachsen war und danach in offenes Ackerland überging. Sie galoppierten durch ein Feld mit ungeernteter Hirse, dann über Weideland und schwenkten nach Norden auf einen flachen Hügel zu.

»Wären Sie so freundlich, mir eine Feldflasche zu geben, Sergeant?«, rief Wellesley, als sie sich dem Hügelkamm näherten.

Sharpe hieb seine Hacken in die Flanken der Stute, um den General einzuholen, dann nahm er eine Feldflasche ab und hielt sie Wellesley hin, doch dazu musste er die linke Hand vom Zügel nehmen, während er mit der rechten immer noch Diomeds Zügel hielt, und die Stute, vom Zügel befreit, schwenkte vom General ab.

Wellesley holte Sharpe ein und nahm die Feldflasche entgegen.

»Sie sollten Diomeds Zügel an Ihr Koppel binden, Sergeant«, sagte er. »So haben Sie eine Hand frei.«

Man brauchte drei Hände, um Sharpes Job zu erfüllen, doch als sie den Hügelkamm erreichten, hielt der General wieder und verschaffte somit Sharpe die Zeit, Diomeds Zügel an Fletchers Koppel zu befestigen.

Der General starrte zum Feind, der jetzt nur noch eine Viertelmeile entfernt war, nur auf Kanonenschussweite, doch entweder waren die feindlichen Geschütze nicht zum Feuern bereit, oder die Kanoniere hatten den Befehl, keine Kugel für einen Schuss auf nur drei Reiter zu vergeuden.

Sharpe nutzte die Gelegenheit, um zu erkunden, was in Fletchers Provianttasche war. Er fand ein Stück schimmeliges Brot, das beim Sturz von Fletchers Leiche in den Fluss nass geworden war, ein Stück Salzfleisch – Sharpe vermutete, dass es getrocknetes Ziegenfleisch war – und einen Wetzstein. Das veranlasste ihn, den Säbel halb aus der Scheide zu ziehen, um die Klinge zu überprüfen. Sie war geschärft.

»Eine miese kleine Siedlung!«, sagte Wellesley heiter.

»Aye, Sir, so ist es!«, stimmte Campbell begeistert zu.

»Das muss Assaye sein«, bemerkte Wellesley. »Meinen Sie, wir machen das Kaff berühmt?«

»Ich hoffe es, Sir«, sagte Campbell.

»Nicht berüchtigt, hoffe ich«, sagte Wellesley und stieß ein kurzes überspanntes Lachen aus.

Sharpe sah, dass sie beide auf ein Dorf nördlich der neuen Linie des Feindes starrten. Wie jedes Dorf in dieser Gegend Indiens hatte es eine Schutzmauer, die von den Mauern der äußeren Häusern gebildet wurde und die aus getrocknetem Schlamm bestand. Solche Mauern konnten fünf oder sechs Fuß dick sein, und obwohl sie keinem Artilleriebeschuss standhalten konnten, waren sie ein hervorragendes Hindernis für die Infanterie. Feindliche Soldaten standen auf jedem Hausdach, während außerhalb der Mauer eine Ansammlung von Kanonen stand.

»Ein sehr fieses Nest«, sagte der General. »Wir müssen es meiden. Ich sehe, dass Ihre Freunde dort sind, Sharpe!«

»Meine Freunde, Sir?«, fragte Sharpe verwirrt.
»Weißröcke, Sergeant.«
So hatte Dodds Regiment südlich von Assaye Position bezogen. Es war noch links in Pohlmanns Linie, aber jetzt erstreckte sich diese südwärts von der Verteidigungsanlage um das Dorf bis zum Ufer des Kaitna. Die Infanterie war bereits in Stellung, und das letzte der Geschütze wurde jetzt in Position vor der feindlichen Linie gebracht.
Sharpe erinnerte sich an Syud Sevajees grimmige Worte über den Zusammenfluss der beiden Flüsse, und er wusste, dass der einzige Weg aus der Landenge entweder durch die Furt oder sonst geradewegs durch die feindliche Armee bestand.
»Ich sehe, wir werden uns heute unseren Sold verdienen müssen«, sagte der General im Selbstgespräch. »Wie weit vor der Infanterie ist ihre Schützenlinie, Campbell?«
»Etwa hundert Yards, Sir«, schätzte der junge Schotte, nachdem er eine Weile durch sein Fernrohr gespäht hatte.
»Ich meine hundertfünfzig«, sagte Wellesley.
Sharpe beobachtete das Dorf. Ein Weg führte von den östlichen Mauern fort, und eine Reihe von Kavalleristen ritt von den Häusern auf einige Bäume zu.
»Sie wollen uns anscheinend den Geschützen überlassen«, meine Wellesley, »weil sie annehmen, wir werden so mit Kanonenkugeln und Kartätschenfeuer überschüttet, dass ihre Infanterie uns dann den Gnadenstoß versetzen kann. Sie wollen uns eine doppelte Dosis verpassen! Geschütze und Musketen.«
Die Bäume, zwischen denen die Kavallerie verschwunden war, fielen in eine tiefe Rinne ab, die sich von Wellesleys Beobachtungspunkt hinauf auf höheres Terrain wand. Sharpe, der die mit Bäumen bestandene Rinne beobachtete, sah Vögel aus dem Wipfeln aufflattern, als sich die Kavalleristen näherten.
»Reiter, Sir«, warnte Sharpe.
»Wo, Mann, wo?«, wollte Wellesley wissen.

Sharpe wies zu der Rinne. »Da stecken die Bastarde, Sir. Sie kamen gerade aus dem Dorf. Man kann Sie nicht sehen, Sir, aber ich finde, es könnten dort an die hundert Männer versteckt sein.«

Wellesley diskutierte nicht mit Sharpe.

»Sie wollen uns in die Tasche stecken«, sagte er scheinbar belustigt. »Behalten Sie sie im Auge, Sharpe. Ich habe nicht den Wunsch, die Schlacht aus Sindhias luxuriösem Zelt zu beobachten.«

Er blickte wieder zu der feindlichen Linie, wo die letzten der schweren Geschütze in Stellung gebracht wurden. Die letzten beiden waren große Achtzehnpfünder-Belagerungsgeschütze, die den Schaden angerichtet hatten, als die britische Armee die Furt durchquert hatte, und jetzt wurden sie vor Dodds Regiment in Stellung gebracht. Elefanten zogen die Geschütze in Position und wurden dann in das Bagagelager jenseits des Dorfes geführt.

»Wie viele Geschütze schätzen Sie, Campbell?«, fragte der General.

»Zweiundachtzig, Sir, die von Assaye nicht mitgerechnet.«

»Dort sind an die zwanzig, nehme ich an. Wir werden uns wirklich unseren Sold verdienen! Und ihre Linie ist länger, als ich gedacht habe. Wir werden uns ausbreiten müssen.« Er hatte mehr zu sich selbst gesprochen als zu Campbell, doch jetzt blickte er den jungen schottischen Offizier an und sagte: »Haben Sie ihre Infanterie gezählt?«

»Etwa fünfzehntausend in der Linie, Sir?«, vermutete Campbell.

»Und zumindest so viele im Dorf«, sagte Wellesley und schob sein Fernrohr zusammen, »ganz zu schweigen von der Horde Reiter hinter ihnen, aber die werden nur zählen, wenn die Katastrophe über uns hereinbricht. Es sind die fünfzehntausend vor uns, die uns Sorgen machen. Wenn wir die schlagen, besiegen wir sie alle.« Er notierte sich etwas mit einem Bleistift in ein schwarzes Notizbuch. Dann starrte er wieder zu der feindlichen Linie unter ihren leuchtenden

Fahnen. »Sie haben gut manövriert! Eine bemerkenswerte Leistung! Aber kämpfen sie? Das ist der springende Punkt. Ob sie kämpfen?«

»Sir!«, rief Sharpe drängend, denn keine zweihundert Schritte entfernt tauchten die ersten feindlichen Reiter aus der Rinne auf, und ihre *tulwars* und Lanzen glänzten in der Sonne des Nachmittags, während sie auf Wellesley zugaloppierten.

»Zurück auf dem Weg, auf dem wir gekommen sind«, sagte der General, »und zwar ziemlich schnell.«

Dies war das zweite Mal an einem Tag, dass Sharpe von Marathen-Kavallerie verfolgt wurde, doch während er beim ersten Mal im Sattel eines kleinen eingeborenen Pferdes gesessen hatte, saß er jetzt auf einem der Dienstpferde des Generals, und der Unterschied war wie Tag und Nacht.

Die Marathen ritten gestreckten Galopp, doch Wellesley und seine beiden Gefährten brauchten nie mehr als leichten Galopp zu reiten, und trotzdem ließen ihre großen Pferde die Verfolger leicht hinter sich.

Sharpe, der sich an den Sattelknauf der Stute klammerte, blickte nach zwei Minuten zurück und sah, wie die feindlichen Reiter anhielten. Also deshalb sind Offiziere bereit, ein kleines Vermögen für britische und irische Pferde zu zahlen, dachte er.

Die drei Männer ritten in das Tal und an der anderen Seite hinauf, und Sharpe sah, dass die britische Infanterie jetzt von der Straße vorgerückt war, um eine Linie zu bilden und unterhalb der niedrigen Anhöhe anzugreifen, die parallel zur Straße verlief.

Die Ansammlung der Rotröcke wirkte erbärmlich klein im Vergleich zum Feind weniger als eine Meile im Westen. Anstatt einer Linie schwerer Geschütze gab es nur verstreute leichte Sechspfünder-Kanonen und eine einzige Batterie von vierzehn größeren Geschützen. Pohlmanns drei *compoo*s von fünfzehntausend Mann standen kaum

fünftausend Mann rot berockter Infanterie gegenüber, doch Wellesley schien unbesorgt zu sein.

Sharpe wusste nicht, wie die Schlacht gewonnen werden konnte, er wunderte sich überhaupt, dass sie stattfand, aber wann immer die Zweifel Furcht in ihm aufsteigen ließen, brauchte er nur zu Wellesley zu blicken und aus dessen fester Zuversicht Kraft zu schöpfen.

Wellesley ritt zuerst zur linken Flanke seiner Linie, wo die Highlander des 78. Regiments in ihren Kilts in Linie angetreten warteten.

»Sie werden gleich vorrücken, Harness«, sagte er ihrem Colonel. »Gerade voraus! Ich kann mir vorstellen, dass Sie Ihre Bajonette nützlich finden werden. Sagen Sie Ihren Plänklern, dass dort Kavallerie unterwegs ist, doch ich bezweifle, dass sie sie am Ende dieser Linie finden werden.«

Harness schien den General nicht zu hören. Er saß auf einem großen Pferd, das so schwarz wie seine hoch aufragende Federmütze war, und trug ein gewaltiges schottisches Breitschwert, das aussah, als hätte es seit einem Jahrhundert oder länger die Feinde Schottlands getötet.

»Es ist Sonntag, Wellesley«, sagte er schließlich, sah den General dabei jedoch nicht an. »Halten Sie den Sonntag heilig. Sechs Tage sollten Sie arbeiten und alle Arbeit erledigen, aber der siebente ist der Sonntag des Herrn, deines Gottes. An dem sollst du keine Arbeit tun.« Der Colonel blickte Wellesley finster an. »Sind Sie sicher, Mann, dass Sie heute kämpfen wollen?«

»Ganz sicher, Colonel«, antwortete Wellesley sehr gelassen.

Harness verzog das Gesicht. »Wäre nicht das erste Gebot, gegen das ich verstoßen habe, also was soll’s, nur zu.« Er schwang sein gewaltiges Breitschwert. »Sie werden sich keine Sorgen um meine Jungs zu machen brauchen, Wellesley, die können töten wie jeder sonst, auch wenn es ein Sonntag ist.«

»Das habe ich nie bezweifelt.«

»Geradewegs drauf, wie? Und ich werde jeden auspeitschen, der zögert. Lasst euch das gesagt sein, ihr Bastarde! Ich werde euch blutig peitschen!«

»Ich wünsche Ihnen einen schönen Nachmittag, Colonel«, sagte Wellesley zu Harness, dann ritt er nach Norden, um mit seinen anderen fünf Bataillonskommandeuren zu sprechen. Er gab ihnen die gleichen Anweisungen, wie er sie Colonel Harness gegeben hatte, doch weil die Madras-Sepoys keine Plänkler einsetzten, warnte er sie, dass sie nur eine Chance zum Sieg hatten, und die bestand darin, dass sie geradewegs in das feindliche Feuer marschierten und – während sie standhielten – ihre Bajonette in den Reihen der Marathen einsetzten. Er sagte den befehlshabenden Offizieren der beiden Sepoy-Bataillone in der zweiten Linie, dass sie jetzt zur Frontlinie aufschließen würden. »Sie werden sich jetzt rechts halten und sich zwischen Corbens 8. und Colonel Orrocks Vorhut formieren.«

Er hatte gehofft, in zwei Linien angreifen zu können, sodass die hinteren Männer diejenigen in der Front verstärken konnten, doch die Schlachtordnung des Feindes war zu breit, und so würde er alle Infanteristen in einer Linie vorwärts werfen müssen. Es würde keine Reserven geben.

Der General ritt zu Colonel Wallace, der heute eine Brigade seiner eigenen 74. Highlander und zwei Sepoy-Bataillone befehligen würde, die mit Orrocks Vorhut die rechte Seite der Angriffskräfte bilden würden. Er warnte Orrock vor der Ausdehnung der Linie. »Ich setze Orrock rechts ein, um Ihren Sepoys Platz zu lassen«, versprach er Wallace, »und ich setze Ihr eigenes Regiment auf Orrocks rechter Flanke ein.«

Wallace würde, weil er die Brigade befehligte, nicht seine eigenen Highlander führen, die stattdessen unter dem Kommando seines Stellvertreters, Major Swinton, stehen würden. Colonel McCandless hatte sich zu seinem Freund

Wallace gesellt, und Wellesley begrüßte ihn. »Ich sehe, Ihr Mann Dodd hält ihre Linke, McCandless.«

»Das habe ich ebenfalls gesehen, Sir.«

»Aber ich möchte nicht so früh mit ihm aneinander geraten. Er ist nahe beim Dorf, das sie zu einer Feste gemacht haben. So werden wir die Rechte ihrer Linie nehmen, dann nach Norden schwenken und den Rest gegen den Juah nageln. Sie werden Ihre Chance bekommen, McCandless, Sie werden Ihre Chance bekommen.«

»Ich verlasse mich darauf, Sir«, antwortete McCandless. Der Colonel nickte Sharpe einen stummen Gruß zu. Sharpe musste dann Wellesley zu den Reihen des 74. Regiments folgen.

»Sie werden mir zu Dank verpflichtet sein, Swinton, wenn Sie Ihre Jungs zur Rechten verdoppeln und hinter Colonel Orrock Stellung beziehen. Sie bilden die neue rechte Flanke. Ich habe Colonel Orrock gesagt, er soll etwas nach rechts rücken, damit Sie eine gute Möglichkeit haben, Ihre neue Position einzunehmen. Verstehen Sie?«

»Perfekt, Sir«, sagte Swinton. »Orrock wird sich nach rechts halten, und wir halten uns hinter ihm, um die neue Flanke zu bilden, und die Sepoys ersetzen uns hier.«

»Guter Mann!«, sagte Wellesley und ritt dann zu Colonel Orrock. Sharpe nahm an, der General hatte das 74. Regiment nach außen gezogen, weil er dem nervösen Orrock nicht zutraute, die rechte Flanke zu halten. Orrocks Kontingent an Halbkompanien war eine kleine, aber schlagkräftige Streitmacht, doch es mangelte am Zusammenhalt der Stammbataillone der Männer.

»Sie werden sie westwärts führen«, befahl Wellesley dem rotgesichtigen Colonel, »doch nicht zu weit. Haben Sie verstanden? Nicht zu weit rechts! Weil sie ein verteidigtes Dorf vor Ihrer rechten Flanke finden werden, und das ist eine harte Sache. Ich will, dass sich ihm keiner Ihrer Männer nähert, bis wir die feindliche Infanterie zum Rückzug veranlasst haben.«

»Ich gehe nach rechts?«, fragte Orrock.

»Sie halten sich rechts«, sagte Wellesley, »und dann richten Sie sich geradeaus. Zweihundert Schritte sollten reichen. Halten Sie sich rechts, Orrock. Geben Sie der Linie zweihundert Schritte mehr Breite, und dann marschieren Sie geradeaus auf den Feind zu. Swinton wird seine Männer an Ihre rechte Flanke bringen. Warten Sie nicht auf ihn, lassen Sie sich von ihm einholen, und zögern Sie nicht, wenn wir angreifen. Gehen Sie nur geradewegs mit dem Bajonett auf den Feind los.«

Orrock stieß seinen Kopf vor, kratzte sich am Kinn und blinzelte. »Ich gehe nach rechts?«

»Und dann geradeaus«, sagte Wellesley geduldig.

»Jawohl, Sir«, sagte Orrock und dann zuckte er nervös zusammen, als eine seiner kleinen Sechspfünder-Kanonen feuerte, die fünfzig Yards vor seiner Linie in Stellung gebracht worden war.

»Was, zum Teufel, soll das?«, fragte Wellesley und drehte sich um, um zu dem kleinen Geschütz zu blicken, das ein paar Yards zurückgesprungen war. Er konnte nicht sehen, worauf das Geschütz gefeuert hatte, der Rauch bildete eine dicke Wolke vor der Mündung, doch eine Sekunde später kreischte eine feindliche Kanonenkugel durch den Rauch und schlug zwischen zwei von Orrocks Halbkompanien ein.

Wellesley galoppierte nach links und sah, dass die feindlichen Geschütze das Feuer eröffnet hatten. Im Augenblick schossen sie sich nur ein, doch bald würden sie ihr Eisen in die roten Reihen schicken.

Der General ritt im kurzen Galopp zurück südwärts. Es ging jetzt auf die Mitte des Nachmittags zu, und die Sonne brannte weiß glühend. Die Luft war schwül und feucht, machte das Atmen schwer, und jeder Mann in der britischen Linie schwitzte.

Die feindliche Kanonenkugel prallte vom Boden vor ihnen ab und schlug in eine Reihe Sepoys. Das Donnern der Kanone klang hart und übertönte das jetzt ständige

Krachen, das immer lauter wurde, als sich weitere Geschütze der Kanonade anschlossen. Die britischen Geschütze erwiderten das Feuer, und ihr Rauch verriet ihre Stellungen. Die feindlichen Kanoniere senkten ihre Geschütze, um auf die britischen Kanonen zu schießen, die – gewaltig in der Unterzahl – das Schlimmste des Schusswechsels hinzunehmen hatten.

Sharpe sah, wie die Erde um eine der Sechspfünder-Kanonen immer wieder von feindlichem Geschützfeuer aufgerissen wurde, und jeder Einschlag warf eine Karrenladung Erdreich empor, und dann schien sich das kleine Geschütz aufzulösen, als eine schwere Kanonenkugel in seine Lafette schlug. Splitter flogen und zerschmetterten die Mannschaft, die das Geschütz bedient hatte. Der Lauf ragte auf, seine Zapfen rissen aus der Verankerung, und dann stürzte das schwere Metallrohr auf einen Verwundeten. Ein anderer Kanonier taumelte zurück, um Atem ringend, während ein Dritter wie schlafend auf dem Boden lag.

Als sich der General den Männern im Kilt der 78. näherte, begann einer der Dudelsackpfeifer zu spielen.

»Ich dachte, ich habe allen Musikern außer den Trommlern befohlen, ihre Instrumente zurückzulassen«, sagte Wellesley ärgerlich.

»Es ist sehr schwer, ohne die Dudelsäcke in die Schlacht zu marschieren, Sir«, sagte Campbell tadelnd.

»Es ist auch schwer, die Verwundeten ohne Hilfskräfte zu retten«, beschwerte sich Wellesley. In der Schlacht war es die Aufgabe der Musiker, die Verwundeten zu bergen, doch Harness hatte den Befehl unbekümmert missachtet. Jetzt war es jedoch zu spät, sich Sorgen wegen des Ungehorsams zu machen.

Eine weitere Kanonenkugel fand ihr Ziel in einem Sepoy-Bataillon und warf Männer wie Puppen beiseite.

Wellesley zügelte dicht beim 78. Regiment sein Pferd. Er blickte nach rechts, dann schaute er zurück zu dem acht- oder neunhundert Yards breiten Streifen Land, das seine

kleine Streitmacht vom Feind trennte. Die Geschütze krachten jetzt ständig. Das Donnern war ohrenbetäubend, und der Rauch der Kanonade verbarg die Marathen-Infanterie, die auf ihren Angriff wartete.

Wenn der General nervös war, so zeigte er kein Anzeichen dafür. Nur das leichte Trommeln seiner Finger auf seinem Oberschenkel verriet einige Besorgnis. Dies war seine erste richtige Schlacht im Feld, Geschütz gegen Geschütz und Infanterie gegen Infanterie, doch er wirkte völlig kühl und gelassen.

Sharpe leckte sich über die Lippen. Seine Stute scheute, und Diomed hatte die Ohren beim Geschützfeuer aufgerichtet. Ein weiteres britisches Geschütz wurde getroffen und verlor diesmal beim Aufprall der Kugel nur ein Rad. Die Kanoniere rollten ein neues Rad heran, während der befehlshabende Offizier der kleinen Batterie mit einer Hebestange zum demolierten Geschütz lief. Die Infanterie wartete unter ihren leuchtenden Seidenfahnen, und in ihrer langen Linie glänzten die aufgepflanzten Bajonette.

»Zeit anzufangen«, sagte Wellesley sehr ruhig. »Vorwärts, Gentlemen«, fügte er leise hinzu. Er atmete tief durch und rief: »Vorwärts!« Gleichzeitig nahm er seinen Zweispitz ab und schwenkte ihn zum Feind hin.

Die britischen Trommeln begannen ihren Rhythmus. Sergeants brüllten Befehle. Offiziere zogen ihre Säbel. Die Männer begannen mit dem Marsch.

Und die Schlacht hatte begonnen.

KAPITEL 10

Die Rotröcke rückten in einer Linie von zwei Reihen vor. Die Soldaten breiteten sich aus, während sie marschierten, und Sergeants brüllten, die Reihen geschlossen zu halten. Die Infanterie musste die Linie der britischen Geschütze passieren, deren Kanoniere in einem ungleichen Artillerieduell arg litten. Der Feind feuerte Granaten ebenso wie Kanonenkugeln, und Sharpe zuckte zusammen, als eine Granate zwischen einem Ochsengespann explodierte, das hundert Yards hinter ihrem Geschütz angepflockt war.

Die verwundeten Tiere brüllten, und eines riss sich los und humpelte mit einem blutenden Bein auf die Madras-Infanterie zu. Ein britischer Offizier eilte herbei und erlöste das Tier mit einem Pistolenschuss von seinen Qualen. Die Sepoys traten vorsichtig über den zitternden Kadaver hinweg.

Colonel Harness, der sah, dass seine beiden kleinen Bataillonsgeschütze unweigerlich zerstört werden würden, wenn sie in Betrieb blieben, befahl seinen Kanonieren, aufzuprotzen und dem Regiment vorwärts zu folgen.

»Schnell, Jungs! Ich will euch dicht hinter mir haben!«

Die feindlichen Kanoniere, die gesehen hatten, dass sie den Kampf zwischen den Batterien gewonnen hatten, richteten ihre Geschütze auf die Infanterie. Sie feuerten jetzt auf siebenhundert Yards, viel zu weit für Kartätschen, doch eine Kanonenkugel würde im Nu eine Reihe in blutige Fetzen schießen.

Das Donnern der Geschütze wollte nicht enden, ein Schuss ging in den nächsten über, und das Ganze verursachte ein ohrenbetäubendes Crescendo der Gewalt.

Die feindliche Linie war in grauweißen Rauch eingehüllt, der ständig von Mündungsfeuer erhellt wurde. Manchmal legte eine Marathen-Batterie eine Pause ein, damit sich der Rauch lichten konnte, und Sharpe, zwanzig Schritte hinter

dem General, der zur Rechten des 78. Regiments vorrückte, konnte sehen, wie die feindlichen Kanoniere ihre Geschütze wieder ausrichteten. Dann verschwand das Geschütz wieder in einer Wolke von Pulverrauch, und einen Augenblick später schlug eine Kugel in die Infanterie. Manchmal sauste sie über die Köpfe der Männer hinweg. Doch zu oft schlugen die schweren Geschosse in die Reihen und zerfetzten Männer in einem Sprühregen von Blut.

Sharpe sah den vorderen Teil einer halb zerschmetterten Muskete aus den Reihen der Highlander emporwirbeln. Das Stück drehte sich in der Luft, verfolgt vom Blut seines Besitzers, fiel dann und bohrte sich mit dem Bajonett in die Erde.

Ein sanfter Nordwind blies einen Streifen Pulverrauch aus der Mitte der feindlichen Linie fort, wo die Geschütze fast Achse an Achse standen. Sharpe beobachtete, wie Männer die Rohre stopften und dann zurückwichen. Er sah, wie der Rauch wieder aus dem Kanonenrohr wallte, und hörte das Kreischen eines Geschosses. Manchmal konnte Sharpe die dunkelrote Feuerzunge mitten im Pulverrauch und dann das Bleigrau einer Kugel in den Himmel stoßen sehen, und einmal sah er die verrückte Rauchspirale von einer Rakete, doch jedes Mal gingen die Schüsse weit daneben oder fielen zu kurz und hinterließen eine staubige Furche auf dem Boden.

»Die Reihen schließen!«, riefen die Sergeants.

»Aufschließen!«

Die Trommlerjungs schlugen den Takt zum Vorrücken. Voraus war eine Senke, und je eher die Angriffslinie in diesem sanften Tal war, desto eher würde sie außer Sicht der Kanoniere sein.

Wellesley blickte nach rechts und sah, dass Orrock seinen Vormarsch gestoppt hatte und dass das 74. Regiment, das sich rechts von Orrocks Männern formieren sollte, ebenfalls verharrte.

»Sagen Sie Orrock, dass er weitergehen soll. Er soll weiter vorrücken!«, rief der General Campbell zu, der an der Linie vorbeiritt. Sein Pferd galoppierte durch eine Pulverrauchwolke und sprang über eine gebrochene Protze hinweg, dann verlor Sharpe die Sicht auf den Adjutanten.

Wellesley trieb sein Pferd näher zum 78. Regiment, das sich jetzt vor den Sepoys befand. Die Highlander waren größer als die Männer der Madras-Bataillone, und ihre Schritte waren länger, als sie voraneilten, auf die Senke zu, wo sie nicht vom Bombardement erreicht werden konnten.

Eine Granate landete nahe der Grenadierkompanie zur Rechten der Linie des 78., und die Soldaten im Kilt sprangen zur Seite – alle bis auf einen Mann, der aus der Front rannte, als sich das Geschoss wie verrückt in einem Wirbel aus Rauch auf dem Boden drehte. Er rammte seinen rechten Schuh auf die Granate und schlug dann hart mit dem Kolben seiner Muskete auf den Zünder ein.

»Bleibt mir die Bestrafung jetzt erspart, Sergeant?«, rief er.

»Gehen Sie in die Reihe, John, in die Reihe!«, antwortete der Sergeant.

Wellesley grinste, dann zuckte er zusammen, als eine Kugel gefährlich nahe über seinen Hut zischte. Er blickte sich suchend nach seinen Adjutanten um und sah Barclay.

»Die Ruhe vor dem Sturm«, bemerkte der General.

»Und was für eine Ruhe, Sir.«

»Und was für ein Sturm«, antwortete ein Inder. Er war einer der Marathen-Führer, die mit den Briten alliiert waren und dessen Reiter die Kavallerie südlich des Flusses beschäftigt hielten. Drei solcher Männer ritten mit Wellesley, und einer hatte ein schlecht dressiertes Pferd, das nervös zur Seite scheute, wann immer eine Granate explodierte.

Major Blackiston, der Pionier in Wellesleys Stab, der den Befehl erhalten hatte, das Terrain nördlich der Armee zu erkunden, galoppierte jetzt hinter die vorrückende Linie zurück.

»Zerklüftetes Terrain oben beim Dorf, Sir, von Rinnen durchzogen«, meldete er. »Kein Platz zum Vorrücken.«

Wellesley stieß ein Brummen aus. Er hatte nicht vorgehabt, jetzt schon Infanterie in die Nähe des Dorfes zu schicken. So war Blackistons Meldung im Augenblick nicht nützlich. »Haben Sie Orrock gesehen?«

»Er machte sich Sorgen um seine beiden Geschütze, Sir. Kann sie nicht vorwärts bringen, weil alle Bedienmannschaften gefallen sind, aber Campbell hetzt sie weiter.«

Wellesley stellte sich in den Steigbügeln auf, um nach Norden zu schauen, und er sah Orrocks Vorhut endlich zügig davonmarschieren. Sie marschierte verdeckt, ohne ihre beiden kleinen Geschütze, machte Platz, damit die beiden Sepoy-Bataillone in die Linie kommen konnten. Das 74. Regiment verschwand jenseits davon in einer Bodenfalte.

»Nicht zu weit, Orrock, nicht zu weit«, murmelte Wellesley. Dann verlor er Orrocks Männer aus den Augen, denn sein Pferd folgte dem 78. Regiment in die Senke. »Wenn wir sie am Fluss festgenagelt haben«, fragte er Blackiston und wies zum Fluss Juah im Norden, »können sie dann entkommen?«

»Der Fluss ist außergewöhnlich seicht, befürchte ich, Sir«, antwortete Blackiston. »Ich bezweifle, dass sie mehr als eine Hand voll der Geschütze die Uferböschung hinabbringen können, aber Männer können leicht genug entkommen.«

Wellesley nahm es mit einem Brummen zur Kenntnis, gab seinem Pferd die Sporen und ließ den Pionier zurück.

»Er hat nicht mal gefragt, ob ich gejagt worden bin«, sagte Blackiston zu Barclay mit gespielter Empörung.

»Und? War es so, John?«

»Ja, das war es, verdammt. Zwei Dutzend der Bastarde auf diesen drahtigen kleinen Ponys haben mich gejagt. Sie wirken wie Kinder, die auf Hunden reiten.«

»Aber ohne Kugellöcher?«, fragte Barclay.

»Kein einziges«, sagte Blackiston bedauernd. Dann sah er Sharpes überraschten Blick. »Es geht um eine Wette,

Sergeant«, erklärte der Pionier. »Wer von der ›Familie‹ des Generals mit den meisten Kugellöchern endet, gewinnt den Pot.«

»Soll ich zählen, Sir?«

»Sie ersetzen Fletcher, und er brauchte nicht mit einem Einsatz einzusteigen, denn er hatte behauptet, keinen Penny zu haben. Wir haben ihn aus Gutherzigkeit mitwetten lassen. Aber jetzt gibt es keine Schwindeleien mehr. Wir können nicht zulassen, dass sich jemand mit Säbeln Löcher in die Uniformen pickt, um Punkte zu machen.«

»Wie viele Punkte hat Fletcher bekommen, Sir?«, fragte Sharpe. »Schließlich ist sein Kopf weggeblasen worden.«

»Er ist natürlich disqualifiziert, weil er extrem fahrlässig war.«

Sharpe lachte. Blackiston Bemerkung war natürlich nicht lustig, doch er konnte das Lachen nicht unterdrücken. Wellesley drehte sich im Sattel um und blickte ihn finster an.

In Wahrheit kämpfte Sharpe gegen wachsende Furcht an. Im Moment fühlte er sich sicher genug, denn die linke Flanke des Angriffs befand sich jetzt im toten Winkel, und der feindliche Beschuss konzentrierte sich auf die Sepoy-Bataillone, die immer noch nicht das Tal erreicht hatten, doch Sharpe konnte das Kanonenfeuer hören, und alle paar Sekunden fiel ein Haubitzengeschoss ins Tal und explodierte mit flammendem Rauch. Bis jetzt hatten die Haubitzen keinen Schaden angerichtet, doch Sharpe konnte sehen, dass sich die kleinen Büsche unter ihren Einschlägen beugten, und er hörte, wie die Geschosse durch ihre Blätter schabten. Stellen von trockenem Gestrüpp hatten Feuer gefangen.

Er versuchte, sich auf die kleinen Dinge zu konzentrieren. Eine der Feldflaschen hatte einen eingerissenen Halteriemen, und so verknotete er ihn. Er bemerkte, dass die Ohren seiner Stute nervös spielten, und fragte sich, ob Pferde Furcht verspürten. Verstanden sie diese Art von Gefahr?

Er beobachtete die Schotten, die zwischen den Büschen und Bäumen vorrückten, ein prächtiger Anblick mit ihren Federmützen und Kilts. Sie sind weit von daheim entfernt, dachte er, und er war überrascht, dass er selbst kein Heimweh empfand, denn er wusste nicht, wo sein Zuhause war. Mit Sicherheit war es nicht London, obwohl er dort aufgewachsen war. England? Er nahm es an, aber was bedeutete ihm England? Nicht das, was es für Blackiston bedeutete, nahm er an.

Er dachte wieder an Pohlmanns Angebot und fragte sich, wie es sein würde, mit Schärpe und Säbel hinter dieser Linie von Marathen-Geschützen zu stehen und durch den Rauch zu beobachten, wie eine dünne Linie von rot berockten Feinden ins Grauen marschierte. Warum hatte er Dodds Angebot nicht angenommen? Er wusste, dass der wahre Grund nicht eine halb empfundene Hassliebe auf sein Land oder eine Aversion gegen Dodd gewesen war, sondern die Schärpe und der Offizierssäbel diejenigen waren, die ihm eine Heimkehr nach England ermöglichten und ihm die Möglichkeit gaben, auf die Männer zu spucken, die sein Leben erbärmlich gemacht hatten.

Doch es würde keine Schärpe und keinen Säbel geben. Sergeants wurden nicht zu Offizieren gemacht, jedenfalls nur selten, und er war plötzlich beschämt, weil er McCandless nie genauer in dieser Sache befragt hatte. Der Colonel hatte ihn jedenfalls nicht ausgelacht, als er das Thema angeschnitten hatte.

Wellesley hatte sich zu Colonel Harness umgewandt, um mit ihm zu sprechen. »Wir sollten eine Musketensalve zu den Geschützen schicken, Harness, das steht Ihnen frei. Das sollte uns Zeit geben, neu zu laden, aber sparen Sie sich die zweite Salve für ihre Infanterie auf.«

»Das habe ich bereits so vorgesehen«, antwortete Harness mit finsterer Miene. »Und ich werde keine Plänkler einsetzen, nicht an einem Sonntag.«

Für gewöhnlich marschierte die Leichte Kompanie dem Rest des Bataillons voraus und verteilte sich zu einer lockeren Linie, die auf den Feind feuerte, bevor der Hauptangriff erfolgte, aber Harness musste sich gesagt haben, dass er das Feuer der Leichten Kompanie lieber für die eine Salve reserviert halten würde, die er geplant hatte, um auf die Geschützmannschaften zu feuern.

»Es ist bald vorüber«, sagte Wellesley, ohne Harness' Entscheidung, seine Leichte Kompanie in der Linie zu lassen, zu kritisieren, und Sharpe sagte sich, dass der General nervös sein musste, denn diese Äußerung war für Wellesley fast schon geschwätzig.

Wellesley musste das Gefühl haben, dass er seine Gefühle verraten hatte, denn seine Miene war jetzt düsterer denn je. Seine Hochstimmung war verschwunden, seit die feindliche Artillerie zu feuern begonnen hatte.

Die Schotten trampelten jetzt durch Stoppelfelder, und jeden Augenblick würden sie den Kamm des sanften Hügels überquert haben und wieder in Sicht der Kanoniere des Feindes sein. Als Erstes würden die Kanoniere die beiden Regimentsfahnen sehen, dann die Offiziere zu Pferde, dann die Linie der Federmützen und danach die ganze rote, weiße und schwarze Ansammlung eines Bataillons in Linie mit dem Blitzen ihrer aufgepflanzten Bajonette im Sonnenschein.

Und dann helfe uns Gott, dachte Sharpe, weil jedes verdammte Geschütz dort drüben jetzt neu geladen sein musste und nur auf sein Ziel wartete, und plötzlich krachte nur ein paar Schritte entfernt die erste Kanone, und die Kugel flog harmlos über die Köpfe der Männer hinweg.

»Dieser Mann hat zu früh gefeuert«, sagte Barclay. »Notieren Sie sich seinen Namen.«

Sharpe blickte nach rechts. Die nächsten vier Bataillone, alle Sepoys, waren jetzt im toten Winkel, während Orrocks Vorhut und das 74. Regiment zwischen den Bäumen nördlich des Tals verschwunden waren. Harness' Schotten würden zuerst in Sicht kommen und für einen Moment die

volle Aufmerksamkeit der Kanoniere beanspruchen. Einige der Highlander beeilten sich, als wollten sie die Feuertaufe schnell hinter sich bringen.

»Haltet eure Formation!«, brüllte Harness sie an. »Dies ist kein Wettlauf zur Taverne! Verdammt noch mal!«

Elsie. Sharpe erinnerte sich plötzlich an den Namen des Mädchens, das in der Taverne bei Wetherby gearbeitet hatte, nachdem er von Brewhouse Lane fortgelaufen war. Warum habe ich an die gedacht, fragte er sich, und er sah plötzlich vor seinem geistigen Auge den Schankraum, der in einer Winternacht von den nassen Mänteln der Männer dampfte. Elsie und die anderen Mädchen hatten Tabletts mit Ale zu den Tischen getragen, das Feuer hatte im Kamin geknackt, und der blinde Schäfer hatte sich betrunken, und die Hunde hatten unter den Tischen gelegen. Er stellte sich vor, mit Offiziersschärpe und Säbel in den verrauchten Schankraum zurückzukehren, und dann vergaß er alles über Yorkshire, als das 78. Regiment, mit Wellesleys Stab zur Rechten, vor den feindlichen Geschützen auf der Ebene auftauchte.

Sharpes erste Reaktion war Staunen darüber, wie nahe sie waren. Die Senke hatte sie bis auf hundertfünfzig Schritte an die feindlichen Geschütze herangebracht. Seine zweite Reaktion war Staunen darüber, wie prächtig der Anblick des Feindes war, denn seine Geschütze waren aufgereiht wie für die Inspektion, und hinter ihnen standen die Marathen-Bataillone in vier dichten Reihen unter ihren Fahnen, und gerade als er den Anblick in sich aufgenommen hatte und dachte, dass dies ihm den Tod bringen würde, verschwand die ganze Furcht einflößende Ansammlung der feindlichen Armee hinter einem breiten Schleier von Rauch wie hinter einer wallenden Nebelwand. Der Rauch drehte sich wie gequält, und alle paar Yards stach ein Flammenspeer durch den Nebel, während vor der Wolke Feldfrüchte vom explodierenden Pulver platt gedrückt wurden, als die schweren Kanonenkugeln durch die Reihen der Highlander schlugen.

Überall schien Blut zu sein, und getroffene Männer fielen in dem Gemetzel. Irgendwo keuchte ein Mann, aber keiner schrie. Ein Dudelsackpfeifer ließ sein Instrument fallen und rannte zu einem Gefallenen, dessen Bein abgerissen worden war. Alle paar Yards war ein Durcheinander von toten und sterbenden Männern und zeigte an, wo der Beschuss die Reihen des Regiments dezimiert hatte. Ein junger Offizier versuchte, sein Pferd zu beruhigen, dessen Augen voller Furcht aufgerissen waren, sodass das Weiße zu sehen war. Es scheute seitwärts und warf den Kopf auf.

Colonel Harness führte sein eigenes Pferd um einen Mann mit aufgeschlitztem Bauch herum, ohne ihm einen Blick zu schenken. Sergeants brüllten ärgerlich, dass die Reihen geschlossen werden mussten, als sei es die Schuld der Highlander, dass es Lücken in der Linie gab. Dann wirkte alles sonderbar still.

Wellesley wandte sich um und sprach zu Barclay, doch Sharpe konnte nichts hören, und dann erkannte er, dass es in seinen Ohren nach dem schrecklichen Krachen des Artilleriebeschusses klingelte.

Diomed setzte sich von ihm ab, und er zog das graue Pferd mit sich. Fletchers Blut war getrocknet und bildete eine Kruste auf Diomeds Flanke. Fliegen krochen über das Blut.

Ein Highlander fluchte entsetzlich, als seine Kameraden von ihm fortmarschieren. Er hockte auf allen vieren, und es war keine Verletzung zu sehen, doch dann blickte er zu Sharpe auf, keuchte eine letzte Verwünschung und sackte vornüber zusammen. Weitere Fliegen versammelten sich auf der klaffenden Bauchwunde. Ein anderer Mann kroch durch die Stoppeln des Feldes und zerrte seine Muskete am Riemen hinter sich her.

»Ruhig jetzt!«, rief Harness. »Zum Teufel mit eurer Hast! Es geht um keinen Wettlauf! Denkt an eure Mütter!«

»Mütter?«, fragte Blackiston.

»Aufschließen!«, rief ein Sergeant. »Schließt auf!«

Die Marathen-Kanoniere luden jetzt fieberhaft die Geschütze, doch diesmal mit Kartätschen. Der Rauch löste sich auf und wurde von der sanften Brise davongetragen, und Sharpe konnte die Schemen von Männern im Pulverrauch sehen, die Ansetzer in Läufe und Munition in Rohre rammten. Andere Männer brachten die vom Rückstoß zurückgeschleuderten Geschütze wieder in Position.

Wellesley nahm sein Pferd an die Kandare, um nicht zu weit vor die Highlander zu geraten. Nichts zeigte sich zu seiner Rechten. Die Sepoys waren immer noch im toten Winkel, und die rechte Flanke war zwischen den Bäumen im zerklüfteten Terrain im Norden verschwunden, sodass im Moment Harness' Highlander ganz allein die Schlacht zu bestreiten schienen.

Sechshundert Mann gegen hunderttausend, doch die Schotten zögerten nicht. Sie ließen ihre Verwundeten und Gefallenen zurück und durchquerten das freie Terrain auf die Geschütze zu, die mit ihrem Tod geladen waren.

Der Dudelsackpfeifer begann wieder zu spielen, und die wilde Musik schien den Schritten der Highlander neuen Schwung zu verleihen. Sie marschierten in den Tod. Doch sie gingen in perfekter Ordnung und scheinbarer Ruhe.

Kein Wunder, dass man Lieder über die Schotten gemacht hat, dachte Sharpe. Er drehte den Kopf, als er Hufschlag hinter sich hörte, und er sah, dass Captain Campbell von seinem Botenritt zurückkehrte. Der Captain grinste Sharpe an. »Ich dachte, ich käme zu spät.«

»Sie kommen rechtzeitig. Sir, ganz rechtzeitig«, sagte Sharpe. Aber wozu?, fragte er sich.

Campbell ritt weiter zu Wellesley und erstattete ihm Bericht. Der General hörte zu und nickte ein paar Mal. Und dann feuerten die Geschütze voraus von Neuem, nur sporadisch diesmal. Jedes feindliche Geschütz feuerte, sobald es geladen war. Das Krachen war ohrenbetäubend, und die Kartätscheneinschläge sprenkelten das Feld vor den Schotten mit einer Unzahl von Explosionen, als sie den

Boden pflügten und aufprallten, um Männer rücklings zu fällen. Jedes Geschoss war nun eine Kartätsche, ein Leinensack gefüllt mit Musketenkugeln und Metall- und Steinsplittern, und wenn es den Lauf verließ, riss die Kartätsche auseinander, um ihre Geschosse wie eine gigantische Ladung Entenschrot zu verbreiten.

Eine weiterte Kanone feuerte, dann eine andere, und jeder Beschuss ließ das Terrain vibrieren und schickte Schotten in die Ewigkeit oder führte zu einem weiteren Krüppel oder zu einem Patienten für den Chirurgen. Die Trommlerjungs spielten immer noch, obwohl einer humpelte, und bei einem anderen Blut auf seine Trommel tropfte. Der Dudelsackpfeifer spielte eine muntere Melodie, als sei dieser Marsch auf die feindliche Horde zu etwas zum Feiern, und einige der Highlander beschleunigten ihre Schritte.

»Nicht so hastig«, rief Harness. »Nicht zu hastig!« Das Breitschwert war in seiner Hand, und er war dicht hinter den beiden Reihen seiner Männer, als wolle er hindurchpreschen und die Klinge gegen die Kanoniere schwingen, die sein Regiment dezimierten. Eine Federmütze wurde von einer Kartätsche zerfetzt, doch der Mann darunter blieb unberührt.

»Ruhig jetzt!«, rief ein Major.

»Aufschließen! Aufschließen!«, brüllten die Sergeants, »Schließt die Reihen!«

Corporals, die dafür bestimmt waren, die Lücken zu schließen, eilten hinter die Reihen und zogen Männer nach links und rechts, um die Lücken zu schließen, die durch den Beschuss entstanden waren. Die Lücken waren jetzt größer, denn ein gut gezielter Kartätschenbeschuss konnte vier oder fünf Glieder hinmähen, während von einer Kanonenkugel nur ein einzelnes Glied ausgeschaltet werden konnte.

Vier Geschütze feuerten, ein fünftes, dann eine ganze Folge von Geschützen zusammen, und die Luft um Sharpe war mit Toben und Krachen erfüllt. Die Linie der Highlander schien sich in diesem Sturm der Gewalt zu verbiegen, doch

obwohl Männer zurückblieben, Männer, die bluteten und sich übergaben und weinten und nach ihren Kameraden oder Müttern schrien, schlossen die anderen die Reihen und marschierten unerschütterlich weiter.

Weitere Geschütze feuerten, hüllten den Feind mit Rauch ein, und Sharpe konnte hören, wie der Kartätschenbeschuss das Regiment traf. Jeder Beschuss verursachte ein rasselndes Geräusch, als die Kugeln gegen Musketen prasselten – wie alle Infanteristen schützten die Highlander mit den breiten Kolben ihrer Waffen die Bauchgegend. Die Linie war jetzt kürzer, viel kürzer, und hatte fast das Ende der Rauchwand erreicht, die durch die feindlichen Geschütze entstanden war.

»Achtundsiebzigstes, halt!«, schrie Harness.

Wellesley zügelte sein Pferd. Sharpe blickte nach rechts und sah, dass die Sepoys in einer langen roten Reihe aus dem Tal kamen, eine durchbrochene Linie, denn die Lücken zwischen den Bataillonen und die Passage durch das Gestrüpp des Tals hatten den Verband der Sepoys auseinander gerissen, und als die Geschütze im nördlichen Teil der Marathen-Linie das Feuer eröffneten, ging der Zusammenhalt noch mehr verloren. Dennoch drängten die Sepoys wie die Schotten zu ihrer Linken in das Geschützfeuer.

»Legt an!«, rief Harness.

Die Schotten hoben ihre Musketen an die Schultern. Sie waren nur etwa sechzig Yards von den Geschützen entfernt, und selbst ein Gewehr mit glattem Lauf war treffsicher genug bei dieser Distanz.

»Feuert nicht zu hoch, ihr Hunde!«, warnte Harness. »Ich peitsche jeden aus, der zu hoch feuert! Feuer frei!«

Die Salve klang schwach im Vergleich zum Donnern der großen Geschütze, aber es war trotzdem ein Trost, und Sharpe stieß fast einen Freudenschrei aus, als die Highlander feuerten und ihre Salve über das Stoppelfeld peitschte. Die Kanoniere verschwanden. Einige mussten

getötet worden sein, und andere duckten sich in den Schutz hinter ihren Kanonen.

»Laden!«, rief Harness. »Nicht trödeln. Neu laden!«

Jetzt zahlte sich der Ausbildungsdrill der Highlander aus, denn eine Muskete neu zu laden, erforderte Übung und wurde durch die Siebzehn-Zoll-Bajonette auf der Mündung noch erschwert, doch alle luden so schnell, wie sie es in den harten, langen Wochen daheim trainiert hatten. Sie luden, schoben die Ladestöcke wieder in die Ösen am Lauf und spannten den Hahn. »Spart euch diese Salve für die Infanterie auf!«, ermahnte sie Harness. »Jetzt vorwärts, Jungs, und killt die heidnischen Bastarde, wie es sich an einem Sonntag geziemt!«

Dies war Rache. Sie ließen ihrem Zorn freien Lauf. Die feindlichen Geschütze waren noch nicht neu geladen, ihre Mannschaften waren von der Salve hart getroffen worden, und es war keine Zeit geblieben, um die Rohre zu beschicken, bevor die Schotten über ihnen waren.

Einige der Kanoniere ergriffen die Flucht. Sharpe sah, dass ein berittener Marathen-Offizier sie aufzuhalten und mit der Breitseite seines Säbels zurück zu den Geschützen zu treiben versuchte, aber er sah auch ein Geschütz, ein bunt bemaltes Monster, direkt vor sich, das hastig von zwei Männern gestopft und abschussbereit gemacht wurde.

»Die Ladung werden wir bekommen«, murmelte Blackiston.

Das Geschütz feuerte, und der Rauch hüllte den Stab des Generals fast völlig ein. Für einen Augenblick sah Sharpe Wellesleys große Gestalt als Umriss vor dem blassen Rauch, dann konnte er nur Blut und den General fallen sehen. Die Hitze und die frei werdenden Gase zischten an Sharpe vorbei, nur einen Herzschlag, nachdem die Kartätschen die Luft um ihn füllten. Aber er war direkt hinter dem General und in seinem Schatten, und es war Wellesley, der die Ladung des Geschützes abbekommen hatte.

Oder genauer gesagt sein Pferd. Der Hengst war ein Dutzend Mal getroffen worden, während Wellesley keinen

Kratzer hatte. Das große Pferd brach zusammen, und Sharpe sah, dass der General seine Füße aus den Steigbügeln stieß und sich aus dem Sattel hochschob, bevor das Pferd stürzte. Wellesleys rechter Fuß berührte den Boden zuerst, bevor das Gewicht des Hengstes auf sein Bein fallen konnte. Er sprang fort und taumelte leicht in seiner Hast. Campbell rannte zu ihm, doch der General winkte ihn fort.

Sharpe trieb seine Stute an und band Diomeds Zügel von seinem Gurt los. Sollte er den Sattel von dem toten Pferd nehmen? Er nahm es an, und so glitt er aus dem eigenen Sattel. Aber was, zum Teufel, sollte er mit der Stute und Diomed machen, während er den Sattel von dem toten Hengst losmachte?

»Vierhundert Guineen durch eine Kugel für einen Penny verloren«, sagte Wellesley sarkastisch und schaute zu, wie Sharpe den toten Hengst absattelte. Oder fast tot, denn das Tier zuckte und trat noch aus, während die Fliegen, vom frischen Blut anzogen, zum Festmahl schwirrten.

»Ich werde Diomed nehmen«, sagte Wellesley zu Sharpe und bückte sich, um zu helfen. Er zerrte Satteltaschen und Holster von dem sterbenden Pferd.

Dann ertönte ein barbarischer Schrei, und Wellesleys Kopf ruckte herum. Er sah, dass Harness' Männer die Geschützlinie erreicht hatten. Der Schrei war eine Befreiung von all ihren Ängsten und eine schreckliche Ankündigung des Todes ihrer Feinde. Die Schotten fanden die Kanoniere, die auf ihrem Posten geblieben waren und sich hinter ihre Geschütze geduckt hatten, und sie zerrten sie hervor und stachen immer wieder mit ihren Bajonetten auf sie ein.

»Bastard«, schrie ein Mann und stieß sein Bajonett in einen bereits toten Kanonier. »Heidnischer schwarzer Bastard!« Er trat den Toten und stieß wieder mit dem Bajonett zu.

Colonel Harness tötete einen Mann und wischte die blutige Klinge an der schwarzen Mähne seines Pferdes ab.

»Zur Linie formieren!«, rief er. »Formiert euch zur Linie! Beeilung, ihr Spitzbuben!«

Einige Kanoniere waren vor den Schotten geflohen und hatten die Sicherheit der Marathen-Infanterie erreicht, die nur etwas über hundert Schritte entfernt war. Sie hätten angreifen sollen, dachte Sharpe. Während die Schotten blindlings auf die Kanoniere einhackten, hätte die Infanterie vorrücken sollen, doch stattdessen wartete sie auf das nächste Stadium des schottischen Angriffs.

Zu seiner Rechten feuerten immer noch Geschütze auf die Sepoys, doch das war eine separate Schlacht, die keine Beziehung zu dem Kampf hatte, in dem Sergeants Highlander von den toten und sterbenden Kanonieren wegschleppten und in ihre Reihen schoben.

»Da leben immer noch Kanoniere, Sir«, meldete ein Lieutenant Harness.

»Formieren!«, rief Harness und ignorierte den Lieutenant. Sergeants und Corporals schoben Männer in die Linie. »Vorwärts!«, befahl Harness.

»Beeilung, Mann«, sagte Wellesley zu Sharpe, jedoch nicht ärgerlich. Sharpe hatte den Sattel auf Diomeds Rücken gehoben und bückte sich jetzt unter dem Bauch des grauen Pferds, um den Sattelgurt stramm zu ziehen. »Er mag es nicht zu stramm«, sagte der General.

Sharpe schnallte den Gurt fest, und Wellesley nahm Diomeds Zügel von ihm entgegen und schwang sich ohne ein weiteres Wort in den Sattel. Der Uniformrock des Generals war blutbeschmiert, doch es war das Blut seines Pferdes, nicht sein eigenes.

»Gut gemacht, Harness!«, rief er dem Schotten zu, dann ritt er davon, und Sharpe band die Stute vom Zaumzeug des toten Pferdes los, schwang sich auf ihren Rücken und folgte dem General.

Drei Dudelsackpfeifer spielten jetzt für das 78. Sie waren weit von daheim entfernt unter dieser glühenden Sonne, und sie brachten die verrückte Musik von Schottlands Kriegen nach Indien. Und es war Verrücktheit. Das 78. Regiment hatte unter dem Geschützfeuer gelitten, und die

Linie ihres Vorrückens war übersät von Toten, Sterbenden und Verwundeten, doch die Überlebenden formierten sich jetzt neu, um die Hauptschlachtlinie der Marathen anzugreifen. Sie waren wieder in zwei Reihen, hielten ihre blutigen Bajonette vorgereckt, und sie griffen Pohlmanns *compoo* auf der rechten Seite der feindlichen Linie an.

Die Highlander wirkten riesig mit ihren hohen Federmützen. Sie wirkten schrecklich, und das waren sie. Dies waren moderne Krieger aus einem harten Land, und sie rückten stumm vor. Auf die wartenden Marathen mussten sie wirken wie Kreaturen aus einem Albtraum, so furchtbar wie die Götter, die sich auf ihren Tempelwänden wanden. Doch die Marathen-Infanterie mit ihren blaugelben Röcken war genauso stolz. Sie waren Krieger, rekrutiert aus den martialischen Stämmen Nordindiens, und als sich die beiden schottischen Reihen näherten, hoben sie ihre Musketen.

Die Schotten waren zahlenmäßig schrecklich unterlegen, und für Sharpe hatte es den Anschein, dass sie alle unter der bevorstehenden Salve sterben mussten. Sharpe selbst war halb benommen, wie betäubt von dem Kampflärm, und seine Stimmung schwankte zwischen dem Hochgefühl über die schottische Tapferkeit und dem reinen Entsetzen über die Schlacht. Er hörte einen Hochruf und blickte nach rechts, um zu sehen, wie die Sepoys die Geschützstellungen angriffen. Er sah Kanoniere fliehen, und er sah, dass die Madras-Sepoys mit ihren Bajonetten in die Nachzügler stießen.

»Jetzt werden wir sehen, wie ihre Infanterie kämpft«, sagte Wellesley zu Campbell, und Sharpe erkannte, dass dies die wahre Entscheidung war, denn die Infanterie war alles. Die Infanterie wurde belächelt, weil sie weder den Glanz der Kavallerie noch die tödliche Macht der Artillerie hatte, doch es war die Infanterie, die Schlachten gewann.

Die Marathen warteten mit angelegten Musketen. Die Highlander, immer noch still, marschierten weiter. Noch neunzig Schritte, noch achtzig, und dann schwang der Säbel

eines Offiziers bei den Marathen-Reihen hinab, und die Salve krachte. Sie klang zusammenhanglos für Sharpe, vielleicht, weil die meisten Männer nicht auf ein Kommandowort feuerte, sondern nachdem sie gehört hatten, dass ihr Nachbar abgedrückt hatte, und es war ihm nicht mal bewusst, dass eine Kugel dicht an seinem Kopf vorbeiging, weil er angespannt die Schotten beobachtete, von denen kein einziger Mann fiel. Die meisten mussten getroffen worden sein, denn er sah Lücken, wenn sich die Reihen öffneten, um an den Gefallenen vorbeizumarschieren, doch das 78. – oder was davon übrig war – war noch intakt, und Harness feuerte immer noch nicht, sondern ließ die Männer einfach weitermarschieren.

»Sie haben zu hoch gefeuert!«, frohlockte Campbell.

»Sie haben guten Drill, aber schlecht gefeuert«, bemerkte Barclay glücklich.

Noch siebzig Schritte, dann sechzig. Ein Highlander taumelte aus der Reihe und brach zusammen. Zwei andere Männer, die von Kartätschen verwundet worden waren, sich jetzt jedoch etwas erholt hatten, eilten von hinten nach vorne und bahnten sich ihren Weg in die Reihen.

»Halt!«, rief Harness plötzlich. »Legt an!«

Die Waffen mit ihren blutbefleckten Stahlklingen ruckten an die Schultern der Highlander, sodass die gesamte Linie eine Vierteldrehung nach rechts zu machen schien. Der Pulverrauch der Marathen lichtete sich, und die feindlichen Soldaten konnten die schweren Musketen der Schotten und den Hass in den Gesichtern dahinter sehen, und die Highlander warteten einen Herzschlag, sodass der Feind ebenso ihren Tod in den Mündungen der angelegten Musketen sehen konnte.

»Ihr feuert tief, ihr Bastarde, sonst müssen wir uns unterhalten«, grollte Harness. Dann holte er tief Luft. »Feuer!«, schrie er, und seine Highlander feuerten nicht hoch. Sie schossen tief, und ihre Kugeln schlugen in Bäuche und Oberschenkel.

»Und jetzt holt sie euch!«, rief Harness. »Kassiert die Bastarde!« Und die Highlander rannten mit ihren Bajonetten und schrillem Kriegsgeschrei, das so misstönend wie die nachlassende Musik ihrer Dudelsäcke klang, auf den Feind zu. Sie waren Killer, die zum Abschlachten losgelassen worden waren, und der Feind wartete nicht, bis sie über ihn kamen, sondern warf sich einfach herum und flüchtete.

In den hinteren Reihen der *compoo* hatte der Feind Platz, um die Flucht zu ergreifen, doch die vorderen Männer wurden durch die hinteren behindert und konnten nicht entkommen.

Ein schreckliches, verzweifeltes Wehklagen ertönte, als die Männer des 78. heranstürmten und ihre Bajonette sich in einer Orgie des Tötens hoben und senken. Ein Offizier führte einen Angriff auf eine Gruppe Fahnenträger, die verzweifelt versuchten, ihre Feldzeichen zu retten, doch die Schotten ließen sich nicht aufhalten.

Sharpe beobachtete, wie die Männer mit den Kilts über die Toten hinwegstapften und sich mit ihren Klingen auf die Lebenden stürzten. Die Fahnen fielen und wurden dann wieder von schottischen Händen angehoben. Ein Hochruf ertönte, und in diesem Moment hörte Sharpe einen weiteren und sah, dass die Sepoys den nächsten Abschnitt der feindlichen Linie angriffen und jetzt, gerade als die ersten Marathen-Soldaten vor den Schotten davongerannt waren, die benachbarten Bataillone vor den Sepoys flüchteten.

Die berühmte feindliche Infanterie war beim ersten Kontakt zusammengebrochen. Sie hatte die dünne Linie auf sich zukommen sehen, und sie musste angenommen haben, dass die roten Röcke noch roter vom schweren Artilleriefeuer wurden, doch die Linie hatte sich unter Beschuss nicht aufhalten lassen und war, getroffen und blutig, unaufhaltsam weitermarschiert. Die Marathen mussten geglaubt haben, dass solche Männer unbesiegbar waren. Die riesigen Schotten in ihren merkwürdigen Kilts hatten die Ersten in die Flucht geschlagen, doch die Sepoy-Bataillone

aus Madras brachten jetzt für die Mitte und die rechte Seite der feindlichen Linie Tod und Verderben. Nur die Linke des Feindes hielt sich noch.

Die Sepoys töteten und verfolgten dann die Flüchtenden, die westwärts strömten.

»Haltet sie!«, rief Wellesley den nächsten Bataillonskommandeuren zu. »Haltet sie!«

Doch die Sepoys waren nicht aufzuhalten. Sie wollten einen geschlagenen Feind verfolgen, und sie strömten hinter ihm her und töteten.

Wellesley schwenkte mit Diomed ab. »Colonel Harness!«

»Sie wollen, dass ich hier eine Auffangstellung formiere?«, fragte der Schotte. Blut tropfte von seinem Säbel.

»Hier«, stimmte Wellesley zu. Die feindliche Infanterie mochte geflüchtet sein, aber eine halbe Meile entfernt war Kavallerie, und diese Reiter galoppierten jetzt los, um die ungeordneten britischen Verfolger anzugreifen. »Setzen sie unsere Geschütze ein, Harness.«

»Ich habe den Befehl bereits gegeben«, sagte Harness und wies auf seine beiden Geschützmannschaften, die sich beeilten, die beiden Sechspfünder in Stellung zu bringen. »Kompaniekolonne!«, brüllte Harness.

Die Schotten, vor einer Minute noch wie wild, rannten jetzt zurück in ihre Reihen. Das Bataillon stand keinem direkten Feind gegenüber. Denn es war weder Infanterie noch Artillerie in Schussweite, doch die entfernte Kavallerie war eine Bedrohung, und so formierte Harness sie in ihre zehn Kompanien, dicht zusammen, sodass sie einem Karree ähnelten. Die geschlossene Formation würde sich selbst gegen jede Kavallerieattacke verteidigen und genauso leicht eine Linie oder Angriffskolonne bilden.

Harness’ zwei Sechspfünder waren abgeprotzt und begannen jetzt, auf die Kavalleristen zu feuern, die – entsetzt über die Vernichtung ihrer Infanterie – verharrten, statt die Rotröcke anzugreifen. Britische und indische Offiziere galoppierten zwischen die Sepoys und befahlen sie

zurück zu ihren Reihen, während Harness' 78. wie eine Festung wirkte, in die sich die Sepoys zurückziehen konnten.

»Geistige Gesundheit ist anscheinend keine Voraussetzung für das Soldatentum«, sagte Wellesley ruhig.

»Sir?« Sharpe war der einzige Mann, der nahe genug beim General war, um zu hören, was er sagte, und er nahm an, dass die Worte an ihn gerichtet waren.

»Das geht Sie nichts an, Sharpe, das geht Sie nichts an«, sagte Wellesley, bestürzt, weil jemand mitgehört hatte. »Eine Feldflasche bitte.«

Es war ein guter Anfang, sagte sich der General, denn die rechte Seite von Pohlmanns Armee war vernichtet, und das hatte nur Minuten gedauert. Er beobachtete, wie die Sepoys zu ihren Reihen eilten und die ersten *puckalees* mit ihren riesigen Ladungen an Feldflaschen und Wasserschläuchen vom nahen Kaitna kamen. Er würde die Männer Wasser trinken lassen, dann konnte die Linie nach Norden ausgerichtet werden, und er konnte den Angriff auf Assaye zu Ende führen.

Der General zog Diomed herum, um das Terrain zu begutachten, über das seine Infanterie vorrücken musste, und gerade als er sich umwandte, brach die Hölle beim Dorf aus.

Wellesley runzelte die Stirn über die dichte Pulverrauchwolke, die plötzlich dicht bei den Mauern aus getrocknetem Schlamm erschienen war. Er hörte Musketensalven, und er konnte sehen, dass es der überlebende linke Flügel der Marathen war, der feuerte, nicht seine Rotröcke, und dass, noch bedrohlicher, eine Woge von Marathen-Kavallerie an der nördlichen Flanke durchgebrochen war und nun frei hinter Wellesleys kleiner Armee schwärmte.

Jemand hatte einen groben Schnitzer gemacht.

Die linke Flanke von William Dodds Regiment lag nur hundert Schritte vor den Schlammmauern von Assaye, wo

die zwanzig Geschütze, die das Dorf verteidigten, dieser Flanke ein zusätzliches Maß an Sicherheit gaben. Vor den Kobras befanden sich sechs weitere Geschütze, zwei davon die langläufigen Achtzehnpfünder, die die Furt bombardiert hatten, während sich Dodds eigene kleine Batterie von Vierpfündern in der kleinen Lücke zwischen der rechten Flanke seiner Männer und dem benachbarten Regiment zusammendrängten.

Pohlmann hatte diese Anordnung seiner Geschütze vor der Infanterie angeordnet, doch Dodd erwartete, dass die Briten in Linie angriffen, und ein Geschütz, das gerade auf eine näher rückende Linie feuerte, konnte viel weniger Schaden anrichten als eines, das von seitwärts auf die gesamte Länge der Linie feuerte. Und so hatte er seine Kanonen weit an der Flanke aufstellen lassen, wo sie die größten Zerstörungen anrichten konnten.

Es war keine schlechte Position, wie Dodd fand. Vor seiner Linie waren hundert Yards offenes Terrain zum Töten, und danach fiel das Land in eine steile Rinne ab, die ostwärts führte. Ein Feind konnte sich der Rinne nähern, aber um Dodds Männer zu erreichen, musste er auf das flache Ackerland klettern, und dort würde er abgeschlachtet werden.

Eine Kakteenhecke umgab das Terrain zum Töten, und das würde dem Feind einige Deckung geben, doch es gab breite Lücken in dem stachligen Zaun. Wenn Dodd Zeit geblieben wäre, hätte er befohlen, die gesamte Hecke dem Erdboden gleichzumachen, doch die notwendigen Äxte dazu waren mit der Bagage meilenweit entfernt. Dodd gab natürlich Joubert die Schuld für die fehlenden Geräte.

»Warum sind sie nicht hier, Monsieur?«, hatte er gefragt.

»Ich habe nicht daran gedacht. Tut mir leid.«

»Es tut Ihnen leid? Es tut Ihnen leid, Schlachten zu gewinnen, Monsieur?«

»Ich werde die Äxte holen lassen«, sagte Joubert.

»Jetzt nicht!«, sagte Dodd. Er wollte keine Männer zum Bagagelager schicken, denn ihr Fehlen würde momentan sein Regiment schwächen, und er erwartete, jetzt jeden Moment angegriffen zu werden.

Er freute sich auf diesen Augenblick, denn der Feind würde sich einem vernichtenden Feuer aussetzen müssen, und Dodd blieb in den Steigbügeln stehen, um nach Anzeichen für den nahenden Feind Ausschau zu halten.

Weit im Osten war einige Kavallerie der Briten und der Company, aber diese Reiter blieben weit aus der Reichweite der Marathen-Geschütze. Andere Feinde mussten in der Reichweite von Pohlmanns Geschützen sein, denn Dodd hörte sie feuern und sah die Wolken von grauweißem Pulverrauch bei jedem Schuss wallen, doch diese Kanonade war weit südlich von ihm und breitete sich nicht an der Linie zu ihm aus, und allmählich dämmerte ihm, dass Wellesley Assaye absichtlich mied.

»Zur Hölle mit ihm!«, entfuhr es ihm laut.

»Monsieur?«, fragte Captain Joubert resigniert, denn er erwartete einen weiteren Tadel.

»Wir werden links liegen gelassen«, beschwerte sich Dodd.

Captain Joubert dachte, dass dies vermutlich ein Segen war. Der Captain hatte seinen mageren Sold in der Hoffnung gespart, sich in Lyon zur Ruhe zu setzen, und wenn General Wellesley sich dazu entschied, Captain Joubert zu ignorieren, war Captain Joubert äußerst glücklich darüber. Und je länger er in Indien blieb, desto attraktiver fand er ein Leben im Ruhestand in Lyon. Und Simone würde in Frankreich besser dran sein, dachte er, denn die Hitze in Indien war nicht gut für sie. Sie hatte sie ruhelos gemacht, Inaktivität hatte ihr Zeit verschafft zu grübeln, und eine denkende Frau hatte noch nie zu etwas Gutem geführt. Wenn Simone in Frankreich war, würde sie beschäftigt sein. Dort würde sie ausgiebig kochen, die Wäsche machen, einen Garten pflegen, sogar Kinder aufziehen. Diese Dinge waren nach Jouberts Meinung die Aufgabe von Frauen, und je eher

er Simone von Indiens sündigen Verlockungen wegbringen konnte, desto besser.

Dodd stellte sich wieder in den Steigbügeln auf, um durch sein Fernrohr südwärts zu spähen. »Das Achtundsiebzigste«, brummte er.

»Monsieur?« Joubert wurde aus seinem glücklichen Tagtraum von einem Haus bei Lyon aufgeschreckt, wo seine Mutter Simone helfen konnte, eine muntere Schar von Kindern aufzuziehen.

»Das Achtundsiebzigste«, sagte Dodd von Neuem, und Joubert stellte sich in den Steigbügeln auf, um zu dem schottischen Regiment zu starren, das aus einer Bodensenke auftauchte, um gegen die Marathen-Linie zu marschieren.

»Und keine Unterstützung für sie?«, fragte Dodd verwundert.

Er hatte gerade den Verdacht, dass Boy Wellesley einen schlimmen Fehler gemacht hatte, als er die Sepoys aus dem Tal kommen sah. Die Angriffslinie sah sehr dünn und zerbrechlich aus, und er konnte sehen, wie Männer vom Artilleriebeschuss zurückgetrieben wurden.

»Warum kommen sie nicht hierher?«, fragte Dodd gereizt.

»Sie kommen, Monsieur«, antwortete Joubert und wies nach Osten.

Dodd drehte sich und starrte hin.

»Dank Gott, von dem aller Segen kommt«, sagte er leise. »Diese Narren!«

Denn der Feind kam nicht nur auf Dodds Stellung zu, sondern näherte sich in einer Kolonne von Halbkompanien. Die feindliche Infanterie war plötzlich am oberen Rand der Rinne aufgetaucht, doch auf Dodds Seite dieses Hindernisses, und es war klar, dass die Rotröcke in weitem Bogen von ihrer Stellung marschiert waren, denn sie waren weit entfernt vom Rest der angreifenden britischen Infanterie. Besser noch, sie hatten sich nicht zu einer Linie formiert.

Ihr Kommandeur musste sich gesagt haben, dass sie besser vorankamen, wenn sie in einer Kolonne vorrückten, und zweifellos wollte er sie vor seinem Angriff zu einer Linie formieren, doch die Männer zeigten noch kein Anzeichen darauf, Gefechtsformation anzunehmen.

Dodd richtete sein Fernrohr auf die Kolonne und war verwirrt. Die führende Halbkompanie bestand aus Soldaten des Königs in roten Uniformröcken, schwarzen Hüten und weißen Hosen, während die vierzig oder fünfzig Männer der Halbkompanie dahinter Kilts trugen, und die anderen fünf Halbkompanien waren allesamt Sepoys der East India Company.

»Es ist die Feldwache des Tages«, sagte er und verstand plötzlich die sonderbare Formation. Er hörte einen Ruf, als ein Geschütz-Captain befahl, dass seine Kanone auf die näher kommenden Männer ausgerichtet wurde, und Dodd rief hastig seinen Kanonieren zu, nicht zu feuern.

»Niemand feuert, Joubert!«, befahl Dodd. Dann gab er seinem Pferd die Sporen und ritt zum Dorf.

Die Infanteristen und Artilleristen, die das Dorf Assaye verteidigten, standen nicht unter Dodds Kommando, doch er gab ihnen trotzdem Befehle.

»Haltet euer Feuer!«, bellte er. »Nicht schießen! Warten! Warten!« Einige der Schützen aus Goa sprachen ein wenig Englisch, und sie verstanden ihn und gaben den Befehl weiter. Die Infanterie des Radschas auf den Mauern oberhalb der Geschütze waren nicht so schnell von Begriff, und einige dieser Männer eröffneten das Feuer auf die fernen Rotröcke, doch die Distanz war für ihre Musketen viel zu groß. Dodd ignorierte sie.

»Ihr feuert, wenn wir feuern, verstanden?«, rief er den Kanonieren zu, und einige von ihnen verstanden, was er vorhatte, und sie grinsten über seine Gerissenheit.

Er ritt zurück zu den Kobras.

Eine zweite britische Formation war etwa hundert Schritte hinter der ersten erschienen. Diese zweite Einheit war ein

komplettes Bataillon Rotröcke, das in Linie vorrückte, und weil es schwierig war, dass eine ausgebreitete Linie so schnell vorrückte wie eine Kolonne von Halbkompanien, war sie hinter die Vorhut zurückgefallen, die unter völliger Missachtung von Assayes wartenden Verteidigern weiter zum Kakteenzaun vorgerückt war.

Es schien ein isolierter Angriff zu sein, weit vom Lärm im Süden entfernt, den Dodd jetzt ignorierte. Gott hatte Dodd eine Chance zum Sieg gegeben, und er spürte, wie die Erregung in ihm anstieg. Es war ein Segen, ein Gottesgeschenk. Er konnte nicht verlieren. Er zog seinen Säbel mit dem Elefantenkopf als Griff und – als ob er sich bedanken wollte – küsste die Stahlklinge.

Die erste Halbkompanie der Vorhut hatte die Kakteenhecke erreicht und verharrte, scheinbar nicht bereit, ihren selbstmörderischen Marsch auf die wartenden Marathen zu fortzusetzen. Artillerie an der Linie, die nicht unter Dodds Kontrolle war, hatte das Feuer auf die Kolonne eröffnet, doch die Marathen-Kräfte mit den weißen Röcken unmittelbar vor der Front der Kolonne verhielten sich ruhig, und der befehlshabende Offizier der Vorhut war anscheinend dadurch ermuntert und drängte seine Männer jetzt vorwärts.

»Warum nimmt er keine Gefechtsformation an?«, fragte sich Dodd laut und betete, dass es nicht geschehen würde, doch sobald die Halbkompanie aus Highlandern im Kilt durch eine Lücke im Kakteenzaun marschiert war, begann sie, sich auszubreiten, und Dodd wusste, dass sein Moment nahe war. Aber warte, sagte er sich, warte auf mehr Opfer.

Und die Sepoys stießen durch die Lücken in der Hecke vor, bis alle Männer der Vorhut vor dem stacheligen Zaun waren und ihre Offiziere und Sergeants sie auf das offene Terrain trieben, wo mehr Platz war, sodass sich die Halbkompanien zu einer Linie formieren konnten.

Captain Joubert befürchtete, dass Dodd das Kommando zur Feuereröffnung zu spät gab. Die zweite britische Formation war jetzt nahe bei der Hecke, und wenn sie erst durch die

Lücken hindurch war, würde das zusätzliches Musketenfeuer bei dem Angriff geben.

Aber Dodd wusste, dass das Regiment viel Zeit brauchen würde, um sich durch die Hecke zu manövrieren, und er war nur wegen der drei- oder vierhundert Männer der Vorhut besorgt, die jetzt gerade achtzig Yards von der Linie der Geschütze entfernt und immer noch nicht richtig formiert waren. Seine eigenen Männer waren hundert Schritte hinter den Geschützen, aber jetzt befahl er sie vorwärts.

»Regiment vorrücken!«, brüllte er. »Im Geschwindschritt!«

Sein Übersetzer rief den Befehl, und Dodd beobachtete stolz, wie seine Männer prompt auf sein Kommando reagierten, als sie die in Stellung gebrachte Artillerie erreichten.

»Danke, Herr«, betete er.

Die Vorhut, sich plötzlich des Grauens bewusst, das sie erwartete, begann sich zu beeilen, als sie sich zu einer Linie ausbreitete, aber immer noch ließ Dodd nicht feuern. Stattdessen ritt er auf seinem neuen Pferd hinter die Reihen seiner Männer.

»Ihr feuert tief!«, sagte er zu seinen Kobras. »Haltet euer Feuer tief! Zielt auf ihre Oberschenkel!« Die meisten Soldaten feuerten hoch, und so würde ein Mann, der auf die Knie des Feindes zielte, wahrscheinlich seine Brust treffen.

Dodd legte eine Pause ein, um die Vorhut zu beobachten, die jetzt in doppelter Linie vorrückte. Dodd atmete tief durch. »Legt an. Feuer!«

Vierzig Geschütze und über achthundert Musketen zielten auf die Vorhut, und kaum ein Geschütz oder eine Muskete schoss daneben. Gerade war das Terrain vor der Hecke noch voller Soldaten, und im nächsten Augenblick war es ein Leichenfeld, gepeitscht von Metall und Feuer, und obwohl Dodd nichts durch den Pulverrauch sehen konnte, wusste er, dass die Linie der Rotröcke praktisch vernichtet war.

Die Salve war massiv gewesen. Zwei der Geschütze waren die Achtzehnpfünder-Belagerungsgeschütze gewesen, und

Dodd bedauerte nur, dass sie mit Kanonenkugeln statt mit Kartätschen geladen gewesen waren, aber jetzt konnte er wenigstens mit Kartätschen neu laden lassen und so das britische Bataillon, das fast die Kakteenhecke erreicht hatte, übel zurichten lassen konnte.

»Laden!«, befahl Dodd seinen Männern. Der Rauch lichtete sich, und als er abzog, konnte er die Leichen der Feinde auf dem Boden sehen. Er sah zuckende, kriechende und sterbende Männer. Die meisten davon bewegten sich überhaupt nicht, obwohl ihr befehlshabender Offizier oder wenigstens der einzige Mann, der auf einem Pferd saß, wie durch ein Wunder noch lebte. Er drängte sein Pferd zurück durch die Hecke.

»Feuer!«, brüllte Dodd, und eine zweite Salve peitschte über das Leichenfeld, durch die Hecke und schlug in das Bataillon dahinter. Dieses Bataillon wurde noch schlimmer von der Artillerie bestraft, denn diese feuerte jetzt Kartätschen, und die Explosionen des Metalls rissen die Hecke auseinander und vernichteten die kleine Deckung der Rotröcke. Die kleinen Vierpfünder-Geschütze, die sonst winzige Kanonenkugeln abfeuerten, dienten jetzt als gewaltige Schrotflinten, um die Rotröcke mit Dodds improvisierten Kartätschen zu überziehen. Seine Sepoys stopften die Patronen in den Lauf und stießen ihre Ladestöcke nach. Das trockene Gras vor ihnen flackerte mit Hunderten blasser Flammen, wo das brennende Patronenpapier es in Brand gesetzt hatten.

»Feuer!«, rief Dodd wieder und sah, kurz bevor die Wolke von Pulverrauch seine Sicht verhüllte, dass der Feind zurückwich. Die Salve krachte, und die Luft war vom Gestank fauler Eier erfüllt.

»Laden!«, rief Dodd und bewunderte die Tüchtigkeit seiner Männer. Keiner war in Panik geraten, niemand hatte seinen Ladestock falsch gehandhabt. Soldaten wie ein Uhrwerk, dachte er, wie Soldaten sein sollten, während der Feind das Feuer nur sporadisch erwiderte. Zwei oder drei von Dodds

Männern waren gefallen, und eine Hand voll war verwundet, doch sie hatten die führende britische Einheit vernichtet und trieben die nächste zurück.

»Regiment vorrücken!«, schrie er und lauschte, als sein Übersetzer den Befehl wiederholte.

Sie marschierten in Linie durch ihren eigenen Pulverrauch und dann durch die unzähligen toten und sterbenden feindlichen Männer der Vorhut. Soldaten bückten sich bei den Leichen, um ihnen Beute abzunehmen. Dodd trieb sie mit Schreien an weiterzugehen. Die Kriegsbeute konnte warten.

Sie erreichten die Reste der Kakteenhecke, wo Dodd die Männer anhalten ließ. Das britische Bataillon zog sich immer noch zurück, suchte offenbar die Sicherheit der Rinne.

»Feuer!«, rief Dodd, und die Salve seiner Männer stieß die Rotröcke noch weiter zurück. »Laden!« Die britische Linie zog sich jetzt schnell zurück, aber von Norden, vom Terrain beim Fluss, ritt Kavallerie nach Süden, um sich dem Gemetzel anzuschließen. Dodd wünschte sich, die Kavallerie würde sich heraushalten, denn er hatte die Vorstellung, dieses britische Bataillon hinab zur Landzunge zu treiben, wo die Flüsse zusammenflossen, sodass die letzten ihrer Männer in den Untiefen des Kaitna sterben würden, doch er wagte es nicht, eine weitere Salve zu feuern, weil er die Kavallerie treffen könnte.

»Weiter vorrücken!«, sagte er zu seinem Übersetzer. Er würde die Kavallerie ihren großen Moment haben lassen und dann mit dem Schlachten selbst weitermachen.

Der britische Bataillonskommandeur sah die Kavallerie und wusste, dass er den Rückzug stoppen musste. Seine Männer waren noch in Linie, einer Linie aus nur zwei Reihen, und Kavalleristen träumten davon, Infanterie in Linie anzugreifen.

»Formiert ein Karree!«, rief der befehlshabende Offizier, und die beiden Flügel der Linie zogen sich gehorsam zur Mitte zurück. Die jeweils äußeren Kompanien schwenkten

nochmals ein, und so formierte die Einheit ein Viereck. Plötzlich sah sich die Kavallerie einer Feste von Rotröcken, Musketen und Bajonetten gegenüber. Die vorderen Reihen des Karrees knieten sich hin und stemmten ihre Musketen auf den Boden, während die hinteren ihre Musketen auf die nahenden Reiter anlegten.

Die Kavallerie hätte beim Anblick des Karrees abschwenken sollen, doch sie hatte das Massaker jenseits der Kakteenhecke gesehen und wollte mitmischen, und so legten sie ihre mit Wimpeln versehenen Lanzen an und hoben ihre *tulwars*, stießen Kriegsschreie aus und galoppierten geradewegs auf die Rotröcke zu. Und die Rotröcke ließen sie nahe herankommen, bevor der Befehl geschrien wurde und die Spitze des Karrees, das der Kavallerie am nächsten war, in Feuer und Rauch getaucht wurde und getroffene Pferde im Todeskampf schrill wieherten und verendeten.

Die überlebenden Reiter schwenkten zur Seite hin ab und mussten eine weitere tödliche Salve hinnehmen, als sie an den Seiten des Karrees vorbeiritten. Weitere Pferde taumelten und brachen Staub aufwirbelnd zusammen. Ein *tulwar* rutschte über den Boden, und sein Besitzer schrie auf, als sein Bein unter dem Gewicht seines sterbenden Pferdes eingeklemmt wurde.

»Laden!«, rief eine schottische Stimme innerhalb des Karrees, und die Rotröcke luden ihre Musketen.

Die Kavallerie preschte weiter in offenes Terrain und machte dort kehrt. Einige der Pferde waren jetzt ohne Reiter, andere waren blutig, aber alle galoppierten zurück auf das Karree zu.

»Lasst sie nahe herankommen!«, schrie ein berittener Offizier im Karree. »Lasst sie näher kommen! Wartet noch! Legt an! Feuer!«

Weitere Pferde brachen zusammen, und diesmal schwenkte die Kavallerie nicht ab, um an den Flanken des Karrees vorbeizugaloppieren, sondern sie gab ihren Pferden

die Sporen und ritt außer Reichweite. Zwei Lektionen hatten sie Vorsicht gelehrt, doch sie ritten nicht weit weg, gerade weit genug, um außer Reichweite der Musketen der Rotröcke zu sein.

Die Anführer der Kavallerie hatten Dodds Regiment durch die Kakteenhecke kommen gesehen und wussten, dass ihre eigene Infanterie, in Linie angreifend, erst das Karree mit Musketenbeschuss sprengen musste, dann konnten die Reiter zurückkehren, um die Überlebenden zu erledigen und die großen, farbenprächtigen Fahnen zu erbeuten und als Trophäen vor Sindhias Füße zu legen.

Dodd konnte sein Glück kaum fassen. Zuerst hatte er die Einmischung der Kavallerie verabscheut, hatte angenommen, sie wollten ihm seinen Sieg stehlen, doch ihre beiden unnützen Angriffe hatten das feindliche Bataillon gezwungen, ein Karree zu bilden, und die Mathematik diktierte, dass ein Bataillon im Karree nur ein Viertel seiner Musketen gegen den Angriff einer Linie nutzen konnte. Und das britische Bataillon, das Dodd jetzt an den weißen Uniformaufschlägen als das 74. Regiment erkannte, war viel kleiner als Dodds Kobras. Es hatte vermutlich nur halb so viele Männer. Und zusätzlich zu Dodds Männern war ein ungeordnetes Regiment von der Infanterie des Radschas von Berar aus Assaye geströmt, um sich dem Gemetzel anzuschließen, während ein Bataillon von Duponts *compoo*, die auf Dodds rechter Flanke postiert war, ebenfalls angerückt war, um sich dem Töten anzuschließen.

Dodd ärgerte sich über die Anwesenheit dieser Männer und befürchtete, dass sie den Ruhm seines Sieges abschwächen könnten, doch er konnte kaum befehlen, dass sie wegbleiben sollten. Wichtig war einzig und allein, die Highlander vernichtend zu schlagen.

»Wir werden die Bastarde mit Salvenfeuer fertig machen«, sagte er seinen Männern und wartete darauf, dass seine Worte übersetzt wurden. »Und dann werden wir ihnen mit Bajonetten den Rest geben. Und ich will diese beiden

Fahnen haben! Ich will, dass sie heute Nacht in Sindhias Zelt hängen!«

Die Schotten wartete nicht untätig auf den Angriff. Dodd konnte Männer in kleinen Gruppen aus dem Karree ausscheren sehen, und zuerst dachte er, sie plünderten die toten Kavalleristen, doch dann sah er, dass sie die Leichen von Männern und Pferden zurückschleiften, um einen niedrigen Wall zu bilden.

Die wenigen Überlebenden der Vorhut hatten sich zu den Schotten gerettet, die jetzt in einem schrecklichen Dilemma gefangen waren. Indem sie im Karree blieben, schützten sie sich vor jedem Angriff der Kavallerie, die sich immer noch im Süden herumtrieb, machten sich gleichzeitig jedoch zu einem leichten Ziel für die Musketen des Feindes. In der Linie dagegen konnten sie all ihre Musketen gegen die feindliche Infanterie einsetzen, aber sie machten sich selbst zum Köder für die Kavallerie.

Ihr befehlshabender Offizier entschied sich dafür, im Karree zu bleiben. Dodd nahm an, dass er das Gleiche tun würde, wenn er je so närrisch wäre, in die Falle zu gehen, wie es diese Dummköpfe getan hatten. Sie mussten immer noch erledigt werden, und das versprach schreckliche Arbeit, denn das 74. war ein berüchtigt hartes Regiment, doch Dodd hatte den Vorteil der zahlenmäßigen Überlegenheit und der Stellung, und er war überzeugt, dass er gewinnen musste.

Die Schotten waren da anderer Meinung. Sie duckten sich hinter ihrer Barrikade von Leichen und Pferdekadavern und schickten mörderisches Musketenfeuer zu den weiß berockten Kobras.

Ein einsamer Dudelsackpfeifer, der gegen den Befehl, sein Instrument in Naulniah zu lassen, verstoßen hatte, spielte im Zentrum des Karrees. Dodd konnte die Musik hören, den Musiker jedoch nicht sehen und eigentlich das Karree auch nicht, denn es war von dichtem Pulverrauch vernebelt. Der Rauch wurde von den Blitzen des Musketenfeuers erhellt,

und Dodd glaubte zu hören, wie die schweren Kugeln in seine Männer schlugen.

Die Kobras rückten nicht länger vor, denn je näher sie dem tödlichen Rauch kamen, desto größer waren ihre Verluste. Sie verharrten fünfzig Yards vom Karree entfernt und ließen ihre eigenen Musketen sprechen. Sie luden und schossen und luden so schnell wie ihre Feinde, doch zu viele ihrer Kugeln waren vergeudet, weil sie die Barrikade der Leichen trafen. Alle vier Seiten des Karrees feuerten jetzt, denn das 74. war umzingelt. Im Westen feuerte Dodds Angriffslinie, im Norden die Infanterie des Radschas, während sie im Osten und Süden die Kavallerie in Schach hielt. Die Marathen-Reiter, die den Tod des schottischen Regiments förmlich rochen, ritten immer näher heran. Sie hofften, dass sie die Fahnen vor der Infanterie erbeuten konnten.

Dodds Kobras, zusammen mit dem Bataillon von Duponts *compoo*, begannen, sich an der südlichen Flanke des gefangenen Regiments zusammenzuziehen. Es sollte nur drei oder vier Salven dauern, um die Sache zu beenden, und danach konnten seine Männer mit dem Bajonett zur Tat schreiten. Seine Männer feuerten keine Salven mehr, sondern schossen, sobald ihre Musketen geladen waren. Dodd spürte ihre Aufregung und versuchte, sie zu zügeln.

»Verschwendet nicht euer Feuer!«, rief er. »Zielt tief!«

Dodd hatte nicht den Wunsch, durch den stinkenden Rauch einen Angriff zu führen, um dann vor einer geordneten Formation rachsüchtiger Highlander zu stehen, die mit aufgepflanzten Bajonetten wartete. Er mochte die Schotten nicht, aber er hatte ein gesundes Maß an Furcht vor ihnen, wenn sie mit kaltem Stahl kämpften. Dünnt die Bastarde erst aus, lasst sie bluten, und dann massakriert sie, dachte er, doch seine Männer waren zu erregt von der Aussicht auf den nahe bevorstehenden Sieg, um sich Sorgen zu machen, dass sie zu hoch schossen oder ihre Munition an der Barrikade der Leichen vergeudet wurde.

»Zielt tief!«, rief er wieder. »Zielt tief!«

»Es wird nicht mehr lange dauern«, sagte Joubert. Der Franzose wunderte sich, dass die Schotten immer noch kämpften.

»Es ist nicht leicht, Schotten zu töten«, sagte Dodd. Er trank einen Schluck aus seiner Feldflasche. »Ich hasse die Bastarde. Alles Prediger oder Diebe. Sie stehlen den Engländern die Jobs. Zielt tief!«

Ein Mann wurde nahe bei Dodd zurückgeworfen, und sein weißer Rock war voller Blut.

»Joubert?«, rief Dodd über die Schulter zu dem Franzosen.

»Monsieur?«

»Bringen Sie zwei der Regimentsgeschütze, geladen mit Kartätschen. Das wird das Ende der Bastarde sein.«

Zwei Ladungen von Kartätschen von den Vierpfündern würden große Lücken in das schottische Karree blasen, und Dodd konnte dann seine Männer in die Lücken führen und das sterbende Regiment von innen nach außen filetieren. Er wollte verdammt sein, wenn die Kavallerie die Fahnen erbeuten würde. Sie gehörten ihm! Es war Dodd gewesen, der diese Highlander zum Stillstand gebracht hatte, und er plante, die seidenen Banner zu Sindhias Zelt zu bringen und dort seine saftige Belohnung zu kassieren.

»Beeilen Sie sich, Joubert!«, rief er.

Dodd zog seine Pistole und feuerte über die Reihen seiner Männer hinweg in den Rauch, der das sterbende Karree verhüllte.

»Zielt tief!«, rief er. »Vergeudet nicht euer Feuer!«

Aber jetzt würde es nicht mehr lange dauern. Zweimaliger Beschuss mit Kartätschen, nahm er an, und dann würden die Bajonette ihm den Sieg bringen.

Major Samuel Swinton stand hinter dem westlichen Rand des Karrees, der auf die weiß berockte Infanterie blickte. Er hörte eine englische Stimme Befehle und Ermunterungen in die feindlichen Linien schreien, und obwohl Swinton selbst Engländer war, ärgerte er sich über den Akzent.

Kein englischer Bastard würde das 74. Regiment vernichten, nicht, solange Major Swinton das Kommando hatte. Er sagte seinen Männern, dass ein Engländer ihr Feind war, und das schien ihren Eifer anzustacheln.

»Haltet tief auf sie!«, rief er. »Feuert weiter!«

Die kniende erste Reihe hatte etwas Deckung durch ihre improvisierte Barrikade. Für die stehende zweite Reihe war ihr einziger Schutz der Rauch, der das Regiment vor den Feinden verbarg. Gott sei Dank hat der Feind keine Artillerie vorangebracht, dachte Swinton.

Musketenkugeln peitschten in das Karree. Viele davon, besonders die von Norden, fauchten über sie hinweg, doch das Regiment mit den weißen Röcken war besser ausgebildet, und ihr Musketenfeuer erzielte Wirkung, so viel, dass Swinton die innere Reihe der östlichen Seite abzog und sie der westlichen zufügte. Die Sergeants und Corporals schlossen die Reihe, als die feindlichen Kugeln Männer zurück in das blutige Innere des schrumpfenden Karrees schleuderten.

Der Major trat zwischen die schottischen Gefallenen und Verwundeten. Swintons Pferd war von drei Musketenkugeln tödlich getroffen worden, und der Major hatte ihm mit seiner Pistole den Gnadenschuss gegeben.

Colonel Orrock, der die Vorhut zuerst in die Katastrophe geführt hatte, hatte ebenfalls sein Pferd verloren. »Es war nicht meine Schuld«, beteuerte er dem Major immer wieder, und Swinton hätte dem Bastard am liebsten jedes Mal ins Gesicht geschlagen. »Ich habe Wellesleys Befehle befolgt!«, behauptete Orrock.

Swinton ignorierte den Narren. Gleich zu Beginn des Vorrückens hatte Swinton gespürt, dass die Vorhut zu weit nach rechts ging. Orrocks Befehle waren klar genug gewesen. Er hatte sich rechts halten sollen, somit den Platz schaffen sollen, damit sie in die Linie kamen, und dann geradeaus angreifen sollen, doch der Narr hatte seine Männer weiter nordwärts geführt, und Swinton, der versucht

hatte, einen Bogen um die Vorhut zu schlagen, um an ihre rechte Seite zu gelangen, hatte nie eine Chance gehabt, in Position zu gelangen. Er hatte gesehen, wie der Adjutant des 74. mit Orrock gesprochen und gefleht hatte, dass der Colonel der East India Company voraus abschwenken würde, doch Orrock hatte den Mann arrogant abgewiesen und war weiterhin gen Assaye marschiert.

Swinton hatte dann eine Wahl gehabt. Er hätte Orrock ignorieren und seinen eigenen Angriff gerade ausrichten und die rechte Seite der Linie bilden können, die Wellesley vormarschieren ließ, doch die führende Halbkompanie von Orrocks Vorhut waren fünfzig Männer von Swintons eigenem Regiment, und der Major war nicht bereit zuzuschauen, wie diese fünfzig Männer von einem Narren geopfert wurden, und so war er der Vorhut auf ihrem falschen Kurs in der Hoffnung gefolgt, dass das Feuer seiner Männer Orrock retten konnte.

Es hatte nicht geklappt. Nur vier der fünfzig Männer der Halbkompanie hatte sich dem Regiment wieder anschließen können, der Rest war tot oder lag im Sterben, und jetzt schien das ganze 74. Regiment dem Untergang geweiht zu sein. Sie waren von Lärm und Rauch umgeben, von Feinden umzingelt, starben in ihrem Karree, doch der Dudelsackpfeifer spielte immer noch, und die Männer kämpften weiter, und das Regiment lebte immer noch, und die beiden Fahnen war hoch erhoben, obwohl die jetzt ausgefransten Rechtecke aus Seide zerfetzt und von Kugeleinschlägen durchlöchert waren.

Einem Fähnrich des Flaggentrupps schlug eine Musketenkugel ins linke Auge, und er stürzte lautlos zurück. Ein Sergeant packte die Fahnenstange und hielt sie in der einen Hand und mit der anderen eine Pike. Gleich, das war dem Sergeant klar, würde er mit der Pike kämpfen müssen. Das Karree würde mit einem Haufen blutiger Männer rund um die Fahnen enden, und der Feind würde über sie

herfallen, und für einen Augenblick würde der Kampf Stahl gegen Stahl toben.

Der Sergeant nahm sich vor, die Fahne einem verwundeten Kameraden zu geben und zu versuchen, so viel Schaden wie möglich mit der scharfen Klinge an der Spitze seines Schaftes anzurichten. Es war ein Jammer zu sterben, aber er war Soldat, und niemand hatte eine Möglichkeit aufgetan, wie man ewig leben konnte, nicht einmal diese cleveren Bastarde in Edinburgh. Er dachte an seine Frau in Dundee und an seine Frau im Lager bei Naulniah, und er bedauerte seine vielen Sünden, denn es war nicht gut, wenn man mit schlechtem Gewissen zu seinem Gott ging, aber jetzt war es zu spät, und so packte er seine Pike fester, verbarg seine Furcht und entschloss sich, wie ein Mann zu sterben und ein paar andere Männer mit in den Tod zu nehmen.

Die Musketenkolben wurden von den Highlandern an ihre Schultern gedrückt. Sie bissen die Spitze von Patronen, und bei jedem Biss schmeckten sie salziges Schießpulver, sodass sie keinen Speichel mehr hatten, nur knochentrockene Kehlen, die nach Rauch stanken. Und die *puckalees* des Regiments waren weit entfernt, verloren irgendwo im Hinterland.

Die Schotten feuerten weiter, und die Pulverfunken aus der Pfanne brannten auf ihren Wangen, und sie luden und rammten den Ladestock in den Lauf, feuerten, und irgendwo jenseits des Rauchs krachte das feindliche Feuer und schlug in die Barrikade aus Leichen oder stieß einen Mann in einem Sprühregen von Blut zurück. Verwundete kämpften neben den Lebenden, die Gesichter vom Pulver geschwärzt, durstig und mit trockenem Mund und vom Rückstoß der Musketenkolben schmerzender Schulter. Und die weißen Kragen und Ärmelaufschläge ihrer roten Uniformröcke waren rot vom Blut der Männer, die gefallen waren oder jetzt starben.

»Aufschließen!«, riefen die Sergeants, und das Karree schrumpfte ein paar weitere Fuß, als sterbende Männer in

die Mitte des Karrees zurückgezerrt wurden und die Lebenden die Reihen schlossen. Männer, die am Beginn des Tages fünf oder sechs Glieder auseinander gewesen waren, waren jetzt Nachbarn.

»Es war nicht meine Schuld!«, beteuerte Orrock.

Swinton hatte nichts dazu zu sagen. Es gab nichts zu sagen und nichts anderes zu tun, als zu sterben, und so hob er die Muskete eines Gefallenen auf, hängte sich die Patronenschachtel der Leiche um und drängte sich in die westliche Reihe. Der Mann zu seiner Rechten war betrunken, doch Swinton machte sich nichts daraus, denn der Mann kämpfte.

»Sie sind gekommen, um mal was Anständiges zu tun, Major?«, begrüßte der Betrunkene Swinton mit einem Grinsen.

»Ich bin gekommen, um etwas richtige Arbeit zu erledigen, Tam«, stimmte Swinton zu.

Er biss das Ende von einer Patrone ab, lud die Muskete, spannte, legte an und feuerte in den Rauch. Er lud neu, feuerte abermals und betete, tapfer zu sterben.

Fünfzig Yards entfernt beobachtete William Dodd die Rauchwolke vom schottischen Musketenfeuer. Sie wird kleiner, dachte er. Männer starben dort, und das Karree schrumpfte, doch es spuckte immer noch Feuer und Blei. Dann hörte er das Klirren von Ketten. Er wandte sich um und sah, dass die beiden Vierpfünder-Geschütze zu ihm gezogen wurden. Er würde jedes der Geschütze einmal Kartätschen feuern lassen, dann würde er seinen Männern befehlen, die Bajonette aufzupflanzen, und danach würde er sie über den Wall der Leichen mitten in den Rauch führen.

Und dann kam das Trompetensignal.

KAPITEL 11

Colonel McCandless war nahe bei seinem Freund Colonel Wallace geblieben. Wallace war der Kommandeur der Brigade, die die rechte Seite von Wellesleys Linie bildete.

Wallace hatte die Vorhut und sein eigenes Regiment, das 74., irgendwo im Norden verschwinden sehen, doch er war zu beschäftigt gewesen, seine beiden Sepoy-Bataillone in die Angriffslinie zu Orrock oder Swinton zu bringen, um sich zu ärgern. Er beauftragte einen Adjutanten damit, Orrocks Männer zu beobachten, rechnete damit, dass sie jeden Augenblick zu ihm einschwenken würden.

Dann vergaß er die fehlgeleitete Vorhut, als seine Männer aus der Senke in das Feuer der Marathen-Geschützlinie stiegen. Kartätschen zerfetzten Wallaces Reihen, es peitschte wie Hagel aus den Musketen seiner Männer, und es peitschte Laub von den verstreuten Bäumen, zwischen denen die Madras-Bataillone marschierten, aber genau wie das 78. Regiment machten die Sepoys nicht kehrt. Sie marschierten stur wie Männer, die sich gegen einen Sturm stemmten, und nach sechzig Schritten ließ Wallace sie halten, um sie eine Salve zu den Kanonieren schicken zu lassen.

McCandless konnte hören, wie die Musketenkugeln von den bemalten Rohren der Geschütze abprallten. Sevajee war bei ihm und starrte ehrfürchtig, als die Sepoys neu luden und weitermarschierten, mit aufgepflanzten Bajonetten für die Kanoniere.

Für einen Augenblick gab es ein chaotisches Abschlachten, als Madras-Sepoys Kanoniere aus Goa um die Geschütze herumjagten, doch Wallace sah bereits voraus und erkannte, dass die berühmte feindliche Infanterie wankte, offenbar schockiert von dem leichten Sieg des 78., und so rief der Colonel seinen Sepoys zu, die Kanoniere zu ignorieren, sich

neu zu formieren und den Angriff auf die Infanterie fortzuführen.

Es dauerte einen Moment, die Linie zu formieren, und dann rückte sie von den Geschützen weg auf die Infanterie zu. Wallace ließ eine Salve schießen, dann griff er an, und die ganze Linie der berühmten Marathen-Fußsoldaten flüchtete vor dem Sepoy-Angriff.

McCandless war in den nächsten Augenblicken beschäftigt. Er wusste, dass der Angriff nicht in der Nähe von Dodds Regiment geführt worden war, aber das hatte er auch nicht erwartet. Er hoffte, mit Wallace nordwärts reiten zu können, um das 74. zu finden, das Regiment, das seiner Beute am nächsten war, doch als die Sepoys ihre Selbstkontrolle verloren hatten und aus ihren Reihen ausgebrochen waren, um die geschlagene feindliche Infanterie zu verfolgen, half McCandless den anderen Offizieren, sie zu sammeln und zurückzutreiben. Sevajee und seine Reiter blieben zurück, denn es bestand die Möglichkeit, dass man sie irrtümlich für feindliche Kavallerie hielt.

Für einen Moment bestand die Gefahr, dass die verstreuten Sepoys angegriffen und von der Masse der feindlichen Kavallerie im Westen abgeschlachtet wurden, doch ihre eigene flüchtende Infanterie war der Kavallerie im Weg, und das 78. stand wie eine Festung auf der linken Flanke. Die Bataillonsgeschütze schickten der Kavallerie Feuer entgegen und die Marathen-Reiter hielten es nach einem halbherzigen Vorstoß für besser, nicht anzugreifen.

Die Sepoys formierten ihre Reihen wieder und grinsten wegen ihres Siegs. McCandless gesellte sich nach der Erledigung seiner kleinen Aufgabe wieder zu Sevajee.

»So kämpfen also die Marathen«, bemerkte der Colonel abfällig.

»Söldner, Colonel, Söldner«, sagte Sevajee, »keine Marathen.«

Fünf siegreiche Rotrock-Regimenter standen jetzt in den Reihen auf der südlichen Hälfte des Schlachtfelds. Im

Westen war die feindliche Infanterie immer noch ungeordnet, obwohl Offiziere sie neu zu formieren versuchten, während sich im Osten ein entsetzlicher Anblick von blutigen Leichen bot, über die die Rotröcke vorgerückt waren.

Die fünf Regimenter hatten die Geschützlinie durchbrochen und die Infanterie verjagt und formierten sich jetzt etwa zweihundert Schritte westlich der Stelle, an der die Marathen-Infanterie ihre Linie gebildet hatte, von wo aus sie auf die Spur des Gemetzels zurückblicken konnte, das sie verursacht hatte.

Reiterlose Pferde galoppierten durch die lichter werdenden Pulverrauchwolken, wo Hunde bereits an den Toten fraßen und Vögel mit schwarzen Schwingen auf Leichen herabschwebten.

Jenseits der Gefallenen, auf dem fernen Terrain, auf dem die Schotten und Sepoys ihr Vorrücken begonnen hatten, war jetzt Marathen-Kavallerie, und McCandless, der durch sein Fernrohr spähte, sah einige der Kavalleristen aufgegebene britische Geschütze anschirren, deren Ochsengespanne von dem Bombardement getötet worden waren, mit dem die Marathen die Schlacht eröffnet hatten.

»Wo ist Wellesley?«, fragte Colonel Wallace McCandless.

»Er ist nordwärts geritten.« McCandless starrte jetzt zum Dorf, wo furchtbar gekämpft wurde, doch er konnte keine Einzelheiten erkennen, denn dort verhinderten dichte Baumreihen eine freie Sicht auf den Kampf. Aber der Pulverrauch, der über den Kronen der Bäume aufstieg, war ebenso beredt wie das unaufhörliche Musketenfeuer.

McCandless wusste, dass er dort, wo der Kampf tobte, seine Mission erfüllen musste, denn Dodd war sicherlich in der Nähe des Kampfes oder daran beteiligt, doch der Weg dorthin war McCandless’ durch den Stumpf der Marathen-Verteidigungslinie versperrt, den Abschnitt der Linie, der weder von den Schotten noch den Sepoys angegriffen worden war. Um den Kampfplatz zu erreichen, hätte

McCandless einen weiten Bogen nach Osten schlagen müssen, aber dieser Landstrich war voll von marodierenden Trupps feindlicher Kavallerie.

»Ich hätte mit Swinton vorrücken sollen«, sagte er reumütig.

»Wir holen ihn schon bald ein«, sagte Wallace, jedoch ohne Überzeugung. Es war für beide Männer klar, dass Wallaces Regiment, das 74., zu weit nach Norden marschiert war und sich im Dickicht der Marathen-Verteidigungslinien um Assaye herum verheddert hatte.

»Zeit, nach Norden zu schwenken, finde ich«, sagte Wallace, und er rief seinen beiden Sepoy-Bataillonen den Befehl zu. Er hatte keine Machtbefugnis über die verbliebenen beiden Sepoy-Bataillone, doch er war bereit, sie auf das entfernte Dorf zumarschieren zu lassen, in der Hoffnung, sein eigenes Regiment zu retten.

McCandless beobachtete, wie Wallace die beiden Bataillone vorbereitete. Dieser Teil des Schlachtfelds, vor Minuten ohrenbetäubend erfüllt vom Krachen der Kartätschen und dem Hämmern von Salven, war jetzt unheimlich ruhig. Wellesleys Angriff war erstaunlich erfolgreich gewesen, und der Feind gruppierte sich um, während die Angreifer, siegreich auf dem Nordufer des Kaitna, Atem holten und nach dem nächsten Ziel Ausschau hielten.

McCandless dachte, dass Sevajees Hand voll Reiter eine Eskorte war, die ihn sicher zum Dorf eskortieren konnte, doch ein weiterer Trupp von Marathen-Kavallerie galoppierte aus einer Bodensenke herauf. Wellesley und seine Adjutanten waren nordwärts geritten und hatten anscheinend die feindlichen Reiter überlebt, doch das Passieren des Generals hatte weitere Reiter auf das Gebiet aufmerksam gemacht, und McCandless hatte nicht vor, Spießruten zu laufen, und so gab er die Idee eines Gewaltrittes nach Norden auf.

Gerade in diesem Augenblick bemerkte er Sergeant Hakeswill, der bei einem toten Feind kauerte, mit den Zügeln eines reiterlosen Pferdes in einer Hand. Eine Gruppe Rotröcke war bei ihm, alle von seinem eigenen 33. Regiment. Und als McCandless den Sergeant sah, schaute Hakeswill auf und bedachte den Schotten mit einem so feindseligen Blick, dass McCandless sich fast entsetzt abgewandt hätte.

Stattdessen trieb er jedoch sein Pferd an und ritt die paar Yards zu Hakeswill hin.

»Was machen Sie hier, Sergeant?«, fragte er scharf.

»Meine Pflicht, Sir, wie sie mir obliegt«, sagte Hakeswill. Wie immer, wenn er von einem Offizier angesprochen wurde, hatte er sich aufgerichtet und stand still.

»Und was sind Ihre Pflichten?«, fragte McCandless.

»*Puckalees*, Sir. Ich habe die Aufsicht über die *puckalees*, stelle sicher, dass die kleinen Irren ihre Pflicht tun, Sir, nichts sonst. Was sie tun, weil ich mich wie ein Vater um sie kümmere.« Er entspannte sich gerade genug, um schnell in Richtung des 78. Regiments zu blicken, wo eine Gruppe von *puckalees* ihre Wasserschläuche verteilte, die sie im Fluss gefüllt hatte.

»Haben Sie schon an Colonel Gore geschrieben?«, fragte McCandless.

»Habe ich schon an Colonel Gore geschrieben, Sir?«, wiederholte Hakeswill die Frage, und in seinem Gesicht zuckte es schrecklich. Er hatte vergessen gehabt, dass er den Haftbefehl neu ausstellen lassen sollte, denn er hatte sich darauf verlassen, dass McCandless tot sein würde, damit Sharpes Festnahme nichts mehr im Weg stand. Nicht, dass dies der Ort war, um McCandless zu ermorden, denn hier waren Tausende Zeugen in Sicht. »Ich habe alles Menschenmögliche getan, Sir, wie es ein Soldat tun sollte«, antwortete Hakeswill ausweichend.

»Ich werde selbst an Colonel Gore schreiben«, sagte McCandless, »denn ich habe über diesen Haftbefehl

nachgedacht. Haben Sie ihn bei sich?«

»Jawohl, Sir.«

»Dann lassen Sie ihn mich noch einmal sehen«, verlangte der Colonel.

Unwillig zog Hakeswill das schmuddelige Papier aus seiner Tasche und hielt es dem Colonel hin.

McCandless entfaltete den Haftbefehl, überflog ihn und erkannte plötzlich die Verlogenheit der Worte. »Hier steht, dass Captain Morris in der Nacht vom 5. August angegriffen worden ist.«

»So war es, Sir. Übel angegriffen, Sir.«

»Dann kann es nicht Sharpe gewesen sein, der den Angriff begangen hat, Sergeant, denn in der Nacht zum 5. war er mit mir zusammen. Das war der Tag, an dem ich Sergeant Sharpe von Seringapatams Waffenkammer abgeholt habe.« McCandless' Gesicht verzog sich angewidert, als er auf den Sergeant hinabblickte. »Sie sagen, Sie waren Zeuge des Angriffs?«

Hakeswill wusste, dass er verloren hatte. »Es war eine dunkle Nacht, Sir«, sagte er hölzern.

»Sie lügen, Sergeant.« McCandless' Stimme klang eisig, »und mein Brief an Colonel Gore wird Ihre Lüge beweisen. Sie haben hier nichts zu suchen, und darüber werde ich Major General Wellesley informieren. Wenn es nach mir ginge, würde Ihre Bestrafung hier stattfinden, aber es liegt am General, das zu entscheiden. Sie werden mir jetzt dieses Pferd geben.«

»Dieses Pferd, Sir? Ich habe es gefunden, Sir. Es wanderte herum, Sir.«

»Geben Sie es her!«, blaffte McCandless. Sergeants durften keine Pferde ohne Erlaubnis haben. Er entriss Hakeswill die Zügel. »Und wenn Sie dienstliche Pflichten mit den *puckalees* haben, dann schlage ich vor, dass Sie sich um sie kümmern, anstatt die Toten zu plündern. Was diesen Haftbefehl betrifft ...« Der Colonel zerriss das Papier vor Hakeswill, der ihn entsetzt anstarrte. »Guten Tag, Sergeant«,

sagte McCandless. Sein kleiner Sieg war komplett, und er zog sein Pferd herum und galoppierte davon.

Hakeswill schaute dem Colonel nach. Dann bückte er sich, hob die beiden Hälften des Haftbefehls auf und verstaute sie behutsam in seiner Tasche. »Schotte!« Er stieß es wie einen Fluch hervor und spuckte aus.

Private Lowry trat mit sichtlichem Unbehagen von einem Bein aufs andere. »Wenn er recht hat, Sergeant, und Sharpe nicht da war, dann sollten wir nicht hier sein.«

Hakeswill wandte sich dem Private wütend zu. »Und seit wann geben Sie beim Militär Anweisungen? Hat der Duke of York Sie zum Offizier ernannt, oder was? Hat Seine Hoheit Ihren Rock mit einer Tresse versehen, ohne es mir zu erzählen? Was Sharpie getan hat, geht Sie nichts an, Lowry.« Der Sergeant hatte Probleme, das wusste er, aber er war noch nicht erledigt. Er wandte sich um und starrte zu McCandless, der das Pferd einem Offizier übergeben hatte, abgesessen war und sich jetzt mit Colonel Wallace unterhielt. Die beiden Männer blickten zu Hakeswill, und der Sergeant nahm an, dass sie über ihn sprachen.

»Wir folgen diesem Schotten«, sagte Hakeswill, »und dies ist für den Mann, der ihn unter die Erde bringt.« Er fischte eine Goldmünze aus seiner Tasche und zeigte sie seinen sechs Privates.

Die Privates starren mit ernster Miene auf die Münze, und dann duckten sich alle auf einmal, als eine Kanonenkugel dicht über ihre Köpfe fauchte. Hakeswill stieß eine Verwünschung aus und warf sich hin. Ein weiteres Geschütz donnerte, und diesmal sprenkelten Kartätschen das Gras dicht hinter Hakeswill.

Colonel Wallace hatte McCandless zugehört und wandte sich jetzt ostwärts. Nicht alle Kanoniere in der Marathen-Linie waren getötet worden, und die Überlebenden, zusammen mit der Kavallerie, die auf ihren Einsatz gewartet hatte, bemannten jetzt wieder ihre Geschütze. Sie hatten sie statt nach Osten nach Westen gerichtet und feuerten jetzt

auf die fünf Regimenter, die darauf warteten, dass die Schlacht von Neuem begann. Die erbeuteten britischen Geschütze, aus dem Osten geholt, schlossen sich jetzt der Batterie an, um ihre Geschosse, Granaten und Kartätschen, in die rot berockte Infanterie zu schießen. Sie feuerten auf dreihundert Schritte, aus kürzester Entfernung, und ihre Geschosse rissen blutige Lücken in die Reihen.

Die Marathen waren anscheinend noch nicht geschlagen.

William Dodd konnte den Sieg riechen. Er glaubte fast, die erbeuteten Seidenfahnen in seinen Händen zu spüren. Nur noch zweimal Kartätschenfeuer, ein skrupelloses Abschlachten mit Bajonetten, dann würde das 74. Regiment vernichtet sein. Das Kriegsministerium in London konnte das erste Bataillon des Regiments von der Armeeliste streichen und verzeichnen, dass es William Dodds Talent geopfert worden war.

Er bellte seine Kanoniere an, ihre improvisierten Kartätschen zu laden, beobachtete, wie die Ladeschützen die Geschosse stopften, und dann erklang die Trompete.

Die Kavallerie der Briten und der Company war auf der nördlichen Hälfte des Schlachtfelds postiert gewesen, um die Infanterie gegen feindliche Reiter zu schützen, die ihr in den Rücken fallen wollten, aber jetzt kamen sie zur Rettung des 74.

Die 19. Dragoner tauchten aus der Senke hinter den Highlandern auf, und ihr Befehl führte sie im Bogen nordwärts aus dem tiefen Terrain auf das 74. und das Dorf jenseits davon zu. Die Soldaten waren hauptsächlich Rekruten aus den englischen Grafschaften, junge Männer, die mit Pferden und harter Bauernarbeit groß geworden waren, und sie alle trugen den neuen, leichten Kavalleriesäbel, der garantiert niemals versagen sollte. Und so war es auch.

Sie schlugen die Marathen-Reiter. Die englischen Reiter waren in der Unterzahl, ritten jedoch größere Pferde und verfügten über bessere Klingen, und sie schlugen sich mit

wahnsinniger Wildheit durch die Kavallerie. Es war hackende, grausame und schnelle Arbeit, und die Marathen zogen ihre leichteren Pferde von den blutigen Säbeln fort und flüchteten nordwärts, und als die Reiter erst getötet oder in die Flucht geschlagen waren, griff die britische Kavallerie die Marathen-Infanterie an.

Als Erstes attackierten sie das Bataillon von Duponts *compoo*, und weil diese Männer nicht auf Kavallerie vorbereitet waren, sondern noch in Linie standen, war es mehr eine Exekution als ein Kampf. Die Kavalleristen saßen auf großen Pferden, und jeder Mann hatte Stunden mit Säbeldrill verbracht, um das Schneiden, Zustoßen und Parieren zu trainieren, und alles, was sie jetzt tun mussten, war mit ihre schweren, breiten Klingen zuzuschlagen, die für genau diese Schlachterei entwickelt worden waren. Zuschlagen und hacken, schreien und die Sporen geben und weiterreiten durch in Panik geratene Männer, die nur noch an Flucht dachten. Die Säbel fügten den Infanteristen fürchterliche Verletzungen zu, das Gewicht der Klinge verlieh der Waffe einen tiefen Schnitt, und die Krümmung des Stahls und die frisch geschärften Schneiden zogen durch Fleisch und Muskeln und Knochen und vergrößerten die Wunde.

Einige Marathen-Kavalleristen versuchten, sich tapfer dem Angriff entgegenzustemmen, doch ihre leichten *tulwars* konnten mit dem Sheffield-Stahl nicht mithalten.

Das 74. Regiment beobachtete die englischen Reiter und stieß Hochrufe aus, als sie sich durch den Feind hackten, der so schrecklich nahe gekommen war, und hinter den Engländern ritt die Kavallerie der Company, Inder auf kleineren Pferden, einige mit Lanzen bewaffnet, und diese Reiter breiteten sich bei ihrer Attacke weiter aus, um die geschlagenen Marathen-Reiter nordwärts zu treiben.

Dodd geriet nicht in Panik. Er wusste, dass er dieses Geplänkel verloren hatte, doch die hilflose Masse von Duponts Bataillon schützte seine rechte Flanke, und diese

dem Untergang geweihten Männer verschafften Dodd die paar Sekunden, die er brauchte.

»Zurück!«, brüllte er, und er brauchte jetzt keinen Übersetzer. »Zurück!«

Die Kobras eilten zurück zur Kakteenhecke. Sie rannten nicht, und sie brachen nicht aus den Reihen aus, sondern zogen sich schnell und geordnet zurück und ließen den feindlichen Reitern Platz, an ihnen vorbeizupreschen, und als die Reiter sie passierten, feuerten diejenigen von Dodds Männern, die noch geladene Musketen hatten.

Pferde stürzten, warfen ihre Reiter ab und fielen, während sich die Kobras weiter zurückzogen. Das Regiment war immer noch in Linie, und Duponts in Panik geratene Infanterie schob sich in Dodds Kompanien zur Rechten.

Die zweite Reihe von Dragonern ritt in dieses Chaos und stieß ihre Säbel in die weiß berockten Männer. Dodd schrie seinen Männern zu, ein Karree zu bilden, und sie gehorchten, doch die beiden Kompanien zur Rechten waren stark reduziert worden, und ihre Überlebenden schlossen sich nicht dem Karree an, das so hastig formiert wurde, dass es mehr einem wirren Haufen als einer geordneten Formation gleich.

Einige der Flüchtigen von den beiden zum Untergang geweihten Kompanien versuchten, sich zu ihren Kameraden im Karree zu gesellen, doch die Reiter waren zwischen ihnen, und Dodd gab dem Karree den Feuerbefehl. Die Salve mähte seine eigenen Männer mit dem Feind nieder, doch sie vertrieb die Reiter, und so hatte Dodd Zeit, seine Männer zurück durch die Hecke und noch weiter dorthin zurückzuschicken, wo sie zuerst auf den britischen Angriff gewartet hatten.

Die Infanterie des Radschas von Berar, die zu Dodds Linker gewesen war, war leichter entkommen und keiner war geblieben, um zu kämpfen. Stattdessen rannten sie zurück zu Assayes Mauern aus getrocknetem Schlamm.

Die Kanoniere vor dem Dorf sahen die Kavallerie kommen und feuerten Kartätschen. Sie töteten mehr eigene Leute als feindliche Kavallerie, doch die kurze Kanonade signalisierte den Dragonern, dass das Dorf verteidigt wurde und gefährlich war.

Der Sturm der Kavallerie schwenkte nordwärts und ließ Elend zurück. Die beiden Vierpfünder-Kanonen, die Joubert vorwärts geholt hatte, waren jetzt verlassen, ihre Mannschaften von den Reitern getötet, und wo das 74. Regiment gewesen war, befand sich jetzt nur noch leeres Terrain von Gefallenen und Pferdekadavern, aus denen die Barrikade gebildet worden war.

Die Überlebenden des belagerten Karrees hatten sich nach Osten zurückgezogen und ihre Verwundeten mitgenommen, und Dodd hatte das Gefühl, dass die plötzliche Stille die Kobras eingehüllt hatte. Es war keine wirkliche Stille, denn die Geschütze hatten wieder begonnen, auf die südliche Hälfte des Schlachtfelds zu feuern, der ferne Hufschlag schien nie aufzuhören, und das Stöhnen der Verwundeten in der Nähe war laut, doch es kam ihm wie eine sonderbare Stille vor.

Dodd trieb sein Pferd südwärts und versuchte, einen Sinn in diese Schlacht zu bringen. Duponts *compoo* neben ihm hatte ein Regiment durch die Dragoner verloren, doch die nächsten drei Regimenter waren intakt, und der Holländer richtete sie jetzt nach Süden aus.

Dodd konnte Pohlmann hinter den abschwenkenden Regimentern reiten sehen und nahm an, dass der Hannoveraner jetzt seine gesamte Linie nach Süden ausrichtete. Die Briten hatten den rechten Flügel der Linie besiegt, jedoch noch nicht die Armee erledigt.

Doch die Möglichkeit der Vernichtung existierte. Dodd spielte nervös mit dem Elefantengriff seines Säbels und dachte über das nach, was er vor weniger als einer Stunde noch für unmöglich gehalten hatte: die Niederlage.

Gottverdammter Wellesley, dachte er, doch dies war nicht der richtige Zeitpunkt für Wut, nur für Kalkulation. Dodd konnte es sich nicht erlauben, gefangen genommen zu werden, und er hatte nicht vor, für Sindhia zu sterben, und so musste er sich eine Rückzugslinie sichern. Er würde bis zum Ende kämpfen, entschied er sich, und dann wie der Wind flüchten.

»Captain Joubert?«

Der leidend aussehende Joubert trabte an Dodds Seite. »Monsieur?«

Dodd sprach nicht sofort, denn er sah Pohlmann näher kommen. Es war jetzt klar, dass der Hannoveraner eine neue Schlachtlinie bildete, die westlich von Assaye und mit dem Rücken gegen den Fluss Juah liegen würde. Die Regimenter zu Dodds Rechter, die noch angegriffen wurden, zogen sich jetzt zurück und nahmen die Geschütze mit. Die gesamte Linie wurde verlegt, und Dodd nahm an, dass die Kobras von der Ostseite der Wälle nach Westen verlegt würden, doch das war gleichgültig. Die beste Furt durch den Juah verlief vom Dorf aus, und es war diese Furt, die Dodd hinter sich wünschte.

»Nehmen Sie zwei Kompanien, Joubert«, befahl er, »und lassen Sie sie in das Dorf marschieren, um diese Seite der Furt zu sichern.«

Joubert runzelte die Stirn. »Die Soldaten des Radschas können gewiss ...«, begann er seinen Protest.

»Die Soldaten des Radschas von Berar sind nutzlos!«, unterbrach ihn Dodd. »Wenn wir die Furt benutzen müssen, will ich sie von unseren Männern gesichert haben.« Er stieß mit einem Finger in die Richtung des Franzosen. »Ist Ihre Frau in dem Dorf?«

»*Oui*, Monsieur.«

»Dann haben Sie jetzt die Chance, sie zu beeindrucken, Monsieur. Reiten Sie hin, und beschützen Sie sie. Und stellen Sie verdammt noch mal sicher, dass die verdammte Furt nicht besetzt oder von Flüchtlingen verstopft ist.«

Joubert war nicht unglücklich darüber, vom Kampf fortgeschickt zu werden, doch er war bestürzt über Dodds Defätismus. Trotzdem nahm er zwei Kompanien, marschierte in das Dorf und postierte seine Männer, um die Furt zu sichern, damit es immer noch einen Ausweg geben würde, wenn alles verloren war.

Wellesley war nach Norden geritten, um den furchtbaren Kampf zu erkunden, der bei dem Dorf Assaye ausgebrochen war. Er ritt mit einem halben Dutzend Adjutanten und mit Sharpe, der sich auf dem letzten der Pferde des Generals, der rotbraunen Stute, hielt. Es war ein wilder Ritt, denn das Gebiet östlich der Infanterie wurde von Marathen-Reitern unsicher gemacht, doch der General hatte Vertrauen in die Größe und Schnelligkeit seiner englischen und irischen Pferde, mit denen er dem Feind leicht entkommen konnte.

Wellesley kam in Sichtweite des eingeschlossenen 74. Regiments, gerade als sich die Dragoner von Süden auf die Angreifer stürzten.

»Gut gemacht, Maxwell!«, rief Wellesley laut, obwohl er weit außer Hörweite des Anführers des Kavallerietrupps war, und dann zügelte er sein Pferd, um die Dragoner bei der Arbeit zu beobachten.

Die Masse der Marathen-Reiter, die auf den Zusammenbruch des 74. Regiments gewartet hatte, floh jetzt nordwärts, und die britische Kavallerie, die den größten Teil des feindlichen Infanterieregiments zersprengt und zerhackt hatte, verfolgte sie. Die Kavallerie war jetzt nicht mehr so gut geordnet, denn die blau berockten Soldaten gaben ihren Pferden die Sporen, um ihren besiegten Feind über das Land zu jagen. Männer schrien wie auf der Fuchsjagd, holten ihre Jagdbeute ein, stießen mit dem Säbel zu und gaben ihren Pferden die Sporen, um zum nächsten Opfer zu jagen.

Die Marathen-Reiter konnten nicht einmal vom Fluss Juah aufgehalten werden. Sie tauchten hinein und trieben ihre Pferde durchs Wasser und auf das nördliche Ufer. Die

britische und indische Kavallerie folgte, sodass die Verfolgungsjagd im Norden verschwand.

Das 74. Regiment, das so hart ums Überleben gekämpft hatte, marschierte jetzt aus der Reichweite der Kanonen beim Dorf, und Wellesley, der noch vor ein paar Minuten eine Katastrophe befürchtet hatte, atmete erleichtert auf.

»Ich habe ihnen doch klar und deutlich gesagt, dass sie vom Dorf wegbleiben sollen, nicht wahr?«, fragte er seine Adjutanten, doch bevor jemand antworten konnte, donnerte neuer Kanonendonner vom Süden. »Was, zum Teufel, ist das?«, murmelte Wellesley und drehte sich um, um herauszufinden, was das Geschützfeuer zu bedeuten hatte.

Die verbliebene Infanterie der Marathen-Linie zog sich zurück, nahm ihre Geschütze mit, doch die Artillerie, die vor dem besiegten rechten Flügel des Feindes in Stellung gewesen war, die Geschütze, die von der rot berockten Infanterie überrannt worden waren, erwachten jetzt wieder zum Leben. Die Waffen waren gedreht worden und krachten jetzt auf ihren Lafetten zurück, während vor ihren Rohren Rauch kräuselte. Und hinter den Geschützen war eine Masse Kavallerie bereit, die Kanoniere zu schützen, die die feindliche Infanterie besiegt hatten.

»Barclay?«, rief Wellesley.

»Sir?« Der Adjutant ritt heran.

»Können Sie Colonel Harness erreichen?«

Der Adjutant schaute zum südlichen Teil des Schlachtfelds. Einen Moment zuvor war er voller Marathen-Reiter gewesen, doch diese Männer hatten sich jetzt hinter die wieder zum Leben erwachten Geschütze zurückgezogen, und davor war freier Platz, nur eine enge Lücke, doch das einzige Gebiet des Schlachtfelds, das jetzt von feindlicher Kavallerie frei war. Wenn Barclay Harness erreichen wollte, dann musste er es riskieren, durch diese schmale Passage zu reiten, und wenn er sehr viel Glück hatte, konnte er sogar das Kartätschenfeuer überleben.

Ob tot oder lebend, dachte Barclay, ich werde die Lotterie der Kugellöcher im Uniformrock gewinnen. Der Adjutant atmete tief durch. »Jawohl, Sir.«

»Meine Grüße an Colonel Harness, und bitten Sie ihn, mit seinen Highlandern die Geschütze zurückzuholen. Der Rest der Brigade wird bleiben, wo er ist, um die Kavallerie in Schach zu halten.« Der General bezog sich auf die Masse der Kavallerie, die immer noch vom Westen drohte, aber noch nicht in die Schlacht eingegriffen hatte. »Und meine Grüße an Colonel Wallace«, fuhr der General fort. »Er soll seine Sepoy-Bataillone nordwärts verlegen, aber den Feind erst angreifen, wenn ich bei ihm bin. Reiten Sie!« Er nickte Barclay zu, und dann drehte er sich im Sattel. »Campbell?«

»Sir?«

»Wer ist das?« Der General wies ostwärts zu einer einzelnen Kavallerieeinheit, die nicht an dem Angriff teilgenommen hatte, der das 74. Regiment gerettet hatte, vermutlich für den Fall, dass die Dragoner in eine Katastrophe galoppierten und gerettet werden mussten.

Campbell spähte zu der fernen Einheit. »Die 7. Eingeborenen-Kavallerie, Sir.«

»Holen Sie sie. Schnell jetzt!« Der General zog sein Schwert, als Campbell davongaloppierte. »Nun, Gentlemen«, sagte er zu seinen verbliebenen Adjutanten, »Zeit, unseren Lebensunterhalt zu verdienen, nehme ich an. Harness kann die Teufel von den südlichsten Geschützen vertreiben, doch wir sollten uns um die näheren kümmern.«

Für einen Moment dachte Sharpe, der General wolle die Geschütze mit nur der Hand voll Männer angreifen, die ihm geblieben waren, doch dann wurde ihm klar, dass Wellesley auf das Eintreffen der 7. Eingeborenen-Kavallerie wartete.

Für ein paar Sekunden hatte Wellesley mit dem Gedanken gespielt, die Überlebenden des 74. Regiments kommen zu lassen, die sich zu der Senke zurückgezogen hatten, doch diese Männer erholten sich noch von ihrem Martyrium. Sie sammelten ihre Verwundeten ein, machten einen

Anwesenheitsappell und gruppierten zehn angeschlagene Kompanien in sechs intakte um.

Campbell brachte die 7. Eingeborenen-Kavallerie über das Schlachtfeld heran, dann führte er ihren befehlshabenden Offizier, einen rotgesichtigen Major mit buschigem Schnauzbart, zu Wellesley.

»Ich muss zu unserer Infanterie gelangen, Major«, erklärte der General, »und Sie werden mich zu ihr eskortieren. Der schnellste Weg ist durch ihre Geschützlinie.«

Der Major starrte zu den Geschützen mit ihrer Masse von Kavallerie. »Jawohl, Sir«, sagte er nervös.

»Zwei Reihen, wenn ich bitten darf«, befahl der General brüsk. »Sie haben das Kommando über die erste Reihe und vertreiben die Kavallerie. Ich reite in der zweiten, und wir töten die Kanoniere.«

»Sie wollen die Kanoniere töten, Sir?«, fragte der Major, als finde er die Idee ungewöhnlich, dann erkannte er, dass seine Frage gefährlich nahe an Befehlsverweigerung grenzte. »Jawohl, Sir«, sagte er hastig, »selbstverständlich, Sir.«

Der Major starrte wieder zu der Geschützlinie. Er würde die linke Flanke angreifen. So würde wenigstens kein Geschütz auf seine Männer gerichtet sein. Die größere Gefahr war die Masse von Marathen-Kavallerie, die sich hinter den Geschützen versammelt hatte und zahlenmäßig seinen Soldaten weit überlegen war. Aber dann spürte er Wellesleys Ungeduld und trieb sein Pferd zurück zu seinen Männern und rief ihnen zu: »Zwei Reihen rechts!«

Der Major befehligte hundertachtzig Mann, und Sharpe sah sie grinsen, als sie ihre Säbel zogen und ihre Pferde antrieben, um sich zu formieren.

»Sind Sie schon einmal bei einem Kavallerieangriff dabei gewesen, Sergeant?«, fragte Campbell.

»Nein, Sir. Wollte nie daran teilnehmen, Sir.«

»Ich auch nicht. Soll aber interessant sein.« Campbell hatte seine Breitschwert gezogen und peitschte jetzt damit die Luft. Fast hätte er seinem Pferd ein Ohr abgeschlagen. »Sie

könnten mehr Spaß dabei haben, Sergeant, wenn Sie Ihren Säbel ziehen«, sagte er hilfreich.

»Selbstverständlich, Sir«, sagte Sharpe und kam sich reichlich dumm vor. Irgendwie hatte er sich vorgestellt, dass er bei seiner ersten Schlacht in einem Infanteriebataillon sein und feuern und laden würde, wie er es als Rekrut gelernt hatte, doch anscheinend sollte er als Kavallerist kämpfen.

Er zog die schwere Waffe, die sich unnatürlich in seiner Hand anfühlte, aber diese ganze Schlacht schien ja unnatürlich zu sein. Seine Gefühle schwankten von Übelkeit erregendem Entsetzen zu plötzlicher Ruhe und Gelassenheit, dann wieder zu Entsetzen. Es stieg an und ließ nach, loderte in einem Teil des Schlachtfeldes auf und brannte auf kleiner Flamme, als das Töten auf ein anderes Stück bräunlichen Ackerlandes überging.

»Unser Job ist es, die Kanoniere zu killen«, erklärte Camp bell, »um sicherzustellen, dass sie nicht wieder auf uns feuern. Unsere Experten kümmern sich um ihre Kavallerie, und wir schlachten nur ab, was sie uns übrig lassen. So einfach ist das.«

Einfach? Sharpe konnte nur eine Masse feindlicher Reiter hinter den riesigen Geschützen sehen, die sich aufbäumten und vom Rückstoß aus Rauch, Flammen und Tod zurückflogen, und Campbell hielt das für einfach? Dann erkannte er, dass der junge schottische Offizier nur versuchte, ihm Zuversicht zu geben, und er empfand Dankbarkeit.

Campbell beobachtete, wie Captain Barclay durch das Sperrfeuer der Artillerie ritt. Es hatte den Anschein, dass der Captain tödlich getroffen war, denn er ritt so dicht an den Marathen-Geschützen vorbei, dass einmal sein Pferd in einer Wolke von Pulverrauch verschwand, doch einen Moment später tauchte er wieder auf, tief gebückt im Sattel, sein Pferd in vollem Galopp, und Campbell stieß einen

Hurraschrei aus, als er Barclay abbiegen und auf Harness' Brigade zupreschen sah.

»Eine Feldflasche, Sergeant, wenn ich bitten darf«, sagte Wellesley, und Sharpe, der Barclay beobachtet hatte, löste eine der Feldflaschen vom Gurt. Er gab die Wasserflasche dem General, öffnete dann seine eigene Feldflasche und trank daraus. Schweiß tropfte von seinem Gesicht und tränkte sein Hemd.

Wellesley trank die Hälfte des Wassers, verschloss die Feldflasche und gab sie zurück. Dann trabte er in die Lücke an der rechten Seite der zweiten Reihe der Kavallerie. Der General zog seinen Säbel. Die Adjutanten fanden ebenfalls Platz in der Reihe, doch es schien kein Platz mehr für Sharpe zu sein, und so hielt er sich ein paar Yards hinter dem General.

»Los!«, rief Wellesley dem Major zu.

»Linie zur Mitte!«, rief der Major. »Im Schritt, Marsch!«

Sharpe hatte erwartet, dass beide Reihen losgaloppieren würden, doch stattdessen begann die erste Reihe der Reiter zu traben, und die zweite Reihe wartete nur. Dass eine weite Lücke gelassen wurde, ergab Sinn für Sharpe, denn wenn die zweite Reihe zu nahe an der ersten blieb, konnte sie in die Kämpfe der ersten verwickelt werden. Wenn hingegen ein Zwischenraum zwischen den beiden Reihen war, dann konnte die zweite Reihe Hindernissen ausweichen. Dennoch kam es Sharpe idiotisch vor, im Trab in eine Schlacht zu reiten. Er leckte sich über die bereits wieder trockenen Lippen und wischte sich seine schweißnasse Hand an der Hose ab, bevor er seinen Säbel nahm.

»Jetzt, Gentlemen!«, sagte Wellesley, und die zweite Reihe setzte sich mit dem gleichen mäßigen Tempo in Bewegung. Gebissketten klirrten, und leere Sattelfutterale flappten.

Nach ein paar Sekunden rief der Major in der ersten Reihe einen Befehl, und die beiden Reihen verfielen in Trab. Staub wirbelte unter den Hufen auf. Die schwarzen Feldhüte der Soldaten hatten einen hohen scharlachroten Federbusch,

der wippte, während ihre Säbel vom reflektierenden Sonnenschein blitzten.

Wellesley sprach mit Blackiston an seiner Seite, und Sharpe sah den Major lachen, dann blies der Trompeter neben dem Major ein Signal, und die beiden Reihen verfielen in kurzen Galopp. Sharpe versuchte mitzuhalten, doch er war ein schlechter Reiter, und die Stute scheute zur Seite und warf den Kopf auf.

»Nun lauf schon«, knurrte Sharpe sie an.

Die Marathen sahen jetzt die Attacke kommen, und die Kanoniere versuchten verzweifelt, das nördliche Geschütz der Bedrohung entgegenzurichten, während eine Masse von feindlichen Kavalleristen vorwärts preschte, um den Angriff abzufangen.

»Angriff!«, rief der Major, und sein Trompeter blies zur Attacke.

Sharpe sah die Säbel der führenden Reihe vorwärts stoßen wie Speere. Dies ist mehr, wie ich's mir vorgestellt habe, dachte er, denn die Pferde galoppierten jetzt, und der Boden erzitterte unter den Hufen der Reiter, die dem Feind entgegenjagten.

Die führende Reihe stieß in die nahe feindliche Kavallerie. Sharpe erwartete, dass sie anhalten würde, doch sie schien kaum langsamer zu werden. Stattdessen blitzten Klingen. Er sah einen Mann und sein Pferd stürzen, und dann war die Reihe des Majors durch die Kavallerie hindurch und erreichte das erste Geschütz. Säbel wurden gehoben und senkten sich. Die zweite Reihe schwenkte ab, um den gefallenen Pferden auszuweichen, und dann war sie ebenfalls zwischen dem Feind und schloss zu der ersten Reihe auf, die schließlich vom Widerstand des Feindes langsamer geworden war.

»Weiter!«, schrie Wellesley den vordersten Reitern zu. »Reitet weiter! Bringt mich zur Infanterie!«

Die rechte Flanke der Kavallerie hatte die Geschütze überrollt, während sich die linke Flanke östlich der

Geschützlinie hielt. Diese Männer, die am weitesten östlich waren, kamen gut voran, doch die Soldaten an der rechten Flanke wurden durch die großen Munitionsprotzen aufgehalten, die hinter den Geschützen parkten.

Die indischen Soldaten droschen auf die Kanoniere aus Goa ein, die unter ihrer Kanone Schutz suchten. Musketen krachten, ein Pferd wieherte schrill und fiel in ein Gewirr von auskeilenden Pferdehufen. Ein Pfeil zischte auf Sharpe zu und verfehlte ihn nur um Haaresbreite. Säbel schnitten und stießen zu.

Sharpe sah einen großen Soldaten in seinen Steigbügeln stehen, um mehr Platz für seinen Schlag zu haben. Der Mann schrie, als er hinabhackte, dann seine Klinge aus seinem Opfer riss und sein Pferd weitertrieb, um das nächste Opfer zu suchen.

Sharpe klammerte sich verzweifelt an den Hals seines Pferdes, als die Stute einem verletzten Pferd auswich, dann war er selbst zwischen den Geschützen. Die beiden Reihen Kavallerie hatten diese Geschütze überrollt, doch immer noch lebten einige der Kanoniere.

Sharpe schwang seinen Säbel gegen einen der Feinde, doch im letzten Moment brachte ihn das Ausweichmanöver seiner Stute aus dem Gleichgewicht, und die Klinge zischte weit über den Kopf des Gegners hinweg.

Es war jetzt alles ein blutiges Chaos. Die Kavallerie kämpfte sich ihren Weg an der Linie hinauf, doch einige feindliche Reiter umgingen die Flanke der ersten Reihe, um die zweite anzugreifen, und Gruppen von Kanonieren kämpften wie Infanteristen.

Die Kanoniere waren mit Musketen und Spießen bewaffnet, und Sharpe, der seine Stute hinter Wellesley trieb, sah eine Gruppe davon aus der Deckung eines bemalten Achtzehnpfünder-Geschützes auftauchen und auf den General zulaufen. Er versuchte, Wellesley mit einem Ruf zu warnen, doch der Laut, den er hervorbrachte, klang mehr wie ein Hilfeschrei.

Wellesley war isoliert. Major Blackiston war nach links abgeschwenkt, um einen großen Araber niederzuschlagen, der eine massive Klinge schwang, während Campbell auf der rechten Seite einen flüchtenden Reiter verfolgte. Die Eingeborenen-Reiter waren allesamt vor dem General und säbelten Kanoniere nieder, während sie vorwärts drängten, und Sharpe war ein paar Pferdelängen hinter ihnen.

Sechs Männer griffen den General an, und einer davon holte mit einem langen Spieß mit schmaler Klinge aus und wollte ihn auf Wellesleys Pferd schleudern. Der General fuchtelte mit Diomeds Zügeln herum, um ihn aus dem Weg des Mannes zu lenken, doch das große Pferd war zu schnell und lief genau in den erhobenen Spieß hinein.

Sharpe sah, dass der Mann, der den Spieß hielt, zur Seite ruckte, als das Gewicht des Pferdes ihm den Spieß aus den Händen riss. Er sah den weißen Hengst fallen und über den Boden rutschen, und er sah Wellesley über den Pferdehals gebeugt.

Ein halbes Dutzend Feinde näherte sich, um den General zu töten, und plötzlich waren das Chaos und das Grauen des Tages nebensächlich. Sharpe wusste, was er tun musste, und es war ihm so deutlich klar, als hätte er sein ganzes Leben lang nur auf diesen Moment gewartet.

Er trieb die Stute geradewegs auf den Feind zu. Den General konnte er nicht erreichen, denn Wellesley war immer noch im Sattel, und der verletzte Diomed rutschte über den Boden, den Spieß in seiner blutenden Brust. Die Bedrohung durch das Gewicht des Pferdes hatte den Feind zur Seite getrieben, drei Mann nach links und drei nach rechts. Einer feuerte seine Muskete auf Wellesley ab, doch die Kugel ging weit daneben, und dann, als Diomed langsamer wurde, waren die Marathen heran.

In diesem Augenblick kam Sharpe über sie. Er ritt zu der Stelle, wo der General aus dem Sattel gefallen war, benutzte die Stute als Rammbock und trieb sie in die drei Kanoniere zur Rechten, riss seine Füße aus den Steigbügeln, sprang

von der Stute und landete neben dem benommenen Wellesley. Schwankend sprang Sharpe auf und schwang den Säbel in Richtung der drei Männer, die er angegriffen hatte, doch sie waren vom Aufprall der Stute zurückgetrieben worden, und sein Hieb ging ins Leere.

Sharpe fuhr herum und sah einen Kanonier mit erhobenem Bajonett über dem General stehen, bereit zum Zustoßen, und er sprang den Mann mit einem Aufschrei an und stieß ihm den Säbel in den Bauch. Der Kanonier fiel zurück auf Diomeds blutbefleckte Flanke.

Der Säbel steckte in der Wunde. Der Kanonier warf sich hin und her. Die Muskete war ihm entfallen, und einer seiner Kameraden stieg mit einem *tulwar* in der Hand über Diomed hinweg.

Sharpe wollte den Säbel aus dem sterbenden Verwundeten reißen, doch die Klinge ließ sich nicht herausziehen, und so stieg er hinüber zu Wellesley, der immer noch benommen auf dem Rücken lag, stellte seinen linken Stiefel auf die Leistengegend des Kanoniers und versuchte von Neuem, den Säbel aus ihm herauszuziehen.

Der Mann mit dem *tulwar* stieß zu, und Sharpe spürte, dass er an der linken Schulter getroffen wurde, doch dann war sein Säbel endlich frei, und er schwang ihn seinem neuen Angreifer entgegen. Der Mann zuckte zurück, um der Klinge zu entgehen, und stolperte über eines von Diomeds Beinen. Er fiel.

Sharpe fuhr herum, und sein Säbel schwang mit. Blut tropfte von der Spitze der Klinge. Sharpe hatte mit Gegnern zu seiner Rechten gerechnet, doch da war niemand. Der General sagte etwas, doch er war immer noch nicht ganz bei Bewusstsein und erkannte nicht, was ringsum geschah. Sharpe wusste, dass er und der General hier sterben würden, wenn sie nicht schnell Deckung finden würden.

Das große, bemalte Achtzehnpfünder-Geschütz bot ein kleines Maß an Sicherheit, und so bückte sich Sharpe, packte Wellesley am Kragen und zerrte den General zu der

Kanone. Der General war nicht bewusstlos, denn er klammerte sich an seinen Säbel, doch er war benommen und hilflos. Zwei Männer wollten Sharpe den Weg zum schützenden Geschütz abschnei den, und er ließ den steifen Kragen des Generals los und griff das Paar an.

»Bastarde!«, schrie er ihnen entgegen und dachte: Scheiß auf geraden Arm und die Kunst des Parierens, dies ist die Zeit des Tötens in purer Wut, und er griff die beiden Kanoniere mit der Wildheit eines Berserkers an. Der Säbel war nicht leicht zu handhaben, aber er war scharf und schwer.

Sharpe trennte dem ersten Mann fast den Kopf ab, und sein folgender Rückhandschlag schnitt dem zweiten Mann den Arm bis zum Knochen auf. Sharpe wandte sich zu Wellesley, der sich immer noch nicht von seinem Sturz vom Pferd erholt hatte, und er sah einen arabischen Lanzenträger sein Pferd auf den am Boden liegenden General zutreiben.

Sharpe schrie dem Mann einen Fluch entgegen, sprang auf ihn zu und schlug die schwere Säbelklinge dem Pferd des Lanzenreiters auf den Kopf. Das Tier scheute zur Seite. Die Lanzenklinge ruckte in die Luft, als der Araber sein vom Schmerz verrückt gewordenes Pferd unter Kontrolle zu bringen versuchte.

Sharpe bückte sich, packte Wellesley wieder am Kragen und zerrte den General unter die Kanone, in den Zwischenraum zwischen Rohr und einem der großen Räder.

»Bleiben Sie hier!«, schrie Sharpe Wellesley an, dann fuhr er herum und sah, dass der Araber, zuvor von seinem Pferd abgeworfen, jetzt einen Angriff mit einigen Kanonieren führte.

Sharpe stellte sich ihnen entgegen. Er fegte die Lanze mit der Säbelklinge zur Seite, dann rammte er dem Araber den Griff ins Gesicht. Er spürte, dass die Nase des Mannes brach, trat ihm in den Unterleib und hackte mit dem Säbel hinab, dann drehte er sich nach links und zerschnitt mit der Klinge das Gesicht eines Kanoniers.

Ein paar Angreifer wandten sich ab, flüchteten und ließen Sharpe keuchend zurück.

Wellesley war endlich auf den Beinen und hatte eine Hand auf das Geschützrad gestemmt.

»Sergeant Sharpe?«, fragte Wellesley verwirrt.

»Bleiben Sie da, Sir«, sagte Sharpe, ohne sich umzuwenden. Er hatte jetzt vier Männer vor sich, vier Männer mit gebleckten Zähnen und erhobenen Waffen. Ihre Blicke zuckten zu Wellesley und zu Sharpe zurück. Die Marathen wussten nicht, dass sie den britischen General in der Falle hatten, doch sie wussten, dass der Mann neben dem Geschütz ein ranghoher Offizier sein musste, denn sein roter Uniformrock war mit Tressen besetzt, und sie waren gekommen, um ihn gefangen zu nehmen, aber um ihn zu erreichen, mussten sie erst an Sharpe vorbei.

Zwei Männer kamen von der anderen Seite des Geschützes, und Wellesley parierte eine Lanzenspitze mit seinem Säbel. Dann trat er vom Geschütz fort, um sich an Sharpes Seite zu stellen, und sofort begann ein Ansturm des Feindes, um ihn zu packen.

»Gehen Sie zurück!«, rief Sharpe Wellesley zu, dann trat er dem Feind entgegen.

Er packte einen Spieß, der auf den Bauch des Generals zielte, zog ihn auf sich zu und empfing den folgenden Kanonier mit der Säbelspitze, stieß sie dem Mann in den Hals. Er riss die Klinge frei und schwang sie nach rechts, spürte, wie der Stahl über den Schädel eines Mannes kratzte.

Es blieb ihm keine Zeit, den Schaden einzuschätzen, sondern er machte nur einen Schritt nach links, um einen dritten Mann zu erstechen. Seine Schulter blutete, doch er verspürte keinen Schmerz.

In diesem Augenblick, als er kämpfte, hatte es für ihn den Anschein, als könne er nichts Falsches tun. Es war, als habe der Feind wie durch Zauberei nur noch das halbe Tempo, und er, Sharpe, sei schneller geworden. Er war viel größer

als die meisten von ihnen, er war viel stärker und plötzlich viel schneller. Er hätte den Kampf sogar genossen, wenn er genau gewusst hätte, was er empfand, doch er spürte nur den Wahnsinn der Schlacht, die völlige Verrücktheit, die Ängste und Schmerzen auslöschte und einen Mann nahe an die Ekstase trieb. Er schrie dem Feind Obszönitäten zu, forderte ihn auf, ihn anzugreifen, um von ihm getötet zu werden.

Als der Feind zurückgewichen war, kam Wellesley wieder an Sharpes Seite und lud so die Angreifer ein, sich abermals zu nähern. Sharpe schob den General grob zurück zwischen das große Rad und das lange, bemalte Rohr der Achtzehnpfünder-Kanone.

»Bleiben Sie dort«, fuhr er ihn an, »und beobachten Sie unter dem Rohr.« Er wandte sich ab, um zu den Angreifern zu blicken. »Kommt schon, ihr Bastarde! Kommt! Ich will euch!«

Zwei Männer kamen, und Sharpe trat auf sie zu, den schweren Säbel mit beiden Händen zum Schlag erhoben. Er holte zu einem wilden Schlag aus und hackte durch den Turban auf den Schädel des nächsten Feindes hinab. Sharpe schrie einen Fluch zu dem sterbenden Mann, denn sein Säbel verfing sich im Schädel, doch er riss ihn heraus, schwang ihn zu dem zweiten Mann und trieb ihn zurück. Dieser Mann hob die Hände, als er zurückwich, als ob er sagen wolle, dass er überhaupt nicht kämpfen wollte, und Sharpe verfluchte ihn, als er ihm die Kehle durchschnitt. Er spuckte auf den taumelnden Mann und zu den Feinden, die ihn beobachteten.

»Kommt schon, kommt!«, verspottete er sie. »Ihr feigen Bastarde! Na los, kommt!«

Schließlich kehrten Reiter zurück, um zu helfen, doch immer mehr Marathen näherten sich dem Kampf. Zwei Mann versuchten, Wellesley über das Kanonenrohr zu erreichen, und der General stieß einem den Säbel ins Gesicht und

schlug mit der Klinge auf den Arm des anderen, der unter das Geschützrohr griff.

Hinter ihm schrie Sharpe dem Feind Beleidigungen zu, und ein Mann nahm die Herausforderung an und rannte mit vorgehaltenem Bajonett auf Sharpe zu.

Sharpe stieß einen Laut aus, der wie ein Freudenschrei klang, als er den Ausfall parierte und dann dem Mann seinen Griff des Säbels ins Gesicht hieb. Ein anderer Mann kam von rechts, und so trat Sharpe erst dem ersten Angreifer die Beine weg und schlitzte dann den Neuankömmling auf.

Der Himmel wusste, wie groß die Zahl der Angreifer war, aber Sharpe war das auch gleichgültig. Er war hergekommen, um zu kämpfen, und Gott hatte ihm eine höllisch gute Schlacht geschenkt.

Ein Mann parierte Sharpes Hieb, sprang vor. Sharpe wich dem Ausfallschritt aus und hämmerte den Griff des Säbels ins Auge des Angreifers. Der Mann schrie auf und klammerte sich an Sharpe, der versuchte, ihn mit dem Säbelgriff von sich zu stoßen. Die anderen Angreifer verschwanden jetzt, flohen vor den Reitern, die zurück zu Wellesley kamen.

Ein Marathen-Offizier hatte sich an Sharpe angeschlichen, und jetzt, als Sharpe von dem halbblinden Mann umklammert wurde, sah er seine Chance. Der Offizier schwang seinen *tulwar* auf den Nacken des Rotrocks.

Der Schlag war gut gezielt und traf Sharpe im Genick. Er hätte durch seine Wirbelsäule schneiden können und ihn tot auf das blutige Schlachtfeld sinken lassen, doch da gab es den Rubin eines toten Königs, in einem Lederbeutel versteckt, um den Sharpes Haar gewunden war, und der große Rubin stoppte die Klinge. Die Wucht des Schlages stieß Sharpe nach vorn, doch er blieb auf den Beinen, und der Mann, der ihn umklammert hatte, lockerte seinen Griff, sodass Sharpe sich umdrehen konnte.

Der Offizier schwang wieder den *tulwar*, und Sharpe parierte den Schlag so hart, dass der Sheffield-Stahl geradewegs durch die leichte Klinge des *tulwars* hackte.

Sharpes nächster Schlag traf den Besitzer des *tulwar* tödlich.

»Bastard!«, schrie Sharpe, als er die Klinge aus der Leiche riss, und er wirbelte herum, um den nächsten Mann zu töten, der näher kam, doch stattdessen war dort Captain Campbell, und hinter ihm war ein Dutzend Soldaten, die ihre Pferde in den Feind trieben und ihn mit ihren Säbeln niederhackten.

Einen Augenblick konnte Sharpe kaum glauben, dass er noch am Leben und der Kampf vorüber war. Er wollte weitertöten. Sein Blut war aufgepeitscht, der Zorn kochte in ihm, aber da war kein Feind mehr, und so gab er sich damit zufrieden, seinen Säbel auf den Kopf des Marathen-Offiziers zu schlagen.

»Bastard!«, rief er. Dann begann er plötzlich zu zittern. Er drehte sich um und sah, dass Wellesley ihn entgeistert anstarrte. Plötzlich hatte Sharpe das Gefühl, dass er etwas Falsches getan haben musste. Dann erinnerte er sich, was es gewesen war.

»Verzeihung, Sir«, sagte er.

»Verzeihung? Warum?«, fragte Wellesley, obwohl er kaum sprechen konnte. Das Gesicht des Generals war bleich.

»Dass ich Sie weggeschoben habe, Sir«, sagte Sharpe. »Tut mir leid. Es war nicht böse gemeint, Sir.«

»Ich hoffe, dass Sie es verdammt gut gemeint haben«, sagte Wellesley, und Sharpe sah, dass der General, für gewöhnlich so ruhig, ebenfalls zitterte.

Sharpe hatte das Gefühl, dass er etwas mehr sagen sollte, doch er wusste nicht, was.

»Sie haben Ihr letztes Pferd verloren, Sir«, sagte er stattdessen. »Das tut mir leid, Sir.«

Wellesley starrte ihn an. In seinem ganzen Leben hatte er noch nie jemanden wie Sergeant Sharpe kämpfen gesehen. In Wahrheit konnte sich der General nicht an alles erinnern, was in den letzten Minuten geschehen war. Er erinnerte sich an Diomeds Sturz und daran, wie er versucht hatte, die Füße

aus den Steigbügeln zu ziehen, und dann an einen Schlag auf den Kopf, der ihm vielleicht von einem von Diomeds auskeilenden Hufen versetzt worden war, und er glaubte, sich daran zu erinnern, ein Bajonett über sich am Himmel gesehen und gewusst zu haben, dass er in diesem Moment getötet wurde, und von da an war alles Schwindel erregende Verwirrung. Er erinnerte sich, dass er Sharpes Stimme gehört hatte, mit der er Dinge gesagt hatte, die sogar ihn schockiert hatten, obwohl er nicht leicht zu schockieren war, und er entsann sich, dass er zu dem Geschütz gestoßen worden war, damit sich der Sergeant allein dem Feind entgegenstellen konnte. Wellesley hatte diese Entscheidung gebilligt, nicht nur, weil es ihm den Kampf ersparte, sondern auch, weil er erkannte, dass Sharpe durch die Anwesenheit seines Generals gehemmt war.

Dann hatte er Sharpe beim Töten beobachtet, und er war erstaunt von der Wildheit, dem Enthusiasmus und dem Geschick des Sergeants gewesen. Wellesley hatte gewusst, dass Sharpe ihm das Leben gerettet hatte, und er wusste, dass er ihm danken musste, doch aus irgendeinem Grund konnte er keine Worte finden, und so starrte er nur auf den verlegenen Sergeant, dessen Gesicht mit Blut bespritzt war und dessen langes Haar sich gelockert hatte, sodass er wie ein Teufel aus der Hölle aussah.

Wellesley versuchte, die Worte zu finden, die seine Dankbarkeit ausdrücken würden, doch er glaubte, einen Kloß in der Kehle zu haben, und brachte die Worte nicht heraus. Dann kam ein Soldat zu dem Geschütz getrabt, der die Zügel einer rotbraunen Stute hielt. Die Stute hatte unverletzt überlebt, und der Soldat hielt Wellesley die Zügel hin.

Der General ging wie in Trance vom Geschütz fort, stieg über die Leichen der Männer hinweg, die von Sharpe niedergekämpft worden waren. Dann bückte sich Wellesley plötzlich und hob einen Edelstein auf.

»Der gehört Ihnen, Sergeant«, sagte er und hielt ihm den Rubin hin. »Ich sah ihn fallen.«

»Danke, Sir. Danke.« Sharpe nahm den Rubin.

Der General blickte stirnrunzelnd auf den Rubin. Es schien falsch zu sein, dass ein Sergeant einen Edelstein dieser Größe besaß, doch als Sharpe den Stein in der Hand hielt, sagte sich der General, dass es ein blutbefleckter normaler Stein sein musste. War es bestimmt kein Rubin?

»Alles in Ordnung, Sir?«, fragte Major Blackiston besorgt.

»Ja, ja, danke, Blackiston.« Der General schien seine Betäubung abzuschütteln und ging zu Campbell, der von seinem Pferd gestiegen war und neben Diomed kniete. Das Pferd zitterte und wieherte leise.

»Kann er gerettet werden?«, fragte Wellesley.

»Das weiß ich nicht, Sir«, sagte Blackiston. »Der Spieß steckt tief in seiner Lunge. Armes Tier.«

»Ziehen Sie ihn heraus, Campbell. Behutsam. Vielleicht überlebt er es.« Wellesley schaute sich um und sah, dass die 7. Eingeborenen-Kavallerie die Kanoniere und die verbliebenen Marathen-Reiter vertrieben hatte, während Harness’ 78. Regiment in das Kartätschenfeuer und den Beschuss mit Kanonenkugeln marschierte, um den südlichen Teil der Marathen-Artillerie einzunehmen.

Harness’ Adjutant galoppierte jetzt zwischen den Leichen um die Geschütze herum zu Wellesley.

»Wir haben Nägel und Holzhämmer, wenn Sie die Geschütze vernageln wollen, Sir«, sagte er.

»Nein, nein, ich glaube, die Kanoniere haben ihre Lektion gelernt, und wir könnten einige der Kanonen in unseren eigenen Dienst nehmen«, sagte Wellesley. Dann bemerkte er, dass er immer noch seinen Säbel hielt. Er stieß ihn in die Scheide. »Ein Jammer, die guten Geschütze zu vernageln«, fügte er hinzu. Es konnte Stunden harter Arbeit bedeuten, einen eingetriebenen Nagel aus einem Zündloch zu entfernen, und solange die feindlichen Kanoniere besiegt waren, stellten die Geschütze keine Gefahr mehr dar.

Der General wandte sich einem der indischen Soldaten zu, der sich zu Campbell neben Diomed gesellt hatte. »Können Sie ihn retten?«, fragte er besorgt.

Der Inder zog sehr vorsichtig an dem Spieß, doch er rührte sich nicht von der Stelle. »Härter, Mann, härter!«, drängte Campbell und legte die Hände um den blutigen Schaft des Spießes.

Die beiden Männer zogen an dem Spieß, und das verletzte Pferd wieherte schmerzerfüllt.

»Vorsichtig!«, blaffte Wellesley.

»Wollen Sie den Spieß heraushaben oder nicht, Sir?«, fragte Campbell.

»Versuchen Sie es, und retten Sie ihn«, sagte der General, und Campbell zuckte mit den Schultern, packte von Neuem den Schaft, stellte seinen Stiefel auf die schweißnasse Brust des Pferdes, packte den Schaft fester und zog schnell und hart daran. Das Pferd wieherte wieder schrill, als die Klinge aus seiner Haut glitt und ein neuer Schwall von Blut auf sein graues Fell sprudelte.

»Jetzt können wir nichts mehr tun, Sir«, sagte Campbell.

»Kümmern Sie sich um ihn«, befahl Wellesley dem indischen Soldaten. Dann runzelte er die Stirn, als er sah, dass sein letztes Pferd, die rotbraune Stute, immer noch ihren Militärsattel trug und dass keiner daran gedacht hatte, ihr den Sattel von Diomed aufzulegen. Das war die Aufgabe der Ordonnanz, und Wellesley hielt nach Sharpe Ausschau. Dann fiel ihm ein, dass er sich bei dem Sergeant noch bedanken musste, doch abermals fand er keine Worte, und so bat er Campbell, die Sättel zu wechseln. Als das erledigt war, stieg er auf den Rücken der Stute.

Captain Barclay, der seinen Ritt über das Schlachtfeld überlebt hatte, zügelte sein Pferd neben dem General. »Wallaces Brigade ist bereit anzugreifen, Sir.«

»Wir müssen Harness’ Männer zur Linie formieren«, sagte Wellesley. »Irgendwelche Neuigkeiten von Maxwell?«

»Noch nicht, Sir«, sagte Barclay. Colonel Maxwell hatte die Kavallerie bei ihrer Verfolgungsjagd durch den Fluss Juah geführt.

»Major!«, rief Wellesley zum Kommandeur der 7. Eingeborenen-Kavallerie. »Lassen Sie Ihre Männer die Kanoniere hier jagen und zur Strecke bringen. Dann sichern Sie die Geschütze, sodass sie von uns übernommen werden können. Gentlemen?« Er wandte sich an seine Adjutanten. »Reiten wir weiter.«

Sharpe beobachtete, wie der General in den lichter werdenden Rauchschleiern des Kanonenfeuers davonritt. Dann blickte er auf den Rubin in seiner Hand. Er war rot und glänzte wie das Blut, das von seiner Säbelspitze tropfte. Er fragte sich, ob der Rubin wie der Helm Tippus in die Quelle von Zum-Zum getaucht worden war. Hatte er ihm deshalb das Leben gerettet? Er hatte Tippu kein Glück gebracht, aber Sharpe hatte überlebt, obwohl er tot sein sollte, und so war es auch Major General Sir Arthur Wellesley ergangen.

Der General hatte Sharpe bei dem Geschütz allein gelassen, mit den toten und sterbenden Männern und dem Soldaten, der versuchte, das Blut aus der Wunde mit einem Tuch zu stillen. Sharpe lachte plötzlich auf und erschreckte den Soldaten.

»Er hat sich nicht einmal bei mir bedankt«, sagte Sharpe laut.

»Was, Sahib?«, fragte der Soldat.

»Nennen Sie mich nicht Sahib«, sagte Sharpe. »Ich bin nur ein verdammter Soldat wie Sie. Gut für verdammt nichts, außer in den Schlachten anderer Leute zu kämpfen. Und zehn zu eins, dass die Scheißkerle einem nicht danken.« Er war so durstig, dass er eine der Feldflaschen des Generals öffnete und gierig daraus trank. »Wird dieses Pferd überleben?«

Der Inder schien nicht alles zu verstehen, was Sharpe sagte, doch die Frage musste einen Sinn für ihn ergeben haben, denn es wies auf Diomeds Maul. Die Lippen des

Hengstes waren zurückgezogen und entblößten gelbe Zähne, zwischen denen rosafarbenes Blut hervorsickerte. Der Inder schüttelte traurig den Kopf.

»Ich habe dieses Pferd zur Ader gelassen«, sagte Sharpe, »und der General sagte, dass er mir sehr zu Dank verpflichtet sei. Das waren genau seine Worte. Er schenkte mir sogar eine verdammte Münze. Aber ich habe sein Leben gerettet, und er hat sich nicht einmal bedankt. Ich hätte ihn zur Ader lassen sollen, nicht sein verdammtes Pferd.« Er trank noch mehr Wasser und wünschte, es wäre Arrak oder Rum. »Wissen Sie, was das Lustige ist?«, fragte er den Inder. »Ich habe es nicht mal getan, weil er der General ist. Ich habe es getan, weil ich ihn mag. Für Sie hätte ich's nicht getan. Ich hätte es für Tom Garrard getan, aber er war ein Freund, verstehen Sie? Und ich hätte es für Colonel McCandless getan, denn er ist ein richtiger Gentleman, aber ich hätte es für viele andere nicht getan.«

Sharpe klang betrunken, selbst für seine eigenen Ohren, doch in Wirklichkeit war er stocknüchtern auf einem Schlachtfeld, das plötzlich totenstill unter der westlichen Sonne lag. Es war fast Abend, doch es gab noch genügend Tageslicht, um die Schlacht zu beenden, obwohl es fraglich war, ob Sharpe noch etwas mit dem Finale zu tun haben würde. Er hatte seinen Job als Ordonnanz des Generals genauso verloren wie sein Pferd und seine Muskete und war mit nichts zurückgeblieben außer seinem verbogenen Säbel.

»Es stimmt nicht wirklich, was ich gesagt habe«, bekannte er dem verständnislosen Inder. »Dass ich ihn mag. Ich wünsche mir, dass er mich mag, und das ist was anderes, nicht wahr? Ich hatte gedacht, der elende Scheißkerl könnte mich zu einem Offizier machen. Begraben wir diese Hoffnung. Keine Schärpe für mich, Junge, ich bin wieder ein verdammter Infanterist.« Er benutzte den Säbel, um einen Streifen vom Gewand eines toten Arabers zu schneiden. Dann faltete er den Streifen zu einem Bausch, den er unter seinen Rock schob, um das Blut aus der *tulwar*-Wunde an

seiner linken Schulter zu stillen. Es war keine ernsthafte Verwundung, denn er konnte keinen gebrochenen Knochen spüren, und sein linker Arm war unbehindert. Er warf den verbogenen Säbel weg, fand eine weggeworfene Marathen-Muskete, zog das Bajonett aus dem Gurt des gefallenen Besitzers, hängte sich dessen Patronentasche um und machte sich auf die Suche, um jemanden zu töten.

Es dauerte eine halbe Stunde, um die neue Linie aus den fünf Bataillonen, die durch das Geschützfeuer der Marathen marschiert waren, zu formieren und Pohlmanns Rechte zur Flucht zu zwingen, aber jetzt waren die fünf Bataillone nach Norden gegen Pohlmanns neue Position gerichtet, deren linke Flanke bis an Assayes Mauern reichte und sich dann längs des südlichen Ufers des Flusses Juah erstreckte.

Die Marathen hatten noch vierzig Geschütze, und Pohlmann befehligte immer noch achttausend Infanteristen und zahllose Kavallerie, und die zwanzigtausend Infanteristen des Radschas von Berar warteten immer noch hinter den behelfsmäßigen Schutzwällen des Dorfes. Wellesleys Infanterie zählte weniger als viertausend Mann, und er hatte nur zwei leichte Geschütze, die einsetzbar waren, und kaum sechshundert Kavalleristen auf erschöpften und fast verdursteten Pferden.

»Wir können sie aufhalten!«, brüllte Pohlmann vor seinen Männern. »Aufhalten und besiegen!« Er war immer noch zu Pferde und trug seinen farbenprächtigen seidenen Uniformrock. Er hatte davon geträumt, auf seinem Elefant über ein Schlachtfeld zu reiten, auf dem es von Toten wimmelte und die erbeuteten Waffen des Feindes angehäuft waren. Stattdessen ermunterte er seine Männer zu einem letzten Kampf am Fluss. »Haltet!«, rief er. »Haltet sie auf, und besiegt sie.« Hinter seinen Männer floss der Juah, während vor ihnen die Schatten auf dem Ackerland vor Assaye länger wurden.

Dann hörte er wieder das Spiel der Dudelsäcke, und Pohlmann zog sein Pferd herum, um zum rechten Ende der

Linie zu blicken. Er sah, dass die hohen Federmützen und die schwingenden Kilts des verdammten schottischen Regiments wieder vorwärts marschierten. Ihre gekreuzten Gurte leuchteten weiß im Sonnenschein, und ihre Bajonette glänzten.

Jenseits von ihnen, halb verborgen von den Bäumen, drohte die britische Kavallerie, schien jedoch von einer Batterie Kanonen auf der rechten Seite von Pohlmanns Linie in Schach gehalten zu werden.

Der Hannoveraner wusste, dass die Kavallerie keine Gefahr war. Es war die Infanterie, die nicht zu stoppende Infanterie mit den roten Uniformröcken, die ihn besiegen würde. Er sah, dass an der Flanke der Highlander die Sepoy-Bataillone vorzurücken begannen, und er spielte mit dem Gedanken, dorthin zu reiten, wo das schottische Regiment auf seine Linie stoßen würde. Es würde Saleurs *compoo* treffen, und plötzlich war das Pohlmann gleichgültig. Sollte Saleur seine Schlacht schlagen, denn Pohlmann wusste, dass sie verloren war. Er starrte zum 78. Regiment und war überzeugt, das keine Macht auf Erden solche Männer stoppen konnte.

»Die verdammt beste Infanterie auf Erden«, sagte er zu einem seiner Adjutanten.

»Sahib?«

»Beobachten Sie sie. Sie werden in Ihrem Leben keine besser kämpfenden Männer sehen«, sagte Pohlmann bitter, schob seinen Säbel in die Scheide und schaute zu den Schotten, die noch einmal unter Kanonenbeschuss lagen, deren beide Reihen jedoch weiter vorwärts marschierten.

Pohlmann wusste, dass er nach Westen reiten und Saleurs Männer ermutigen sollte, doch stattdessen dachte er an das Gold, das er in Assaye zurückgelassen hatte. Diese letzten zehn Jahre waren ein feines Abenteuer gewesen, doch die Marathen-Konföderation starb vor seinen Augen, und Anton Pohlmann wollte nicht mit ihr sterben. Der Rest des Marathen-Fürstentums mochte weiterkämpfen, doch

Pohlmann sagte sich, dass es an der Zeit war, sein Gold zu nehmen und sich auf die Flucht zu begeben.

Saleurs *compoo* begann bereits zurückzuweichen. Einige der Männer aus den hinteren Reihen warteten nicht einmal auf das Eintreffen der Schotten, sondern rannten zurück in den Fluss Juah und wateten durch das schmutzige Wasser, das ihnen bis zur Brust reichte. Der Rest des Regiments begann zu wanken.

Pohlmann hatte gedacht, dass diese drei *compoo*s so gut wie jede Infanterie auf der Welt waren, doch sie hatten sich als zerbrechlich erwiesen. Die Briten feuerten eine Salve, und Pohlmann hörte die Kugeln in seine Infanterie einschlagen, und dann hörte er das Hurrageschrei, als die Rotröcke mit aufgepflanztem Bajonett vorwärts stürmten, und plötzlich war keine Armee mehr vor ihnen, nur eine Masse von Männern, die zum Fluss flüchteten.

Pohlmann nahm seinen farbenprächtig gefiederten Hut ab, der ihn als besondere Beute kennzeichnete, und warf ihn fort, dann nahm er seine Offiziersschärpe ab und warf sie dem Hut hinterher, als er seinem Pferd die Sporen gab und nach Assaye galoppierte.

Er nahm an, dass ihm noch ein paar Minuten blieben, und diese Zeit sollte reichen, um sein Gold zu sichern und zu entkommen. Die Schlacht war verloren und – für Pohlmann – auch der Krieg. Es war an der Zeit, sich zur Ruhe zu setzen.

KAPITEL 12

Allein Assaye blieb in feindlichen Händen, denn der Rest von Pohlmanns Armee hatte sich einfach aufgelöst. Die große Mehrzahl der Marathen-Reiter hatte den Nachmittag als Zuschauer verbracht, doch jetzt wandten sie sich ab und ritten westwärts auf Borkardan zu, während im Norden, jenseits des Juah, die Überbleibsel von Pohlmanns drei *compoo*s in Panik flüchteten, verfolgt von einer Hand voll Kavalleristen der Briten und der Company, deren Pferde durstig und erschöpft waren.

Große Pulverrauchschleier lagen wie Nebel über dem Schlachtfeld, auf dem Männer von beiden Armeen stöhnten und starben. Diomed erzitterte heftig, hob seinen Kopf ein letztes Mal, verdrehte die Augen und lag still. Der Sepoy, der das Pferd bewacht hatte, blieb auf seinem Posten und verscheuchte die Fliegen von dem toten Pferd.

Die Sonne rötete die Schichten des Pulverrauchs. Es war noch eine Stunde Tageslicht übrig, ein paar Momente der Dämmerung, und dann würde es Abend sein, und Wellesley nutzte das letzte Licht, um seine siegreiche Infanterie zu den Mauern von Assaye marschieren zu lassen. Er befahl Kanoniere zu sich und ließ sie die erbeuteten feindlichen Kanonen zum Dorf transportieren.

»Sie werden sich nicht behaupten«, sagte er zu seinen Adjutanten. »Ein paar Kanonenkugeln und der Anblick von einigen Bajonetten, und sie werden brechen und fliehen.«

Das Dorf verfügte immer noch über eine kleine Armee. Die zwanzigtausend Mann des Radschas von Berar waren hinter dicken Mauern, und Major Dodd hatte sein eigenes Regiment in das Dorf marschieren lassen. Er hatte den Rest der Marathen-Linie in sich zusammenfallen sehen und beobachtet, wie Anthony Pohlmann seinen Hut weggeworfen hatte und in das Dorf geflüchtet war.

Statt seine Männer von der Panik anstecken zu lassen, hatte Dodd sie ostwärts geführt und befohlen, die Geschütze des Regiments aufzugeben und dann seinem befehlshabenden Offizier in das Gewirr von Assayes schmalen Gassen zu folgen.

Beny Singh, der Kriegsherr des Radschas von Berar und der Killadar der Garnison des Dorfes, war froh, den Europäer zu sehen.

»Was machen wir?«, fragte er Dodd.

»Machen? Wir steigen natürlich aus. Die Schlacht ist verloren.«

Beny Singh blinzelte ihn an. »Wir hauen einfach ab?«

Dodd stieg von seinem Pferd und führte Beny Singh von seinen Adjutanten fort.

»Wer sind unsere besten Soldaten?«, fragte er.

»Die Araber.«

»Sagen Sie ihnen, sie sollen Verstärkung holen und das Dorf verteidigen, und versprechen Sie ihnen, wenn sie Assaye bis zum Anbruch der Nacht halten können, dann wird am Morgen Hilfe kommen.«

»Aber das wird nicht der Fall sein«, protestierte Beny Singh.

»Doch wenn sie Assaye halten«, sagte Dodd, »dann decken sie Ihre Flucht, Sahib.« Er lächelte schmeichlerisch, denn er wusste, dass Männer wie Beny Singh noch eine Rolle in seiner Zukunft spielen konnten. »Die Briten werden auf jeden Flüchtling einschlagen, der das Dorf verlässt«, erklärte Dodd, »doch sie wagen es nicht, Männer anzugreifen, die gut ausgebildet und befehligt sind. Ich habe das in Ahmadnagar bewiesen. So sind Sie also willkommen, mit meinen Männern nach Norden zu marschieren, Sahib. Ich verspreche, das sie nicht zersprengt werden wie der Rest.«

Er stieg wieder in den Sattel, ritt zu seinen Kobras zurück und befahl ihnen, sich zu Captain Joubert an der Furt zu begeben.

»Warten Sie dort auf mich«, sagte er, dann befahl er seiner eigenen Sepoy-Kompanie, ihm tiefer ins Dorf zu folgen.

Die Schlacht mochte verloren sein, doch die Männer hatten Dodd nicht im Stich gelassen, und so war er entschlossen, sie zu belohnen. Er führte sie zu dem Haus, in dem Colonel Pohlmann seinen Schatz gelagert hatte. Dodd wusste, wenn er seinen Männern kein Gold gab, dann würden sie sich davonmachen und sich einen anderen Kriegsherrn suchen, der sie belohnen würde. Wenn er sie jedoch bezahlte, dann würden sie unter seinem Kommando bleiben, während er einen anderen Prinzen als Arbeitgeber suchte.

Er hörte das Donnern eines großen Geschützes jenseits des Dorfes und nahm an, dass die Briten begonnen hatte, Assayes Schutzmauer aus getrocknetem Schlamm zu beschießen. Dodd wusste, dass diese Mauern nicht lange halten würden, denn jeder Treffer würde die getrockneten Schlammziegel zerbröckeln, und die Dachbalken der äußeren Häuser würden zusammenbrechen, sodass binnen Minuten eine breite Bresche in Assayes Herz führen würde. Einen Moment später würden die Rotröcke in die staubige Bresche befohlen werden. Und die Gassen des Dorfes würden verstopft sein mit Soldaten, die ihre Bajonette einsetzten.

Dodd erreichte die Gasse, die zu dem Hof führte, in dem Pohlmann seine Elefanten gelassen hatte, und er sah – wie erwartet –, dass das große Tor immer noch geschlossen war. Pohlmann war zweifellos im Hof, bereitete sich auf die Flucht vor, doch Dodd konnte nicht warten, bis der Hannoveraner die Tore öffnete, und so befahl er seinen Männern, sich ihren Weg in das Haus zu erkämpfen. Er befahl einem Dutzend Männer, die Gasse zu blockieren, gab einem dieser Männer sein Pferd zu halten, dann führte er den Rest der Sepoys zum Haus.

Pohlmanns Leibwache sah sie kommen und feuerte, doch zu früh, Dodd überlebte die in Panik geschossene Salve und trieb seine Männer mit Schreien weiter.

»Tötet sie!«, brüllte er, den Säbel in der Hand, als er durch den Musketenrauch angriff. Er trat die Haustür auf und sprang in eine Küche, die voller Männer in purpurfarbenen Uniformenröcken war. Er sprang mit dem Säbel auf sie zu und trieb die Verteidiger zurück, und dann trafen seine Sepoys ein und griffen Pohlmanns Männer mit ihren Bajonetten an.

»Gopal!«, rief Dodd.

»Sahib?«, der Jemadar zog seinen *tulwar* aus einer Leiche.

»Finde das Gold! Verlade es auf die Elefanten, und öffne das Hoftor!« Nachdem Dodd die Befehle geknurrt hatte, machte er mit dem Töten weiter. Er war von großem Zorn erfüllt.

Wie konnte irgendein Dummkopf diese Schlacht verlieren? Wie konnte ein Mann, der hunderttausend Soldaten hatte, von einer Hand voll Rotröcken besiegt werden?

Es war Pohlmanns Fehler, alles Pohlmanns Schuld, und Dodd wusste, dass Pohlmann irgendwo in dem Haus oder im Hof sein musste, so jagte er ihn und ließ seine Wut an Pohlmanns Leibwächtern aus, verfolgte sie von Zimmer zu Zimmer, schlachtete sie gnadenlos ab, und die ganze Zeit donnerten die großen Geschütze, und ihre Kanonenkugeln schlugen in die Mauern des Dorfes.

Der größte Teil der Infanterie des Radschas von Berar war geflüchtet. Diejenigen auf den behelfsmäßigen Brustwehren sahen, dass sich die Rotröcke jenseits des Rauchs der großen Kanone drängten, und sie warteten nicht darauf, dass die britische Infanterie angriff, sondern rannten stattdessen nordwärts. Nur die arabischen Söldner blieben, und auch einige dieser Männer sagten sich, dass Vorsicht besser als Tapferkeit war, und so schlossen sie sich der anderen Infanterie an, die durch die Furt platschte, wo Captain Joubert mit Dodds Regiment wartete.

Joubert war nervös. Die Verteidiger des Dorfes flüchteten. Dodd war vermisst, und Simone war immer noch irgendwo im Dorf. Es ist wie das Ende von Ahmadnagar, dachte er, und

diesmal war er entschlossen, dafür zu sorgen, dass seine Frau nicht zurückgelassen wurde. Er trat seinem Pferd die Hacken in die Flanken und preschte auf das Haus zu, wo Simone Zuflucht gesucht hatte.

Dieses Haus lag in der Nähe des Hofes, wo Dodd Pohlmann suchte, doch der Hannoveraner war verschwunden. Sein Gold befand sich in den Korbgestellen, die von Pohlmanns Leibwächtern auf die beiden Transportelefanten geschnallt worden waren, bevor Dodds Männer angegriffen hatten, doch es war kein Anzeichen von Pohlmann selbst zu sehen.

Dodd sagte sich, dass er den Bastard leben lassen sollte, und so gab er seine Jagd auf, schob seinen Säbel in die Scheide und entriegelte die Hoftore.

»Wo ist mein Pferd?«, rief er den Männern zu, die er die Gasse hatte sichern lassen.

»Tot, Sahib«, antwortete ein Mann.

Dodd rannte durch die Gasse und sah, dass sein kostbarer neuer Wallach von einer Kugel aus dem Salvenfeuer von Pohlmanns Leibwächtern getroffen worden war. Das Tier war noch nicht tot, sondern lehnte mit gesenktem Kopf in der Gasse an einer Wand. Seine Augen waren glasig, und Blut tropfte aus seinem Mund. Dodd fluchte.

Die großen Geschütze feuerten immer noch jenseits des Dorfes, was verriet, dass die Rotröcke noch nicht vorrückten, doch plötzlich hörte das Krachen auf, und Dodd wusste, dass ihm nur noch Minuten bis zur Flucht übrig blieben.

In diesem Moment sah er ein Pferd in die Gasse einbiegen. Im Sattel saß Captain Joubert, und Dodd rannte zu ihm.

»Joubert!«

Joubert ignorierte Dodd. Stattdessen legte er die Hände als Schalltrichter vor seinen Mund und schrie zum Haus hinauf, in dem die Frauen während des Kampfes Zuflucht gesucht hatten. »Simone!«

»Geben Sie mir Ihr Pferd, Captain!«, verlangte Dodd.

Joubert ignorierte den Major immer noch. »Simone!«, brüllte er wieder, dann trieb er sein Pferd die Gasse hinauf.

War Simone bereits fort? War sie nördlich des Juah? »Simone!«, rief er.

»Captain!«, schrie Dodd hinter ihm.

Joubert drehte sich um, sammelte allen Mut, um dem Engländer zu sagen, dass er zur Hölle fahren solle, doch als er sich umdrehte, sah er, dass Dodd eine große Pistole auf ihn richtete.

»Nein!«, stieß Joubert hervor.

»Doch, Monsieur«, sagte Dodd und feuerte.

Der Einschlag der Kugel warf Joubert mit dem Rücken gegen die Wand, und er rutschte daran hinab und hinterließ eine Blutspur. Eine Frau schrie an einem oberen Fenster eines Hauses, als Dodd sich in den Sattel des Pferdes des Franzosen schwang. Gopal führte bereits den ersten Elefanten aus dem Tor des Hofes.

»Zur Furt, Gopal!«, rief Dodd, dann preschte er in den Hof, um sicherzustellen, dass der zweite Elefant ebenfalls zum Aufbruch bereit war.

Unterdessen war es in den Gassen plötzlich still. Die meisten Söldner aus der Garnison des Dorfes waren geflüchtet. Staub wirbelte vor den Mauern des eingeschlossenen Dorfes, und dann ertönte der Befehl für die Rotröcke vorzurücken.

Assaye war dem Untergang geweiht.

Colonel McCandless hatte den Rückzug von Dodds Männern ins Dorf beobachtet, und er bezweifelte, dass der Verräter mit ihnen die Garnison des todgeweihten Dorfes verstärken wollte.

»Sevajee!«, rief McCandless. »Bring deine Männer zur gegenüberliegenden Seite!«

»Über den Fluss?«, fragte Sevajee.

»Beobachte, ob er die Furt durchquert«, sagte McCandless.

»Wo werden Sie sein, Colonel?«

»Im Dorf.« McCandless glitt von Äolus und humpelte zu den erbeuteten Geschützen, die auf die Mauern aus getrocknetem Schlamm zu feuern begonnen hatten. Die

Schatten waren jetzt lang, das Tageslicht kurz, und die Schlacht endete, aber es war immer noch Zeit, Dodd in der Falle zu fangen. Lass ihn sich als Held fühlen, betete McCandless, lass ihn in dem Dorf bleiben, gerade lange genug, um geschnappt zu werden.

Die großen Geschütze waren nur dreihundert Yards von den dicken Mauern des Dorfes entfernt. Jeder Schuss pulverisierte die Schlammziegel, und große Wolken aus rotem Staub wallten dicht empor. Wellesley ließ die Überlebenden des 74. Regiments und ein Madras-Bataillon kommen und stellte sie beide in Linie hinter den Geschützen auf.

»Sie werden sich nicht halten, Wallace«, sagte Wellesley zum Kommandeur des 74. »Wir werden ihnen fünf Minuten Artilleriebeschuss geben, dann können Ihre Jungs das Dorf übernehmen.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen zu gratulieren, Sir«, sagte Wallace, nahm eine Hand von den Zügeln und streckte sie dem General hin.

»Mir zu gratulieren?«, fragte Wellesley mit einem Stirnrunzeln.

»Für den Sieg, Sir.«

»Ich nehme an, es ist ein Sieg. Bei meiner Seele, so ist es. Ich danke Ihnen, Wallace.« Der General neigte sich vor und gab dem Schotten die Hand.

»Ein großer Sieg«, sagte Wallace herzlich. Dann stieg er vom Pferd, damit er das 74. ins Dorf führen konnte.

McCandless schloss sich ihm an. »Es macht Ihnen doch nichts aus, wenn ich mitkomme, Wallace?«

»Ich freue mich über Ihre Gesellschaft, McCandless. Ein großer Tag, nicht wahr?«

»Der Herr ist barmherzig zu uns gewesen«, stimmte McCandless zu. »Gelobt sei sein Name.«

Das Donnern der Geschütze endete, ihr Pulverrauch trieb nordwärts, und die untergehende Sonne schien auf die gebrochenen Mauern. Es waren keine Verteidiger zu sehen,

nichts als Staub und zerschmetterte Ziegel und geborstene Balken.

»Vorwärts, Wallace!«, rief Wellesley, und der einsame Dudelsackpfeifer hob sein Instrument und spielte zum Vormarsch der Rotröcke und Sepoys.

Die anderen Bataillone schauten zu. Sie hatten den ganzen Nachmittag gekämpft und eine Armee vernichtet. Und jetzt lagen sie am Ufer des Juah und tranken das schlammige Wasser, um ihren Durst zu stillen. Niemand überquerte den Fluss, nur eine Hand voll Kavalleristen platschte durch das Wasser, um die Nachzügler der Flüchtigen auf dem anderen Ufer zu jagen.

Major Blackiston brachte Wellesley eine erbeutete Standarte, eine der vielen, die von den fliehenden Marathen aufgegeben worden waren. »Sie haben auch all ihre Geschütze verlassen, Sir.«

Wellesley nahm die Standarte lächelnd entgegen. »Mir wäre lieber, Sie hätten mir etwas Wasser gebracht, Blackiston. Wo sind meine Feldflaschen?«

»Sergeant Sharpe hat sie noch, Sir«, antwortete Campbell und reichte dem General seine eigene Feldflasche.

»Ah, ja, Sharpe.« Der General runzelte die Stirn, wusste, dass da noch eine unerledigte Sache war. »Wenn Sie ihn sehen, bringen Sie ihn zu mir.«

»Das werde ich tun, Sir.«

Sharpe war nicht weit entfernt. Er war nach Norden durch die unordentlichen Reste der Marathen-Schlachtlinie geritten, hatte gesehen, wo die Geschütze auf das Dorf feuerten, und gerade als sie verstummten, entdeckte er McCandless, der hinter dem 74. Regiment ging, das nach Assaye vorrückte. Er beeilte sich, den Colonel einzuholen, und wurde mit einem herzlichen Lächeln von McCandless belohnt. »Ich dachte, ich hätte Sie verloren, Sharpe.«

»Das hätten Sie fast auch, Sir.« »Der General hat Sie freigegeben, nicht wahr?«

»Das hat er sozusagen, Sir. Uns sind die Pferde ausgegangen, Sir. Zwei sind getötet worden.« »Zwei! Ein teurer Tag für ihn! Es klingt, als hätten Sie eine ereignisreiche Zeit gehabt.« »Eigentlich nicht, Sir«, sagte Sharpe. »Eigentlich nur ein bisschen verwirrend.«

Der Colonel runzelte die Stirn, als sein Blick auf die blutgetränkte Schulterwulst der Leichten Kompanie auf Sharpes linker Schulter fiel. »Sie sind verwundet, Sharpe.«

»Ein Kratzer, Sir. Ein Bastard – Verzeihung, Sir –, ein Mann mit einen *tulwar* versuchte, mich zu kitzeln.«

»Aber es ist alles in Ordnung mit Ihnen?«, fragte McCandless besorgt.

»Ja, mir geht es prima.« Sharpe hob den linken Arm, um anzuzeigen, dass es keine ernsthafte Verletzung war.

»Der Tag ist noch nicht vorüber«, sagte McCandless und wies zum Dorf. »Dodd ist da, Sharpe, oder er ist da gewesen. Ich bin froh, dass Sie hier sind. Er versucht zweifellos zu entkommen, aber Sevajee ist auf der anderen Seite des Flusses, und zwischen uns sollte der Schuft in der Falle sein.«

Sergeant Obadiah Hakeswill war etwa hundert Schritte hinter McCandless. Er hatte ebenfalls gesehen, dass der Colonel dem 74. Regiment folgte, und jetzt folgte Hakeswill McCandless, denn wenn McCandless seinen Brief schrieb, dann wusste Hakeswill, dass sein Rang als Sergeant gefährdet war.

»Es ist ja nicht so, als ob ich es gern täte«, sagte er zu seinen Männern, als er mit der Verfolgung des Colonels begann, »aber er lässt mir keine Wahl. Überhaupt keine. Sein eigener Fehler. Er ist selbst schuld.«

Drei seiner Männer folgten ihm, die anderen weigerten sich mitzukommen.

Eine Muskete feuerte von einem Dach in Assaye, und das zeigte an, dass nicht alle Verteidiger geflüchtet waren. Die Kugel flog über Wallaces Kopf, und der Colonel, der seine

Leute keinem Feuer aussetzen wollte, befahl seinen Männern, im Geschwindschritt zu marschieren.

»Zwischen die Häuser, Jungs!«, rief er. »Jagt sie, und erledigt sie. Schnell jetzt!«

Weitere Musketen feuerten aus den Häusern, doch das 74. rannte jetzt mit Hurrageschrei los. Die ersten Männer sprangen durch die Bresche, die von den großen Geschützen geschlagen worden war, andere zogen einen Karren zur Seite, der einen Durchgang zu einer Gasse blockierte, und als dieser Weg frei war, strömten Schotten und Sepoys in das Dorf. Die arabischen Verteidiger feuerten ihre letzten Schüsse ab und zogen sich dann unter dem Ansturm der Rotröcke zurück. Ein paar waren in den Häusern in der Falle und starben unter schottischen oder indischen Bajonetten.

»Sie gehen voraus, Sharpe«, sagte McCandless, denn sein verwundetes Bein ließ ihn humpeln, und er war inzwischen weit hinter den Highlandern. »Versuchen Sie, den Mann zu entdecken«, sagte McCandless, obwohl er bezweifelte, dass Sharpe Erfolg haben würde. Dodd würde längst fort sein, aber es bestand immer noch eine geringe Chance, dass er bis zum Ende wartete, und wenn die Männer des 74. Dodd in der Falle hatten, dann konnte Sharpe wenigstens versuchen sicherzustellen, dass er lebend gefangen genommen wurde. »Gehen Sie, Sharpe«, befahl der Colonel. »Schnell!«

Sharpe rannte los. Er kletterte auf die Trümmer einer staubigen Bresche und sprang hinab in einen verwüsteten Raum. Er schob sich durch das Haus vor, trat über einen toten Araber an der Tür hinweg, wich einem Misthaufen im Hof aus und stürmte in eine Gasse. Schüsse krachten beim Fluss, und so lief er in diese Richtung, an Häusern vorbei, in denen das wenige, das die Besatzung durch die Marathen übrig gelassen hatte, geplündert wurde.

Ein Sepoy tauchte mit einem verbeulten Topf aus einem Haus auf, während ein Highlander eine zerbrochene Messingwaage gefunden hatte, doch der Plunder war nichts

im Vergleich zu den Reichtümern, die in Ahmadnagar erbeutet worden waren. Eine weitere Salve krachte voraus, und Sharpe fiel in Laufschritt, bog um eine Ecke und verharrte oberhalb der Furt des Dorfes.

Dodds Regiment war auf der anderen Seite des Flusses, wo zwei weiß berockte Kompanien eine Nachhut gebildet hatten. Es war genau wie in Ahmadnagar, wo Dodd seine Fluchtroute mit Salvenfeuer gesichert hatte. Der Major befand sich jetzt mit Pohlmanns beiden Elefanten sicher am anderen Flussufer, und seine Männer hatten auf jeden Rotrock gefeuert, der es gewagt hatte, sich am südlichen Ufer zu zeigen. Doch dann, gerade als Sharpe an der Furt eintraf, machte die Nachhut kehrt und marschierte nach Norden.

»Er entkommt«, sagte ein Mann, »der Bastard kommt sauber davon.«

Sharpe schaute zum Sprecher und sah einen Sergeant der East India Company in einer Tür, nur ein paar Yards entfernt. Der Mann rauchte eine Pfeife und schien ein Wachtposten für eine Gruppe von Gefangenen im Haus hinter ihm zu sein.

Sharpe spähte zu Dodds Regiment, das in den Schatten einiger Bäume marschierte.

»Der Bastard!« Sharpe spuckte aus. Er konnte Dodd auf seinem Pferd vor den beiden Kompanien der Nachhut sehen, und er war versucht, einen Weitschuss mit seiner Muskete zu versuchen, doch die Entfernung war viel zu groß, und dann verschwand Dodd auch schon in den Schatten. Seine Nachhut folgte ihm.

Sharpe konnte im Westen Sevajee sehen, doch der Inder war hilflos. Dodd hatte fünfhundert Mann in Reih und Glied, und Sevajee verfügte nur über zehn Reiter.

»Er ist verdammt wieder entkommen«, sagte Sharpe und spuckte in Richtung Fluss.

»Mit meinem Gold«, sagte der Sergeant der East India Company niedergeschlagen. Sharpe fasste den Mann von Neuem ins Auge.

»Verdammt noch mal«, entfuhr es Sharpe erstaunt, denn er erkannte, dass der Mann Pohlmann war, der seine alte Sergeantenuniform angezogen hatte. Pohlmanns »Gefangene« waren eine kleine Gruppe seiner Leibwächter.

»Ein Jammer«, sagte Pohlmann und spuckte einen Tabakkrümel aus. »Vor zehn Minuten war ich noch einer der reichsten Männer Indiens. Und jetzt bin ich wohl Ihr Gefangener, oder?«

»Es juckt mich nicht, wer und was Sie sind, Sir«, sagte Sharpe und schwang die Muskete am Riemen über die Schulter.

»Sie wollen mich nicht zu Wellesley bringen?«, fragte der Hannoveraner. »Da könnten Sie aber allerhand Lorbeeren ernten.«

»Dieser Mann gibt mir keine Lorbeeren«, sagte Sharpe. »Er ist ein hochnäsiger, kaltherziger Bastard, und ich würde lieber ihn filetieren als Sie.«

Pohlmann grinste. »Ich kann also gehen, Sergeant Sharpe?«

»Tun Sie, was verdammt Sie wollen«, sagte Sharpe. »Wie viele Männer haben Sie hier?«

»Fünf. Das sind alle, die mir geblieben sind. Den Rest hat er abgeschlachtet.«

»Dodd?«

»Er versuchte, mich zu töten, aber ich versteckte mich unter Stroh. Ein schändliches Ende für einen Kriegsherrn, finden Sie nicht auch?« Pohlmann lächelte. »Ich nehme an, Sie haben sich gut entschieden, mein Angebot nicht anzunehmen.«

Sharpe lachte bitter. »Ich weiß, wo ich hingehöre, Sir. In die Gosse. Offiziere machen sich nichts aus meiner Gesellschaft. Ich könnte mich bei einer Parade am Arsch kratzen oder in ihre Suppe pissen.« Sharpe ging zu dem kleinen Haus und spähte durch die offene Tür. »Sagen Sie besser Ihren Männern, sie sollen ihre Röcke ausziehen. Sonst könnten sie erschossen werden.« Dann schlich er leise nach hinten in

den kleinen Raum, wo er eine Frau in einem schäbigen Leinenkleid und mit einem Strohhut fand. Es war Simone.

Sharpe sah sie an. »Madame?«

Sie starrte ihn an, sah nur seine Silhouette vor dem Schein der letzten Sonne des Tages.

»Simone?«, sagte Sharpe.

»Richard?«

»Ich bin es, Liebste.« Er grinste. »Sag mir nicht, du bist wieder zurückgelassen worden!«

»Er hat Pierre getötet!«, rief Simone weinend. »Ich habe ihn beobachtet. Er hat ihn erschossen.«

»Dodd?«

»Wer sonst?«, fragte Pohlmann hinter Sharpe.

Sharpe trat weiter in den Raum und streckte die Hände zu Simone hin.

»Willst du hier bleiben«, fragte er, »oder mit mir kommen?«

Sie zögerte nur kurz, dann erhob sie sich und ergriff seine Hand.

Pohlmann seufzte. »Ich hatte gehofft, die Witwe trösten zu können, Sharpe.«

»Sie haben verloren, Sir«, sagte Sharpe. »Sie sind der Verlierer.«

Und er ging mit Simone fort, machte sich auf die Suche nach McCandless, um ihm die schlechte Nachricht zu überbringen.

Dodd war entkommen.

Colonel McCandless humpelte durch die Bresche nach Assaye. Er spürte, dass Dodd fort war, denn es wurde nicht mehr in dem Dorf gekämpft, obwohl immer noch einige Schüsse am Flussufer fielen, doch selbst diese Schüsse verstummten, als der Schotte an dem toten Mann auf der Türschwelle des Hauses vorbei und durch den Hof hinaus auf die Straße ging.

Und vielleicht, dachte er, spielt es wirklich keine Rolle mehr, denn der Sieg dieses Tages wird in ganz Indien

bekannt werden.

Die Rotröcke hatten zwei Armeen zerschlagen, sie hatten die Macht zweier mächtiger Prinzen zerschmettert. Und von diesem Augenblick an würde Dodd von Zuflucht zu Zuflucht gejagt werden, während sich die britische Macht nach Norden ausbreitete. Und sie würde sich ausbreiten, das wusste McCandless. Jedes neue Vorrücken wurde als das letzte erklärt, aber jedes brachte neue Grenzen und neue Feinde, und so marschierten die Rotröcke wieder, und vielleicht würden sie erst zu marschieren aufhören, wenn sie ganz im Norden die großen Berge erreicht hatten. Vielleicht würde Dodd dort gestellt und erschossen werden wie ein Hund, dachte McCandless.

Und plötzlich war es McCandless ziemlich gleichgültig. Er fühlte sich alt. Die Schmerzen in seinem Bein waren schrecklich. Er war noch geschwächt vom Fieber. Es war an der Zeit heimzukehren. Zurück nach Schottland. Er sollte Äolus verkaufen, Sharpe die Schulden zurückzahlen, seine Pension einreichen und an Bord eines Schiffes gehen.

Fahr heim, dachte er. Nach Lochaber und zu den grünen Hängen von Glen Scaddle. In Britannien würde Arbeit zu erledigen sein, nützliche Arbeit, denn er korrespondierte mit Männern in London und Edinburgh, die eine Gesellschaft gründen wollten, um Bibeln in der gesamten heidnischen Welt zu verbreiten. McCandless wünschte sich, ein kleines Haus in Lochaber zu finden, einen Diener anzustellen und seine Tage damit zu verbringen, Gottes Wort in die indischen Sprachen zu übersetzen. Das würde ein Job sein, der die Arbeit lohnte, und er fragte sich, warum er so lange darauf gewartet hatte. Ein kleines Haus, ein großes Feuer, eine Bibliothek, ein Tisch, ein Vorrat an Tinte und Papier, und – mit Gottes Hilfe – in diesem kleinen Haus konnte er mehr für Indien tun, als er jemals erreichen konnte, indem er einen Verräter zur Strecke brachte.

Der Gedanke an die große Aufgabe brachte ihn in Hochstimmung. Dann bog er um eine Ecke und sah

Pohlmanns großen Elefanten frei durch eine Gasse stampfen.

»Du hast dich verirrt, Junge«, sagte er zu dem Elefanten und hielt ihn an einem der Ohren fest. »Jemand hat das Hoftor offen gelassen, nicht wahr?«

Er zog den Elefanten am Ohr herum. Und er folgte ihm glücklich. Sie gingen an einem toten Pferd vorbei, und dann sah McCandless einen toten Europäer mit einem weißen Uniformrock, und für einen Moment dachte er, es müsse Dodd sein, doch dann erkannte er Captain Joubert. Er lag mit einem Kugelloch in der Brust auf dem Rücken.

»Armer Mann«, murmelte er und führte den Elefanten durch das Tor in den Hof. »Ich sorge dafür, dass man dir Futter bringt«, sagte er zu dem Dickhäuter, dann wandte er sich um und verriegelte das Tor.

Er verließ den Hof, ging durch das Haus und bahnte sich einen Weg zwischen den Leichen in der Küche. Er schob die Außentür auf – und starrte in die blauen Augen von Sergeant Hakeswill.

»Ich habe nach Ihnen gesucht, Sir«, sagte Hakeswill.

»Sie und ich haben nichts miteinander zu tun, Sergeant«, sagte McCandless.

»Oh, aber das haben wir doch«, sagte Hakeswill, und seine drei Männer blockierten hinter ihm den Weg. »Ich wollte mit Ihnen reden, Sir. Über den Brief, den Sie an meinen Colonel Gore schreiben wollen.«

McCandless schüttelte den Kopf. »Ich habe Ihnen nichts zu sagen, Sergeant.«

»Ich hasse die verdammten Schotten«, sagte Hakeswill, und in seinem Gesicht zuckte es. »Die bestehen nur aus Gebeten und Moral, nicht wahr, Colonel? Aber ich bin nicht belastet mit Moral. Diesen Vorteil habe ich.« Er grinste, dann zog er sein Bajonett und befestigte es auf der Mündung seiner Muskete. »Man hat mich einmal aufgehängt, Colonel, doch ich habe überlebt, weil Gott mich liebt. Das tut er, Colonel, und ich werde nicht noch einmal bestraft werden,

nie wieder. Nicht von Ihnen, Colonel, von keinem Menschen. So steht es schon in der Bibel.«

Er näherte sich McCandless mit vorgehaltenem Bajonett. Seine drei Männer blieben zurück, und McCandless nahm an, dass sie nervös waren, doch Hakeswill zeigte keinerlei Furcht.

»Nehmen Sie Ihre Waffe weg, Sergeant«, blaffte McCandless.

»Oh, das werde ich tun, Sir, ich werde sie in Sie stecken, wenn Sie mir nicht bei Gott schwören, dass Sie keinen Brief schreiben.«

»Ich werde den Brief heute Abend schreiben«, sagte McCandless und zog sein Breitschwert. »Und jetzt weg mit der Waffe, Sergeant.«

In Hakeswills Gesicht zuckte es heftig. Er blieb drei Schritte vor McCandless stehen. »Sie möchten mich am liebsten niederschlagen, nicht wahr, Sir? Weil Sie mich nicht leiden können, ist es so? Aber Gott liebt mich, Sir. Er kümmert sich um mich.«

»Sie sind unter Arrest, Sergeant«, sagte McCandless, »weil Sie einen Offizier bedroht haben.«

»Wollen wir mal sehen, wen Gott mehr liebt, Sir. Mich oder Sie.«

»Waffe weg!«, brüllte McCandless.

»Verdammter schottischer Bastard«, zischte Hakeswill und drückte ab. Die Kugel traf McCandless in den Hals und trat hinten aus seiner Wirbelsäule aus, und der Colonel war tot, bevor er zu Boden stürzte.

Der Elefant im nahen Hof, erschreckt von dem Schuss, trompetete, doch Hakeswill ignorierte das Tier.

»Schottischer Scheißer«, sagte er. Dann trat er zu dem Leichnam und durchsuchte ihn nach Gold. »Und wenn einer von euch dreien ein verdammtes Wort sagt«, drohte er seinen Männern, »dann schicke ich euch auch in den Himmel. Wenn er statt in die Hölle dorthin gefahren ist, was

ich bezweifle, weil Gott das Paradies nicht mit Schotten versauen will. So steht es schon in der Bibel.«

Er fand Gold in McCandless' Felltasche und drehte sich zu seinen Männern um, um die Münzen zu zeigen. »Wollt ihr es?«, fragte er. »Dann haltet die Klappe über die Sache.«

Sie nickten. Sie wollten das Gold. Hakeswill warf ihnen die Goldmünzen zu, dann führte er sie tiefer ins Haus, um zu sehen, ob es irgendetwas Wertvolles in den Zimmern zu plündern gab.

»Und wenn wir fertig sind«, sagte er, »dann werden wir den General aufsuchen und uns Sharpie geben lassen. Wir sind fast am Ziel, Jungs. Es war zwar ein langer Weg und eine harte Zeit, aber wir haben ihn fast hinter uns.«

Sharpe durchsuchte das Dorf nach Colonel McCandless, konnte ihn jedoch in keiner der Gassen finden. Er nahm Simone mit, als er einige der größeren Häuser durchsuchte. Durch eines der hohen Fenster schaute er hinab in den Hof und sah dort Pohlmanns großen Elefanten eingepfercht, doch von McCandless war nichts zu sehen. Sharpe sagte sich, dass er nur seine Zeit vergeudete.

»Ich gebe besser auf, Liebste«, sagte er zu Simone. »Er wird wahrscheinlich unten beim Fluss nach mir suchen.«

Sie gingen zurück zur Furt. Pohlmann war verschwunden, und Dodds Männer mussten auch längst fort sein. Die Sonne stand jetzt am Horizont, und das Ackerland nördlich des Juah war von langen Schatten gesprenkelt. Die Männer, die das Dorf eingenommen hatten, füllten ihre Feldflaschen aus dem Fluss. Und die ersten Lagerfeuer brannten in der Abenddämmerung, als Männer Wasser kochten, um sich Tee aufzubrühen.

Simone wich nicht von Sharpes Seite und redete viel über ihren Mann. Sie fühlte sich schuldig, weil sie ihn nicht geliebt hatte, doch er war gestorben, weil er in dem Dorf nach ihr gesucht hatte, und Sharpe wusste nicht, wie er sie trösten sollte.

»Er war ein Soldat, Liebste«, sagte er, »und er ist in der Schlacht gestorben.«

»Aber ich habe ihn getötet!«

»Nein, das hast nicht du getan«, widersprach Sharpe, und dann hörte er hinter sich Hufschlag und wandte sich um, denn er hoffte, Colonel McCandless zu sehen, doch es waren General Wellesley und Colonel Wallace und einige Adjutanten, die zur Furt ritten.

Sharpe erhob sich und stand still.

»Sergeant Sharpe«, sagte Wellesley, und es klang verlegen.

»Sir«, erwiderte Sharpe hölzern.

Der General zügelte sein Pferd und glitt aus dem Sattel. Sein Gesicht war gerötet, und Sharpe nahm an, dass es auf die untergehende Sonne zurückzuführen war.

»Ich habe mich noch nicht bedankt, Sergeant«, sagte der General verlegen, »denn Sie haben mir das Leben gerettet.«

Sharpe spürte, wie ihm das Blut in die Wangen schoss. Er war froh, dass die Sonne fast untergegangen war und der Straßenrand, an dem er stand, tief im Schatten lag.

»Ich habe nur mein Bestes getan, Sir«, murmelte er. »Dies ist Madame Joubert, Sir. Ihr Mann wurde getötet, Sir, er kämpfte für Colonel Pohlmann.«

Der General nahm seinen Hut ab und verneigte sich vor Simone.

»Mein Beileid, Madame«, sagte er, und dann blickte er wieder zu Sharpe, dessen langes schwarzes Haar immer noch über den Kragen fiel. »Wissen sie, wo Colonel McCandless ist?«, fragte er.

»Nein, Sir. Ich habe nach ihm gesucht, Sir.«

Wellesley spielte nervös mit seinem Hut herum, dann atmete er tief durch und nickte. »Colonel McCandless hatte heute Nachmittag eine lange Unterhaltung mit Colonel Wallace«, sagte der General. »Wie sie in der Schlacht Zeit für eine Konversation fanden, weiß ich nicht.« Dies sollte offenbar ein Scherz sein, denn der General lächelte, doch

Sharpes Miene blieb ausdruckslos, und sein Mangel an Reaktion brachte Wellesley durcheinander. »Ich muss Sie belohnen, Sharpe«, sagte er kurz angebunden.

»Wofür, Sir?«

»Dafür, dass Sie mir das Leben gerettet haben«, sagte der General in irritiertem Tonfall.

»Ich bin froh, dass ich dort gewesen bin, Sir«, sagte Sharpe und fühlte sich so verlegen wie Wellesley.

»Ich bin genauso froh, dass Sie dort waren«, sagte der General. Dann trat er einen Schritt vor und streckte ihm die Hand hin. »Ich danke Ihnen, Mister Sharpe.«

Sharpe zögerte, erstaunt über die Geste, doch dann ergriff er Wellesleys Hand. Erst dann wurde ihm bewusst, was Wellesley gesagt hatte.

»Mister, Sir?«, fragte er.

»Es ist Sitte in dieser Armee, Mister Sharpe, ungewöhnliche Tapferkeit mit ungewöhnlicher Beförderung zu belohnen. Wallace erzählte mir, dass Sie ein Offizierspatent wünschen, und er hat einen freien Posten im 74. Gott weiß, wie viele freie Stellen er hat. Wenn Sie also einverstanden sind, Sharpe, können Sie in das Regiment des Colonels als Fähnrich eintreten.«

Für einen Augenblick verstand Sharpe nicht wirklich, was gesagt wurde, doch plötzlich wurde es ihm klar, und er lächelte. In seinen Augen schimmerten Tränen. Er nahm an, dass es am Pulverrauch lag, der noch über Assaye wallte.

»Danke, Sir«, sagte er herzlich, »vielen Dank, Sir.«

»Gut, dass das erledigt ist«, sagte Wellesley mit Erleichterung. »Meinen Glückwunsch, Sharpe, und noch einmal meinen aufrichtigen Dank.« All seine Adjutanten lächelten Sharpe an, nicht mehr Sergeant Sharpe, sondern Ensign Sharpe vom 74. Regiment des Königs. Captain Campbell stieg sogar vom Pferd und reichte Sharpe die Hand, der immer noch lächelte, als er sie schüttelte.

»Es wird natürlich schlimm ausgehen«, sagte Wellesley zu Campbell, als er sich abwandte. »So ist es immer. Wir

befördern sie über ihre Position hinaus, und sie fangen zwangsläufig an zu trinken.«

»Er ist ein guter Mann, Sir«, sagte Campbell loyal.

»Auch das bezweifle ich. Aber er ist ein guter Soldat, das können Sie mir glauben. Er gehört jetzt ganz Ihnen!«

Der General schwang sich in den Sattel. Dann wandte er sich an Simone.

»Madame? Ich kann Ihnen nur sehr wenig bieten, aber wenn Sie mir beim Abendessen Gesellschaft leisten würden, wäre es mir eine Ehre. Captain Campbell wird Sie begleiten.«

Campbell bot ihr seinen Arm an. Sie blickte zu Sharpe, der ihr zustimmend zunickte. Und sie hakte sich scheu bei Campbell ein, der dem General zurück auf die Straße folgte.

Colonel Wallace neigte sich aus dem Sattel zu Sharpe hinab und schüttelte ihm die Hand: »Ich werde Ihnen ein paar Minuten Zeit geben, um sich zu säubern, Sharpe, und diese Streifen von ihrer Uniform zu entfernen. Sie könnten ebenfalls etwas von dem langen Haar abschneiden, wenn Sie schon dabei sind. Und ich schlage es nur ungern vor, aber wenn Sie ein paar Schritte östlich aus dem Dorf gehen, werden Sie viel rote Schärpen an Leichen finden. Nehmen Sie sich eine, ebenso einen Säbel, und dann kommen Sie zu uns, und begrüßen Sie Ihre Offizierskollegen. Es sind leider nur noch ein paar, und so werden Sie sicherlich willkommen sein. Die Männer können froh sein, Sie zu bekommen, obwohl Sie Engländer sind.« Wallace grinste.

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, Sir«, sagte Sharpe. Er konnte immer noch kaum glauben, was geschehen war. Er war Mister Sharpe. Mister!

»Und was wollen Sie?«, fragte Wallace plötzlich in eisigem Tonfall, und Sharpe sah, dass sein neuer Colonel Obadiah Hakeswill anstarrte.

»Ihn, Sir«, sagte Hakeswill und wies auf Sharpe. »Sergeant Sharpe, Sir, der unter Arrest steht.«

Wallace lächelte. »Sie mögen Sergeant Sharpe festnehmen, Sergeant, aber Sie werden mit Sicherheit nicht Ensign Sharpe festnehmen.«

»Ensign?« Hakeswill wurde bleich.

»Mister Sharpe ist Offizier, Sergeant«, sagte Wallace schneidig, »und Sie werden ihn als solchen behandeln. Guten Tag.« Wallace nickte Sharpe zu und tippte an seinen Hut, dann zog er sein Pferd herum und ritt davon.

Hakeswill starrte Sharpe staunend an. »Sharpie. Ein Offizier?«

Sharpe ging zu dem Sergeant. »So spricht man keinen Offizier des Königs an, Obadiah, und das weißt du.«

»Du?« In Hakeswills Gesicht zuckte es. »Du?«, fragte er von Neuem erstaunt und entsetzt.

Sharpe schlug ihm in die Magengrube, und er krümmte sich zusammen.

»Du nennst mich ›Sir‹, Obadiah«, sagte er.

»Ich werde dich nicht ›Sir‹ nennen«, sagte Hakeswill und rang um Luft. »Erst wenn die Hölle einfriert, Sharpie, und nicht mal dann.«

Sharpe schlug ihn noch einmal. Hakeswills drei Männer unternahmen nichts.

»Du nennst mich ›Sir‹«, sagte Sharpe.

»Du bist kein Offizier, Sharpie«, sagte Hakeswill, und dann schrie er auf, weil Sharpe ihn am Haar packte und auf die Straße zerrte. Hakeswills drei Männer schickten sich an, ihm zu folgen, doch Sharpe knurrte sie an zu bleiben, wo sie waren, und alle drei gehorchten.

»Du wirst mich ›Sir‹ nennen, Sergeant«, sagte Sharpe, »pass nur ja auf.« Und er zog Hakeswill die Straße hinauf und ging zu dem Haus, wo er den Elefanten gesehen hatte. Er zerrte Hakeswill durch die Tür ins Haus und die Treppe hinauf.

Der Sergeant schrie und schlug nach ihm, doch er hatte es noch nie mit Sharpe aufnehmen können. Sharpe riss ihm jetzt die Muskete aus den Händen und warf sie fort. Dann

brachte er ihn eine Etage höher zum Fenster, das in den Hof hinausblickte.

»Siehst du den Elefanten, Obadiah?«, fragte er und hielt das Gesicht des Sergeants ins offene Fenster. »Ich habe vor Kurzem gesehen, wie er einen Mann zu Tode gequetscht hat.«

»Das wirst du nicht wagen, Sharpie!«, kreischte Hakeswill, dann schrie er auf, als Sharpe ihn am Hosenboden packte.

»Nenn mich ›Sir‹!«, sagte Sharpe.

»Niemals! Du bist kein Offizier!«

»Aber doch, Obadiah, ich bin einer. Ich bin Mister Sharpe. Ich werde einen Säbel und eine Schärpe tragen, und du wirst vor mir salutieren.«

»Niemals!«

Sharpe hob Hakeswill aufs Fensterbrett. »Wenn du mich bittest, dich herunterzulassen, und wenn du mich ›Sir‹ nennst, werde ich dich loslassen.«

»Du bist kein Offizier«, protestierte Hakeswill. »Das kann nicht sein!«

»Aber ich bin einer, Obadiah«, sagte Sharpe, und dann hob er den Sergeant über das Fensterbrett hinaus. Der Sergeant schrie, als er in das Stroh darunter fiel, und der Elefant, neugierig geworden durch die sonderbare Störung an diesem bereits sonderbaren Tag, stampfte zu ihm, um ihn sich genau anzusehen. Hakeswill schlug kläglich und vergeblich nach dem Tier.

»Leb wohl, Obadiah!«, rief Sharpe, und dann benutzte er das Wort, an das er sich erinnerte. Pohlmann hatte es gesagt, als Dodds Sepoy totgetrampelt worden war.

»Haddah!«, rief Sharpe. »Haddah!«

»Halt mir das Vieh vom Leib!«, kreischte Hakeswill, als der Elefant noch näher heranstampfte und einen Vorderfuß hob.

»Das wird nicht reichen, Obadiah«, sagte Sharpe.

»Sir!«, rief Hakeswill. »Bitte, Sir. Rufen Sie ihn von mir weg!«

»Was hast du gesagt?«, fragte Sharpe und hielt eine Hand an sein Ohr.

»Sir! Sir! Bitte, Sir! Mister Sharpe, Sir!«

»Verrotte in der Hölle, Obadiah!«, rief Sharpe hinab und ging davon.

Die Sonne war untergegangen, das Dorf stank nach Pulverrauch, und zwei Armeen lagen zugrunde gerichtet auf dem blutigen Schlachtfeld außerhalb von Assaye, doch dieser große Sieg war nicht der von Sharpe. Es war die Stimme, die aus dem Hof rief, verzweifelt flehte, als Sharpe die Holztreppe hinabstieg und durch die Gasse ging.

»Sir! Sir!«, schrie Hakeswill, und Sharpe lauschte und lächelte, denn das, nahm er an, war sein wahrer Sieg.

Es war Mister Sharpes Triumph.

HISTORISCHE ANMERKUNG

Die Hintergrundereignisse zu Sharpes Sieg, die Belagerung von Ahmadnagar und die Schlacht von Assaye, sind geschehen wie in dem Roman beschrieben, und viele der Figuren der Geschichte haben existiert. Nicht nur die Hauptpersonen wie Wellesley, sondern auch Männer wie Colin Campbell, der als Erster über den Wall von Ahmadnagar stieg, und Anthony Pohlmann, der tatsächlich einst ein Sergeant der East India Company gewesen ist und die Marathen-Streitkräfte bei Assaye befehligt hat. Was mit Pohlmann nach der Schlacht geschah, ist etwas rätselhaft, aber es gibt Hinweise darauf, dass er sich wieder der Armee der East India Company anschloss. Diesmal jedoch als Offizier. Die Colonels Gore, Wallace und Harness existierten alle, und der arme Harness verlor den Verstand und musste sich bald nach der Schlacht zur Ruhe setzen.

Das Massaker von Chasalgaon ist eine pure Erfindung, doch es gab einen Lieutenant William Dodd, der vor dem Krieg zu den Marathen überlief, statt sich vor einem Zivilgericht für den Tod eines Goldschmieds zu verantworten, den er zusammenschlagen ließ. Dodd war zu sechs Monaten Verlust des Soldes verurteilt worden, und Wellesley, erzürnt über die Milde des Kriegsgerichtsurteils, überredete die East India Company, ein neues Urteil zu verhängen, das seiner Entlassung aus ihrer Armee, und er plante, Dodd wegen Mordes von einem Zivilgericht verurteilen zu lassen. Dodd, der davon erfuhr, flüchtete, doch ich bezweifle, dass er irgendwelche Sepoys bei seiner Fahnenflucht mitnahm. Dennoch war die Desertion zu jener Zeit ein Problem für die Company, denn viele Sepoys wussten, dass die indischen Staaten gut für die von Briten ausgebildeten Soldaten bezahlen würden. Sie würden sogar noch mehr für fähige europäische (oder amerikanische)

Offiziere bezahlen, und viele davon verdienten sich in diesen Jahren ein Vermögen.

Die Stadt Ahmadnagar hat sich so ausgebreitet, dass die meisten Spuren ihrer Wälle jetzt von neuen Gebäuden verborgen sind, doch die benachbarte Festung ist geblieben und immer noch ein gewaltiges Bollwerk. Heute ist die Festung ein Depot für die indische Armee und so etwas wie ein Heiligtum für die Inder, denn im weiten Umkreis ihrer Mauern aus roten Steinen wurden die Führer der indischen Unabhängigkeitsbewegung von den Briten während des Zweiten Weltkriegs gefangen genommen. Besucher sind willkommen, die Mauern mit ihren beeindruckenden Bastionen und versteckten Galerien zu besichtigen. Die Höhe der Festungsmauern ist etwas größer als die der Verteidigungsanlage der Stadt, und die Festung hatte im Gegensatz zu der Stadt einen schützenden Wassergraben, doch die Brustwehren geben immer noch eine Vorstellung davon, mit welchem Hindernis Wellesleys Männer es zu tun hatten, als sie ihre überraschende Eskalade am Morgen des 8. August 1803 begannen. Es war eine mutige Entscheidung, und ein gut kalkulierter Plan, denn Wellesley wusste, dass er im Marathen-Krieg stark in der Unterzahl sein würde, und er musste sich gesagt haben, dass ein Auftreten mit arroganter Selbstsicherheit die Moral seines Feinds untergraben würde. Der Erfolg der Attacke beeindruckte einige Inder. Goklah, ein Marathen-Führer, der sich mit den Briten verbündete, sagte zu der Einnahme von Ahmadnagar: »Diese Engländer sind seltsame Leute, und ihr General ist ein wundervoller Mann. Sie kamen im Morgen, schauten sich die Mauern an, überstiegen sie, töteten alle in der Garnison und kehrten zum Frühstück heim. Was kann sie aufhalten?«

Goklahs Anerkennung war passend, doch es waren Schotten, die »über die Mauern stiegen«, keine Engländer, und ihre Siegesfeier half Wellesley, seinen Ruf der Unbesiegbarkeit zu begründen. Lieutenant Colin Campbell

vom 78. Regiment wurde für seine Tapferkeit mit einer Beförderung und einem Posten in Wellesleys Stab belohnt. Er wurde schließlich Sir Colin Campbell, Gouverneur von Ceylon.

Die Geschichte, wie Wellesley durch Beobachtung und gesunden Menschenverstand auf das Vorhandensein der Furt bei Peepulgaon schloss, ist gut belegt. Die Furt zu benutzen war eine enorm tapfere Entscheidung, denn keiner wusste, ob sie tatsächlich existierte, bis Wellesley selbst in den Fluss ritt. Seine Ordonnanz von den 19. Dragonern wurde bei der Annäherung an den Kaitna getötet, und nirgendwo ist verzeichnet, wer seine Stelle einnahm. Doch ein Soldat muss die Pflichten des Dragoners übernommen haben, denn zwei Pferde von Wellesley wurden an diesem Tag getötet, und jemand war bei beiden Anlässen mit einem Ersatzpferd zur Stelle. Beide Pferde starben wie in dem Roman beschrieben, das erste während des großartigen Angriffs des 78. Regiments auf Pohlmanns rechte Flanke, und das zweite, Diomed, Wellesleys bevorzugtes Schlachtross, während des Kampfes zur Wiedereinnahme der Marathen-Geschützlinie. Während dieses Kampfes wurde Wellesley vom Pferd abgeworfen und war kurz von Feinden umzingelt. Er erzählte nie Einzelheiten darüber, obwohl man annimmt, dass er gezwungen war, sich mit seinem Säbel selbst zu verteidigen, und er war in seiner langen militärischen Laufbahn vermutlich dem Tod nie näher gewesen. Wurde sein Leben von einem namenlosen Soldaten gerettet? Vermutlich nicht, denn Wellesley hätte sicherlich eine solche Tat mit einer Anerkennung gewürdigt, die gut zu einem Offizierspatent hätte führen können. Wellesley verabscheute solche Beförderungen zu Offizieren aus den Mannschaften (»Sie neigen immer dazu, mit dem Trinken anzufangen«), doch er beförderte zwei Männer für außergewöhnliche Tapferkeit an dem Abend von Assaye.

Assaye ist nicht die berühmteste von Arthur Wellesleys Schlachten, doch es war diejenige, auf die er am meisten

stolz war. Jahre später, lange nachdem er die Franzosen aus Portugal und Spanien zurückgetrieben und Napoleon bei Waterloo besiegt hatte, wurde der Duke of Wellington (zu dem Arthur Wellesley wurde) gefragt, was seine beste Schlacht gewesen sei. Er zögerte nicht mit der Antwort. »Assaye«, sagte er, denn er manövrierte einen viel größeren Feind aus und kämpfte ihn nieder. Das tat er schnell, brutal und brillant. Er schaffte es ohne Colonel Stevensons Hilfe. Stevenson hatte versucht, Wellesley zu verstärken, doch sein örtlicher Führer führte ihn in die Irre, als er auf das entfernte Donnern der Geschütze zueilte, und Stevenson regte sich so sehr über den Irrtum des Führers auf, dass er den Mann aufhängen ließ.

Assaye war eine der kostspieligsten von Wellesleys Schlachten. »Die verdammtesten Zahlen, die ich jemals sah«, erinnerte sich der Duke im späteren Leben. Pohlmanns Truppen hatten 1200 Gefallene und etwa 5 000 Verwundete zu beklagen, und Wellesley 456 Gefallene (200 davon Schotten) und etwa 1200 Verwundete. 102 feindliche Geschütze wurden erbeutet, und bei vielen davon wurde eine so gute Qualität festgestellt, dass sie in britischen Dienst genommen wurden, doch andere, hauptsächlich weil ihr Kaliber nicht zu den britischen Artilleriestandards passte, wurden auf dem Schlachtfeld in die Luft gejagt, und die Überreste liegen immer noch auf dem ehemaligen Schauplatz.

Das Schlachtfeld ist im Grunde genommen unverändert geblieben. Keine Straßen sind beschottert worden, die Furten sehen aus, wie sie immer ausgesehen haben, und Assaye ist kaum größer, als es 1803 gewesen ist. Die äußeren Mauern der Häuser bestehen immer noch aus getrockneten Schlammziegeln, während Knochen und Kugeln häufig aus dem Erdreich gepflügt werden. (»Sie waren sehr große Männer«, erzählte mir ein Bauer, der auf den Boden wies, auf dem das 74. Regiment so viel erlitten hatte.) Es gibt kein Denkmal in Assaye. Abgesehen von einer

gemalten Karte der Stellungen der Armeen auf einer Wand des Dorfes und dem Grab eines britischen Offiziers, erinnert nichts an die Schlacht von Assaye. Die Bronzeplatte des Grabes wurde gestohlen, doch die Einwohner wissen, dass auf ihren Feldern Geschichte gemacht wurde, und sie sind stolz darauf und zeigen sich Besuchern gegenüber bemerkenswert gastfreundlich. Es sollte einige Gedenktafeln auf dem ehemaligen Schlachtfeld geben, denn die schottischen und indischen Soldaten, die bei Assaye kämpften, errangen einen erstaunlichen Sieg. Sie waren außergewöhnlich tapfere Männer, und ihr Kampf war noch nicht vorüber, denn viele Feinde waren entkommen, und der Krieg würde weitergehen. Wellesley und seine kleine Armee verfolgten die übrig gebliebenen Marathen zur großen Hügelfestung bei Gawilgarh. Das bedeutet, dass Mister Sharpe wieder marschieren muss.

Ein neues Indien-Abenteuer mit Richard Sharpe in deutscher Erstübersetzung

Richard Sharpe wird Zeuge eines Massakers an einem britischen Außenposten – verantwortlich ist ein englischer Offizier, der zur verfeindeten Marathen-Konföderation übergelaufen ist. Sharpe begibt sich auf die Jagd nach dem Verräter. Dabei muss er tief in Feindesland vordringen und wird bald selbst zum Gejagten. Sein Weg führt ihn zu dem kleinen Dorf Assaye, wo die englische Armee sich einer gewaltigen indischen Übermacht stellen muss. Unter den Reihen des Feindes ist auch der Überläufer. Sharpe wittert die Chance, ihn ein für alle Mal zu stellen.

Deutsche Erstveröffentlichung Allgemeine Reihe



www.luebbe.de